This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

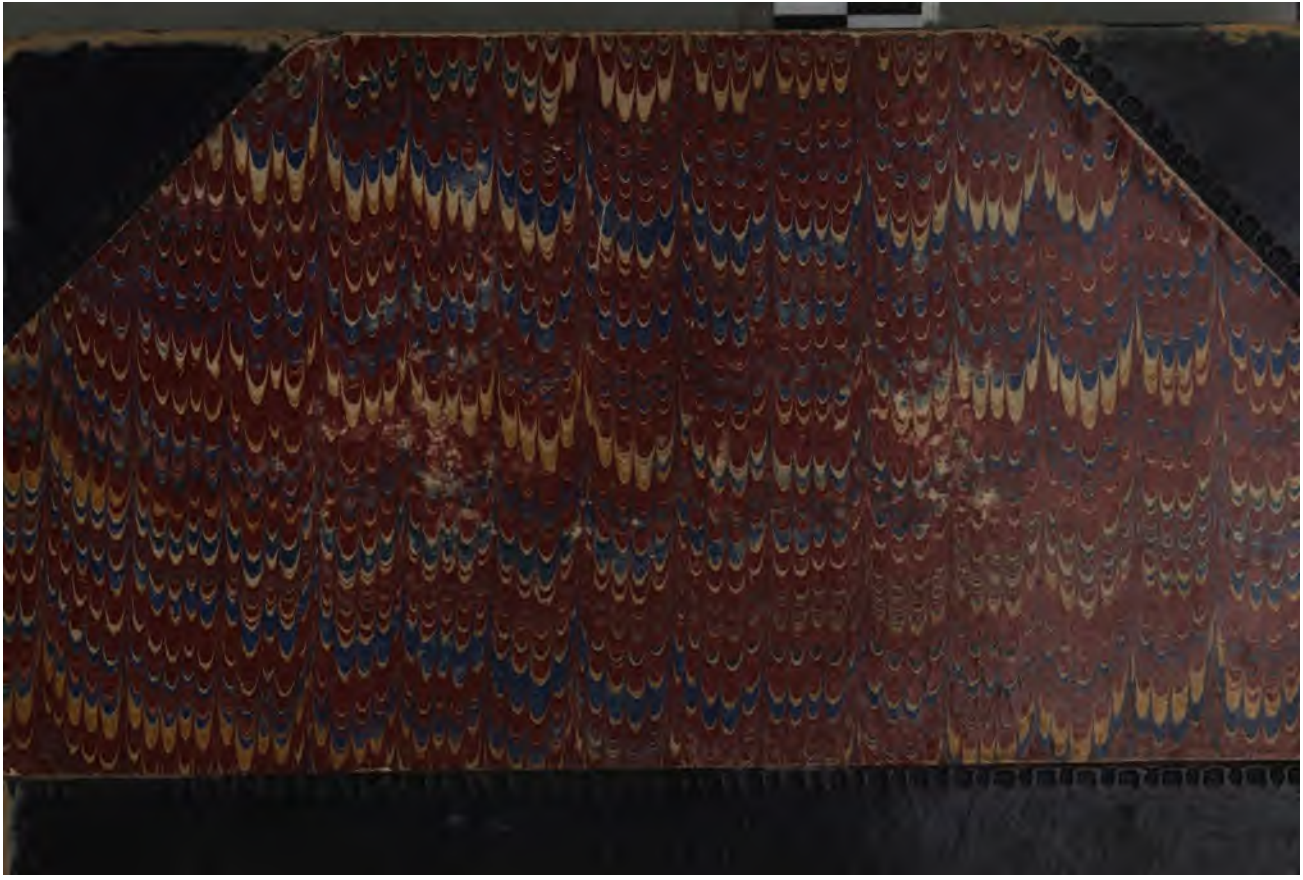
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



94. a. 18.

Sacher-Masoch,

Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten.

Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Bern:

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. 1 Band. 16 Bgn. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten. I. Bd. enthaltend: Maria Theresia und die Freimaurer.
II. Bd. enthaltend: Das Rendez-vous zu Höchstädt. — Die Keuschheitskommission. Preis pro Bd 2 M. 50.

Sacher-Masoch, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt. 1 Bd. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. 1 Bd. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Ueber den Werth der Kritik. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Der Mann ohne Vorurtheil. Lustspiel. Preis 1 M. 50.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. 4 Bde. Pr. 12 M.

Sacher-Masoch, Kaunitz. Historischer Roman. Neue Ausgabe. 2 Bde. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Der Emissär. Eine galizische Geschichte. Neue Ausgabe. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. 3 Bde. à 4 M.

Sacher-Masoch, Ein weiblicher Sultan. 3 Bde. Pr. 9 M.

Sacher-Masoch, Die Messalinen Wiens. 1 Bd Pr. 4 M. 50.

Sacher-Masoch, Gute Menschen und ihre Geschichten. Novellen. 1 Bd. Preis 4 M.

Frei, Dr. **Jakob,** Neue Schweizerbilder. 1 Bd.

Klapp, Michael, Die Bankgrafen. Roman a. d. Schwindelzeit. 2 Bde.

Reymond, M., Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahldorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther. 1 Bd., illustrirt.

Reymond, M., Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Genesis oder die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Nach Häckels Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht. 1 Bd., illustrirt.

Sacher-Masoch, Das Vermächtniß Kain's. Zweiter Theil: Das Eigenthum. 2 Bände von je 32 Bogen.

Liebesgeschichten

aus

verschiedenen Jahrhunderten.

Novellen

von

Sacher-Masoch.

Erste Sammlung.

Neue Ausgabe.

Bern,
Georg Frobeen & Cie.
1877.

17 FEB. 1943

Inhalt.

1. Die ſchwarze Czarin . . . . . 1— 48
2. Die Myrthe der Liebenden . . . . . 49— 72
3. Margarethe Lambrun . . . . . 73—122
4. Die Venus von Murany . . . . . 123—155
5. Hmelnizki der Koſak . . . . . 157—227
6. Ein Genieſtreich der Pompadour . . . 229—250

Die ſchwarze Czarin.

900.

I.

Ueber der Stadt Halycz auf dem Bergrücken, welcher sich an dem Ufer des Dniesters von Süden gegen Osten streckt, liegen die majestätischen Trümmer des alten galizischen Czarenschlosses.

Adler nisten, Füchse bauen ihre Labyrinthe, wo vor Jahrhunderten mächtige Fürsten Hof hielten und die Abgesandten der Kaiser von Byzanz empfingen. Das Rothkehlchen brütet, kleine goldgrüne Eidechsen laufen über das zerbröckelte Mauerwerk, Bienen fliegen ab und zu, Waldblumen blühen auf dem steinernen Gerichtstische, hoch oben auf der Kanzel der Kapelle und tief unten im Kerker.

Heute ragen die festen Wälle noch drohend in den rothen Abendhimmel, die Mauern des Palastes zittern leise im Goldschimmer byzantynischer Pracht.

Wladimir, der große Czar, liegt zu den Füßen seiner Sklavin.

Der offene runde Bogen des Gemaches faßt die Winterlandschaft in einen prächtigen Rahmen.

Die runden Kuppeln von Halycz glühen im letzten Sonnenlicht, während sich tiefe Schatten nebelhaft in die langgedehnte weiße Ebene senken. Einzelne Schlösser vornehmer Bojaren ragen wie blaue Kegel, kleine Dörfer wie zerhackte Baumstämme aus demselben, in dämmerhafter Ferne schneidet sich die dunkle Linie des Waldgebirges in die weißen Wolken.

Das weite Gemach ist durch rothe, golddurchwirkte Seide, welche in schweren Falten von dem goldenen Knauf der Decke die Wände herabläuft, in ein Zelt verwandelt, dessen Mitte ein Ruhebett einnimmt.

Bärenfelle bedecken den Boden.

Erhaben auf Polstern von weicher Seide ruht die schöne Sklavin.

Den einen Fuß senkt sie hinab und läßt ihn auf dem Gebieter, der zu ihren Füßen liegt, wie auf einem Schemel ruhen.

Sie ist russischen Stammes wie er. Ihr Leib vereint schlanke Elastizität mit majestätischer Ueppigkeit. Ein weites Gewand von dunkler Seide, ein Ueberwurf mit kostbarem dunklen Pelzwerk gefüttert und verbrämt,

ſchmiegen ſich weich und zärtlich an ihre königlichen Formen. Ihr offenes blondes Haar, in ſeinem vollen Sturz von rothen Schnüren großer Meerkorallen aufgehalten, bildet den Goldrahmen des edelſten Ovals. Ihre Züge ſind fein, beinahe weich, das große dunkle Auge ſcheint im Schatten ſeiner langen Wimpern nur zu träumen und zu ſchwärmen, aber die vollen Lippen des kleinen Mundes ſind feſt aufeinander gepreßt, und das kleine runde Kinn ſchließt das Profil kurz und hart.

Ihr voller idealer Arm, ihre zarte durchſichtige Hand hat jene kleinen, kurzen, grauſamen Finger, welche Mörder und Tyrannen haben.

Dieſe Finger ſpielen nachläſſig mit den Locken des Czaren, während ihr Auge einſam wie ein Adler in der Landſchaft ſchwebt.

Eine ſchwermüthige Schönheit dämpft das ſtrenge männliche Weſen Wladimir's.

Hohe ruſſiſche Stiefel von feinem gelben Leder, ein weites Beinkleid, ein Rock mit Zobel verbrämt, kleiden ihn ſtolz und prächtig. Er liegt auf die Hand geſtützt im Fell des Bären, den ſein Speer erlegt hat, ſein Blick verſenkt ſich in den Reiz der Geliebten wie in die Unendlichkeit mit einer leiſen Trauer, einem ahnungsvollen Schmerz.

Jetzt schrack sie zusammen, blickte auf ihn und lachte.

„Was hast Du?“

„Du hast mich erschreckt.“

„Womit?“

„Mit Deinem Blick.“

„Zürnst Du mir, Herrin?“ sprach der Czar.

„Nenn' mich nicht Herrin.“

„Bist Du's nicht? Liegt nicht der große Czar, der Herr von Millionen, vor dem die Kaiser von Byzanz auf ihren goldenen Sesseln zittern, als Sklave Dir zu Füßen?“

„Du mein Sklave!“ rief sie, und stieß ein Lachen aus, dessen Hohn die Wölbung grauenhaft gellend zurück gab.

„Gedenkst Du noch des Augenblicks, wo Du mich fandest?“ fragte sie dann leise mit beiden Händen in dem Haare des Gebieters wühlend.

„Wie sollt' ich nicht“, entgegnete Wladimir, „der Krieg mit Kiew war zu Ende, mein Heer zog heimwärts, ich blieb zurück und kam so mitten in den Troß, der plötzlich stockte.“

„Zwei Deiner tapferen Bojaren stritten wild um ein gefangenes Weib“, sagte die schöne Sklavin mit *einem verächtlichen* Zucken der Lippen.

„Um Dich, Narda.“

„Um mich“, fuhr sie fort, „der Eine hatte mich geraubt, unsern Hof überfallen, meinen Gatten erschlagen.“

Ein unheimlicher Schmerz leuchtete tief in ihrem dunklen Auge auf.

„Ich jauchzte, als ihn der Andere anfiel und ihm das breite Messer in die Brust stieß. Da lag er nun zu meinen Füßen. Ich stand, die Hände auf den Rücken gebunden, an sein Pferd gefesselt, seine Sklavin, und konnte jetzt den Fuß auf sein Haupt setzen Ich lachte, während er im Todeskampfe lag. Ich war gerächt!“

Mit seltsamen Grauen blickte der Czar auf das schöne Weib.

„Ein Zusammenlauf entstand“, erzählte sie weiter, „ein Jeder zog den Säbel, um mich dem Andern streitig zu machen. Da ritt ein Mann vorbei mit dem schönen Haupte eines Gottes, sein Blick fiel auf mich, mehr sehnsüchtig und traurig, als verlangend. „Dem wirst du gehören“, rief meine Seele, „dem — nur dem!“ — „Wer ist der Mann dort auf dem schwarzen Pferde?“ fragte ich den Nächsten aus dem Troß. „Das ist der große Czar“, gab er mir zur Antwort. — Er war vorbei — ich sah nur noch den

Hermelin, mit dem ſein Rock beſetzt war, rückwärts auf dem ſchwarzen Pferde ſchaukeln.

Noch einmal kreuzen ſich die Klingen. Da theilt ein Greis die Menge, legt die Hand auf mich und ſpricht: „Dies Weib gehört dem Czaren.“ — Im Augenblicke lag die wilde Horde auf dem Antlitz. — So war ich Dein.“

Leidenſchaftlich ſchlang Narda beide Hände um den Nacken ihres Gebieters und zog ihn an ihre Bruſt.

„Mir wollteſt Du gehören“, ſprach Wladimir, „und krallteſt mich, als ich Dich küſſen wollte.“

Narda lachte.

„Trotzig kehrteſt Du den Rücken, wenn ich kam“, fuhr er fort, „ein ſtolzes Schweigen wies mich ab, wenn ich zu Dir ſprach. Thateſt Du etwas, um mir zu gefallen?“

„Nein, ich wollte auch nicht gefallen, ich wollte geliebt ſein. Um Dich zu feſſeln, machte ich aus mir das Gegentheil von dem, was andere Frauen ſind. Wenn das Jagdhorn im Schloßhof tönte, ſie alle an die Fenſter liefen, den Czaren zu ſehen, warf ich mich auf mein Lager, wenn ſie mir von Dir erzählten, hielt ich mir die Ohren zu.“

„Das brachte mich auf“, ſprach der Czar, „ich überflog alle Fenſter und biß die Lippen zuſammen.

Es eckelte mich an, wenn mich die anderen ſtreichelten und küßten. Ich komme zu Dir, Du gehſt aus dem Zimmer. „Bleib“, ſag ich. Du bleibſt ſtehen und kreuzeſt die Arme auf der Bruſt. „Komm zu mir“, Du rührſt Dich nicht. Da zieh ich Dich auf meinen Schooß, Du ſtößeſt mich weg, Du ſchlägſt mich in's Geſicht, und ich, der große Czar, ich laſſe mich ſchlagen.“

Narda fuhr ſanft mit der Hand über ſeine Wange und küßte ihn auf die vollen Lippen.

„Ich ſah Dich an und ſprach: „Tödte mich! das kannſt Du. Zwingen wirſt Du mich nicht. Ich lache über Dich. Machtlos biſt Du wie ein Kind.“

„Und ich war machtlos wie ein Kind“, ſagte Wladimir leiſe. „Ich begegne Dir im Garten, eine kleine Blume in der Hand. „Gib ſie mir“, ſag ich. „Du befiehlſt“, damit willſt Du mir ſie reichen. „Nein“, rufe ich, Du aber wirfſt die Blume in den Fluß, der ſie davon trägt in das ſchwarze Meer.

„Sing mir ein Lied“, ſag ich ein andermal, „ich will Deine Stimme hören.“ „Willſt Du?“ fragſt Du lachend und lehnſt Dich mit geſchloſſenen Augen in die Polſter. Zornig werfe ich Dir die Laute in den Schooß und befehle Dir zu ſpielen. Du lachſt. „Spiele!“ rufe ich, die Fauſt ballend.

„Ich zerreiße die Saiten", fiel Narda ein, „und werfe Dir die Laute an den Kopf."

„Ich war dem Wahnsinn nahe. Wenn andere sich mit Stoffen aus Byzanz, mit Zobelpelzen und mit Perlen schmückten, lösest Du die blonden Haare auf, wirfst Deine Kleider ab und steigst gleich einer Liebesgöttin in das Bad. So unterwirfst Du mich."

„Du sagtest eines Tages zu mir: „Geh! Du bist frei", und wie ich Dich mit großen Augen ansah, „geh! frag nicht um mich", und wirfst Dich vor mir nieder, das Antlitz zur Erde, Du der Czar!

Ich aber hob Dich auf und küßte Dich.

So war ich Dein." — —

„So tauschten wir", entgegnete der Czar, „Du wurdest die Herrin und ich Dein Sklave!"

„Verhöhne mich nicht."

„Lieb ich Dich nicht mehr als meinen Gott?" erwiderte Wladimir, „ihm opfere ich Weihrauch, Blumen, Gold und Ländereien, Dir mich selbst. Du kannst den Fuß auf mich wie auf einen Schemel setzen. Bin ich nicht Dein?"

„Wie lange?" fragte die Sklavin, und ihre Frage klang verzweifelt, klang drohend durch den Saal.

„Lieb ich Dich nicht?" fragte der Czar erstaunt.

„Dies Haar liebst Du!" rief Narda, die Korallen

zerreißend. Sie fielen wie Blutstropfen lautlos in das Bärenfell, die goldenen Wellen stürzten von ihrem Haupte auf Wladimir herab. „Dies blonde Haar, in das Du Dich wie in einen Mantel hüllen kannst, dies Auge, aus dem die Jugend sprüht, diese Lippen, die der Frühling blühen macht, diesen Marmorleib wie aus einem Griechentempel geraubt", sie riß den Pelz auseinander und zeigte die Büste einer Aphrodite. „Mich liebst Du, ja mich nur allein. Wirst Du mich lieben, wenn ich eine Andere bin?"

Sie warf sich mit dem Gesicht in die Polster und stieß einen seltsamen Ton aus. Lachte sie oder weinte sie? —

Der Czar schlang seinen Arm um ihre üppige Hüfte und küßte ihren Nacken, ihr Haar, ihr kleines Ohr.

„Dein bin ich, für immer", rief er leidenschaftsvoll, „mach mit mir, was Du willst."

„Du lügst", rief Narda emporschnellend, zornglühend.

„Ich lüge nicht."

„Ich kann mit Dir machen, was ich will!" sprach sie, stützte sich auf den einen Arm und sah ihn an. Es lag etwas Uebermenschliches, Unbegreifliches in ihrem Gesichte, ihr Auge that ihm weh.

„Mach mit mir, was Du willst", wiederholte der Czar.

„Schwöre!" rief sie mit einem dämonischen Lachen, ihre Stimme zischte nur.

„Bei Gott! Bei meiner Ehre!" sprach der Czar feierlich. Ein Grauen überkam ihn.

Wild faßte die Sklavin seine Hand.

„Wenn ich Dich beim Wort nehme?"

„Nimm mich beim Wort."

Er war gefangen.

Ein feiner Zug von List schlängelte sich in diesem Augenblicke um ihre Lippen. „Ich mache mit Dir, was ich will", sprach sie lauernd. „Gedenke Deines Wortes. Wenn ich Dir sage: Czar Wladimir, ich will Dein Weib sein, laß den Patriarchen kommen, führe mich zum Altar."

Der Czar erbleichte.

„Siehst Du, ich fange Dich, Du lügst!" rief Narda mit einem unbarmherzigen Lachen.

„Ich lüge nicht", sprach der Czar, während flammende Röthe sein Antlitz übergoß.

„Gedenke Deines Wortes."

„Gebiete!" entgegnete er, „nur verstehe ich Deine Laune nicht. Bin ich nicht Dein Sklave? lockt Dich der kleine Reif am Finger?"

„Nein!“ rief ſie, „meine Seele lechzt nach Herrſchaft, gib mir den Hermelin!“

Der Czar ſchüttelte den Kopf.

„Glaub' mir Narda“, ſagte er leiſe, ihr das loſe Haar aus dem Geſichte ſtreichelnd, „es würde Dich langweilen.“

„So laß mich's verſuchen.“

„Willſt Du einen Tag in Halycz gebieten?“ ſprach der Czar lachend.

„Du wollteſt?“ rief ſie und zog ihn haſtig an ſich.

„Du haſt mein Wort.“

Sie ſchwieg, drückte ſein Haupt noch feſter an ihre Bruſt und heftete das düſter glühende Auge auf den Boden.

„Willſt Du?“ fragte er, ihre bloße Schulter küſſend.

Sie ſah ihn an, ſeltſam war der Blick, wehmüthig, liebevoll, höhniſch. Dann warf ſie den Kopf empor.

„Ich will!“

Die Begeiſterung, die Hoheit einer übermächtigen Frauenſeele verklärte ſie.

„Ich unterwerfe Dir mein Reich, mein Volk, mich ſelbſt, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang“, rief der Czar.

„Ich wähle den Tag“, sprach sie rasch.

„Wähle.“

„Also morgen!“

„Morgen.“

II.

Narda schlummerte nach einer schlaflosen Nacht auf ihrem üppigen Lager, bis der erste helle Sonnenstrahl durch die Ritze des Vorhanges auf ihr bleiches Antlitz fiel.

Halb im Traume noch stieß sie den Namen des Czar's wie einen Seufzer aus. In demselben Augenblicke stand er vor ihr.

Ihre Angen brannten, ihre Arme streckten sich nach ihm aus, und zogen den geliebten schönen Mann an ihre Brust. So angstvoll preßte sie ihn an sich, so wüthend sogen sich ihre Lippen an den seinen fest, daß Wladimir erschrack. „Bist Du krank?“ fragte er leise.

„Leb wohl!“ sprach sie und sah ihn an mit unendlicher Liebe und Trauer.

„Was hast Du?“

„Nichts“, sprach sie, starrte vor sich, schüttelte dann das Haupt und lachte.

„Nichts“, wiederholte ſie, „die Sonne grüßt mich als Herrin. Wladimir, mein Sklave, auf die Knie.“

Der Czar gehorchte.

„Küſſe mir den Fuß.“

Sie ſtreckte den bloßen klaſſiſchen Fuß, weiß wie Marmor, unter der rothen Decke hervor, und der Czar preßte entzückt ſeine feuchten Lippen auf denſelben.

„Hilf mir jetzt, mich anzukleiden.“

Der Czar erhob ſich. „Ich will als Fürſtin erſcheinen“, rief ſie, „im Hermelin.“

„Alles iſt bereit.“ Er trat aus dem Gemach, und kehrte, ihre Kleider auf dem Arme, zurück. Zuerſt ſetzte ſie die Füße auf ſein Knie, und ließ ſich die kleinen, rothen, mit Juwelen beſetzten Stiefel anziehen, dann ſtieg ſie aus dem Bette und vollendete mit Hülfe des Czar's, der ihr Buſen, Nacken, Hals und Arme mit flammenden Küſſen bedeckte, ihre Toilette.

Nun ſtand ſie vor ihm, das Gewand von glänzender weißer Seide floß in langer Schleppe hinter ſie, das rothe Ueberkleid, mit Hermelin reich ausgeſchlagen und gefüttert, ſchnitt ſcharf in ihre feine Taille und fiel dann in reichen ſchweren Falten über die Hüften; das blonde Haar lag ihr wie eine Krone auf dem Haupte.

„Nun, wie gefalle ich Dir?“ fragte sie fröhlich.

Wladimir legte den Arm um sie.

„Mir wird angst vor Dir“, sprach er, „vor der Majestät Deiner Schönheit. Die Leidenschaft, den Wahnsinn, den Du mir einflößt, mit dem Du mich willenlos Dir unterwirfst, fühle ich wie Grausamkeit, und welche Wollust wieder in dieser erbarmungslosen unbegrenzten Gewalt, Genuß wird Qual und Qual Genuß! Ich würde schweigen, wenn Du mich mißhandelst, schmerzliche Seligkeit wäre selbst der Tod durch Dich.“

Narda verschränkte die Arme auf der Brust und betrachtete Wladimir mit geheimnißvoller Neugier.

„Du forderst mich heraus“, sprach sie, „Du bist unvorsichtig. Wenn ich Dich noch einmal beim Wort nähme? Wenn ich mich überzeugen wollte, wie weit Deine Liebe geht? Wenn ich Dich wie einen Sklaven peitschen, auf der Folter zerfleischen, tödten ließe? Wirst Du mir sterbend zujauchzen, wie ein Märtyrer seinem Gotte?“

Der Czar nickte stumm mit dem Kopfe.

Sie sah ihn wieder mit jenem seltsamen Blicke an, der ihn schon einmal mit Grauen erfüllt hatte. Was bewegte das schöne Weib?

Von Zeit zu Zeit leuchtete etwas Unheimliches,

Dämoniſches aus der Tiefe ihrer Seele auf, und in ihrem Auge lag der grauſame Fanatismus, dies Furchtbare wahr zu machen.

Im Thronſaale hatte ſich indeß der ganze Hof des Czaren verſammelt, der Rath der Bojaren, mit dem er regierte, und ſeine Leibwache.

Wilde eintönige Muſik kündigte den Herrſcher an. Er führte Narda an der Hand langſam die Stufen des Thrones hinauf.

Sie überflog mit einem ſtolzen Blick die Verſammlung.

„Hohe Würdenträger meines Reiches“, ſprach der Czar, „angeſehene Bojaren, treue Diener meines Hauſes! Dies iſt mein Wille. Dieſen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang entſage ich der Herrſchaft über Euch und dieſes Land, und lege ſie feierlich in die Hände Narda's, meiner Sklavin, nieder.“

Eine Bewegung der Ueberraſchung ging durch die ganze Verſammlung.

„Sie allein gebietet heute“, fuhr der Czar fort, „ſie hat Macht in Halycz, die Gewalt über Tod und Leben, ihr gehorcht Ihr, ihr allein, wem ſein Kopf lieb iſt, denn ich, der große Czar, bin heute ſelbſt ihr Sklave nur und grüße ſie hier knieend als meine Herrin.“

Wladimir ließ sich langsam auf ein Knie nieder und reichte ihr den goldenen Reif, den sie mit einer Art Hast ergriff und auf ihr Haupt setzte. Zugleich warfen sich die Würdenträger, Bojaren, Hofleute und Krieger auf ihr Antlitz und huldigten ihr als Herrscherin.

„Ich grüße Euch als Herrin", sprach Narda hoch aufgerichtet mit voller melodischer Stimme, „mein Reich soll ein Reich des Friedens und des Glückes sein. So lange es währt, darf, so weit mein Szepter reicht, kein Mann eine Waffe tragen. Als Symbol des Friedens und der Milde werden Frauen meine Wache bilden.

Hundert Reiter sollen gleich zu Pferde steigen, jeder einen Sack aus meiner Schatzkammer auf seinen Sattel binden, durch das Land reiten und mein Gold unter das Volk streuen.

Zu Mittag will ich Gericht halten unter freiem Himmel, wie unsere Ahnen thaten, bei der alten Linde vor unserem Czarenschloß. Ein Jeder soll erscheinen und sein Recht verlangen, ich werde ihn hören und entscheiden nach meinem Urtheil und Gewissen und den alten Bräuchen.

Zwei Stunden vor Sonnenuntergang lade ich Euch Alle zu einem großen Feste in der großen Halle unserer Residenz, wie Freunde und Genossen.

Doch wehe dem, der mein Gebot verletzt!

Gehorsam verlange ich, vollständige gedankenlose Unterwerfung!

Vergesse Niemand, daß sein Kopf ein unnütz Ding in meinem Haushalt, meinem Reiche ist und daß ich diesen Kopf herunterschlagen lasse, wenn er mir mißfällt."

Drohend, gebieterisch stand sie vor der Versammlung, welche sich schweigend vor ihr beugte. Der Czar sah staunend die Majestät des geliebten, berauschend schönen Weibes.

Mit einer gnädigen Handbewegung entließ sie ihren Hof. Ein Jeder trat vor den Thron, löste seinen Säbel vom Wehrgehänge und legte ihn zu ihren Füßen nieder.

Zuletzt stieg Narda vom Throne herab, zog dem Czar, der in ihren Anblick versunken stand, den Dolch aus den Gürtel und warf ihn zu den übrigen Waffen.

Dann schritt sie aus dem Saal.

Der Czar wollte ihr folgen, sie wendete nur den Kopf gegen ihn und er blieb.

Jenseits des Hofes wohnten die Sklavinnen des Czaren. Die meisten dehnten sich noch faul auf ihrem prächtigen Lager. Nur eine saß finster brütend, die

schwarzen Haare wie einen Mantel um die bloßen olympischen Schultern.

Als Narda eintrat, alle vor ihr auf die Knie sanken, bewegte sie sich nicht einmal.

„Du bist heute Herrin", sprach sie wehmüthig, „nütze Deine Macht, laß mich tödten, befreie mich!"

Narda legte ihr milde die Hand auf das Haupt.

„Du sollst nicht sterben, Olga", sprach sie weich, „Du sollst frei sein, Du sollst zu Deinem Gatten zurückkehren."

„Ich!" schrie sie auf, „ich — zu meinem Gatten!" Sie blickte wie wahnsinnig um sich, lachte, während ihr große Thränen über die bleichen Wangen liefen und fiel dann vor Narda anbetend wie vor einer Göttin nieder.

„Du sollst frei sein!" wiederholte Narda, „und nicht Du allein, Ihr Alle!"

Jubelnd stürzten die Sklavinnen auf sie zu, ihre Füße zu küssen.

„Ich löse Euere Ketten", fuhr Narda fort, „eine Stunde vor Sonnenuntergang, ehe meine Herrschaft endet. Bis dahin dient Ihr mir als Leibwache."

„Auf Tod und Leben!" rief Olga.

„Auf Tod und Leben!" wiederholten die Anderen.

Es waren mehr als vierzig Frauen der verschie-

denſten Stämme und Stände, einige von wahrhaft klaſſiſcher Schönheit, die prächtige Beute ſo vieler Feldzüge und Siege. Jeder Reiz des Weibes, jeder Typus, jede Farbe des Haares und der Haut war hier vertreten.

„Wo iſt die Mohrin?“ fragte Narda.

„Im Kerker.“

„Tigris! — und weshalb?“

„Sie hat den Thürhüter ermordet.“

Narda rief die Wache, wenige Augenblicke darnach ſtand Tigris, Hände und Füße gefeſſelt, vor ihr, ein Weib, wie aus Ebenholz geſchnitten, berauſchend in dem ſchwarzen Glanze ihres bacchantiſchen Leibes, in dem grauſamen Lachen ihres Tigerkopfes, in dem mordluſtigen Funkeln ihrer wollüſtigen Augen.

„Du haſt einen Menſchen getödtet“, ſprach Narda ſtreng.

Die Mohrin nickte.

„Und weßhalb?“

„Aus Mordluſt“, entgegnete Tigris lachend mit blitzenden Zähnen.

„Ich bin heute Herrin über Tod und Leben“, ſprach die Czarin, „was ſoll ich mit Dir anfangen?“

„Laß mich ſterben“, rief die Mohrin wild, „ich kann nicht leben, wenn ich Niemand tödten ſoll.

Mein Herz verlangt nach Blut, wie das Eure nach Küſſen.“

„Gut, Du ſollſt Dich ſättigen in Menſchenblut“, ſprach die Czarin ſchauernd, „kein Mann darf heute in meinem Reiche das Schwert führen. Ich begnadige Dich, Tigris, Du ſollſt mein Henker ſein.“

Die Mohrin ſtieß ein wildes Jauchzen aus; es war der Schrei eines Raubthieres.

Narda ließ ihr die Ketten abnehmen, dann befahl ſie dem Schatzmeiſter, ihre Leibwache bis Mittag genau ſo wie ſie es angab auszurüſten.

„Es iſt nicht möglich“, ſprach der alte bedenkliche Mann.

„Du aber wirſt es möglich machen“, erwiderte ſie kalt, „ſonſt fällt Dein Kopf.“

Die Mohrin lachte. Auf einen Wink der Czarin wurden die feurigſten Pferde aus dem Stalle des Czaren vorgeführt, die ſchönen Frauen, jede einen Köcher mit Pfeilen und einen Bogen um die Schulter, einen Speer in der Hand, ſchwangen ſich auf ihren Rücken und ſprengten, Narda voran, aus dem Schloſſe zur Bärenjagd.

Weithin dehnte ſich der Forſt mit ſeinen weißen Bäumen, der Schnee lag, wie eine weiche Decke auf der Erde und zeigte deutlich die großen Fußſtapfen

des Bären, wie er Nachts zu den nahen Dorfe gewandert war. Die Hunde wurden losgekoppelt, berochen die Spur und verfolgten sie langsam, bis der Wald sie aufgenommen hatte. Die Czarin ritt mit ihren Frauen längs der Bäume. Jetzt schlugen die Hunde an. Nah und näher kam die Jagd, ganz nahe.

Der Bär steckte seinen großen zottigen Kopf aus dem Dickicht und trat endlich mit beiden Vordertatzen aus dem Walde.

Schon faßten ihn die Hunde rechts und links bei den kleinen Ohren. Er beutelte sie ab und fletschte wild die Zähne. Jauchzend sprengten die schönen Frauen heran, zehn Pfeile flogen zugleich nach ihm, einer traf ihn über dem Auge, ein anderer blieb zwischen den Rippen stecken; wüthend warf er sich aus dem Walde auf das Pferd der Czarin, schlug seine Tatzen in den Hals desselben, und hob den Kopf zu ihr empor. Sein Athem dampfte vor ihr in der Luft. Kaltblütig bog sie sich im Sattel zurück, und während er mit seinen furchtbaren Zähnen ihren Aermel faßte, stieß sie ihm rasch den Speer in den Rachen. Sein Blut spritzte über sie, er röchelte auf und fiel, die glänzende Haut ihres Pferdes von oben bis unten mit seinen Krallen zerreißend, zur Erde. Narda wischte den blutigen Speer an seinem Felle ab, bestieg ein

anderes Pferd und ſchlug den beſchneiten Waldweg ein. Die Frauen zogen ihre Pfeile aus dem todten Bären, Olga band ihn rückwärts auf ihren Sattel, ſo folgten ſie der Herrin.

Tiefer im Walde ſtieg eine Rauchſäule aus den weißen Bäumen empor, Funken wirbelten, es tönte der gleichmäßige Schlag eines Hammers, jetzt keuchte deutlich der Ambos. Noch hundert Schritte, und das Dickicht gab Raum für eine niedere rußige Schmiede.

Die Czarin hielt inne.

Ein Mann, in Leinwand gekleidet, die kräftige Bruſt entblößt, ſtand bis an die Knöchel mit nackten Füßen im Schnee. Jetzt erblickte er das ſchöne Weib, das den üppigen Pelz feſter zuſammenzog und im Froſt zuſammenſchauerte, während er ſich mit dem aufgeſchürzten Aermel ſeines ſchmutzigen Hemdes die warmen Tropfen von der Stirn wiſchte und das ſchlichte, vorn kurz geſchnittene Haar aus dem wetterbraunen, männlichen Antlitz ſtrich. Sein Auge ruhte kalt, ja herausfordernd auf ihr.

„Was ſchmiedeſt Du?“ fragte Narda gebietend.

„Ein Schwert.“

„Für Dich?“

„Für mich. Wer weiß, wozu es gut iſt.“

Er ſetzte ſeine Arbeit fort, die Funken ſprühten,

der Ambos dröhnte, bis der Schnee unter dem Hufschlag vieler Pferde knarrte und die Schaar der Czarin heranritt. Da überflog ſein Blick die ſchönen Frauen und blieb dann noch einmal lange auf Narda ruhen.

„Willſt Du in den Krieg?“ fragte dieſe.

„Nein.“ Wieder arbeitete der Hammer.

„Warum dienſt Du nicht dem Czar?“

„Weil ich die Freiheit liebe und den Czar haſſe!“ Zornig fielen die Hiebe auf die glühende Eiſenſtange.

Narda ritt ganz nahe zu ihm. „Wie nennſt Du Dich?“

„Jegor.“

„Haſſeſt Du mich auch?“

„Ich haſſe alle, welche ſtolze Pelze an ihre Kleider nähen, ihre Wände mit Gold einlegen und den Landmann an den Pflug ſpannen wie ein Vieh. Wir lebten als Freie mit Freien in unſeren Dörfern, unſeren weißgetünchten Hütten. Wir pflügten unſere Felder und weideten unſere Heerden; was wir hatten, hatten wir gemeinſam, Grund und Boden, Wald und Waſſer, einer arbeitete für alle und alle für einen, wir führten keine Kriege und ſtörte einer gewaltthätig den Frieden der Gemeinde, ſo richtete ſie ihn, denn die Gemeinde war wie ein großer Menſch.

Da kamen fremde Männer aus dem Norden, die Schwerter ſtatt der Pflüge führten, ſie brachten uns den Krieg, den Adel und das Fürſtenthum. Soll ich ſie lieben?“

Das majeſtätiſche Weib ſah ihn mit großen, ſchönen Augen lange forſchend an. Dann ſchüttelte ſie den Kopf.

„Nein“, ſprach ſie.

Jegor blickte überraſcht zu ihr empor.

Die Czarin beugte ſich zu ihm und legte die kleine Hand auf ſeine kräftige Schulter.

„Haſſeſt Du mich auch?“

„Dich nicht.“

„Willſt Du mir dienen.“

„Ja.“

Noch zwei Schläge mit dem ſchweren Hammer, dann ſtellte ihn Jegor bedächtig an den Amboß und reichte das Schwert der Herrin.

Sie nahm es und gab es ihm zurück.

„Ich bin die Herrin dieſes Landes“, ſprach ſie, „bis Sonnenuntergang. Mein iſt alle Macht, mein die Gewalt, Czar Wladimir mein Sklave. Willſt Du mir dienen bis Sonnenuntergang?“

„Das will ich.“

„Despoina“, ſprach Zoë die Griechin, der das

goldrothe Haar, wie die Mähne einer Löwin über den Nacken fiel, „die Sonne steht hoch, Du willst Gericht halten.“

Ein herbes Lachen flog über das Gesicht der Czarin. Ihre Augen brannten düster.

„Ja“, rief sie, „ich will Gericht halten.“

III.

Vor dem Czarenschlosse zu Halycz stand eine alte mächtige Linde, welche ihre dichten schneebedeckten Zweige wie ein Zelt schützend über den steinernen Gerichtstisch, über den erhöhten steinernen Sitz des Richters breitete. Kostbare Felle waren über denselben geworfen, kostbare Felle lagen wie Teppiche auf dem Boden. Majestätisch im Hermelin, das funkelnde Diadem auf dem Haupte, saß Narda in den weichen Fellen und ließ die Füße auf ihnen ruhen. Zu ihrer Rechten stand Olga, die Russin, mit zwanzig Frauen ihrer Leibwache, sie hatten starke Speere und blaue Ueberkleider mit silbergrauem Pelze besetzt; zu ihrer Linken stand Zoë, die Griechin, mit zwanzig Frauen, welche rothe Ueberkleider mit Zobel, große Bogen und breite Köcher mit Pfeilen gefüllt, trugen. Hinter der Herrin lag Tigris, die Mohrin, auf einem bemoosten Steine, ein blutrother Turban schlang sich um ihr

krauſes Haar, blutroth faltig war ihr Gewand, ein kurzes breites Schlachtmeſſer hing ihr vom Gürtel herab. Der Czar war unter der Volksmenge, welche barhaupt in einem weiten Halbkreiſe um den heiligen Ort ſtand. Seitwärts ballten ſich die Bojaren, ſtolz gekleidet, Unmuth in den trotzigen Mienen, zu einem Knäuel zuſammen. Die Czarin blickte finſter auf ſie hinüber.

Jegor ritt herein, bloßfüßig auf einem kleinen dürren Pferde, das er mit einem Stricke gezäumt hatte, und an einem Stricke hing ihm das Schwert, das er geſchmiedet, um die Schulter.

„Lege Dein Schwert nieder", befahl die Czarin

Jegor ſtieg vom Pferde, legte ſein Schwert vor ihre Füße und zog ſich wieder zurück.

„Wer anzuklagen hat", begann die Czarin feierlich, „der trete vor Gott und vor uns, und klage an."

Tiefe Stille folgte ihren Worten.

Dann trat entſchloſſen ein Greis aus dem Halbkreiſe, warf ſich mit dem Antlitz in den Schnee und ſprach knieend die Hände zu Narda erhoben: „Ich klage vor Gott und Dir, Gedemyn den mächtigen Bojaren an."

Gedemyn trat vor, den zobelbeſetzten Rock zurückwerfend, und maß den Bauer mit einem höhniſchen Blicke.

„Mich klagst Du an?“

„Dich klage ich an“, fuhr der Bauer zitternd fort, „hast Du nicht meinen Sohn, meinen einzigen Sohn, mit Gewalt fortgeschleppt zu Deinem Kriegsdienst?“

Gedemyn lachte: „Das ist so Bojarenbrauch.“

„Sind wir Deine Leute? Wir sind Niemand unterthan als unserem Czar“, rief der Greis, „mein Sohn ist frei, Du hast ihn fortgeschleppt, wie Deinen Sklaven.“

„Hast Du ein Recht auf seinen Sohn?“ fragte die Czarin.

„Nein“, entgegnete Gedemyn trotzig.

Das schöne übermüthige Haupt erhoben, stand er hoch und schlank wie ein Gott in der Versammlung, und hielt ruhig den Blick der Czarin aus.

„Steh auf“, sprach Narda ruhig, „wer klagt noch?“

Ein halbnacktes Weib drängte sich durch die Menge und umfaßte die Knie der Richterin.

„Ich klage gegen Gedemyn vor Gott und Dir“, rief sie, „er hat meine Tochter aus meinem Hause gerissen, mein armes schönes Kind mir frevelhaft entweiht. —“

„Genug“, unterbrach sie Narda streng, es zuckte

um ihre beweglichen Naſenflügel, ihre Lippen. „Haſt Du ein Recht auf ihre Tochter, Gedemyn?“

Der Bojar lachte frech, drehte ſich auf dem Abſatze um und kehrte dem Gerichtstiſche den Rücken.

Zugleich traten jetzt zwei Männer vor, der eine im Leinwandrocke, ein kräftiger Bauer, der andere in feines Tuch gekleidet, ein feiner verſchmitzter Kaufmann.

„Wen klagt Ihr an?“

„Gedemyn, den mächtigen Bojaren.“

„Sprich Du zuerſt“, ſagte die Czarin dem Kaufmann winkend, „was hat er Dir gethan?“

„Nicht viel“, erwiderte der Kläger tückiſch, „er hat die Wägen überfallen, die meine Waare aus dem Morgenlande brachten und abgeladen, was ihm wohl gefiel.“

„Und Du.“

„Ich ſtehe hier für die Gemeinde Jezopul“, entgegnete der Landmann. „Wir ſind freie Leute, gehorchen nur dem Czar. Zu uns kommt Gedemyn mit Kriegsvolk, hebt Steuern aus und Marderfelle, raubt unſere Kinder und baut zuletzt ein Schloß.“

„Genug“, rief die Czarin von ihrem Sitze emporſchnellend. Hoch aufgerichtet, drohend, ohne nur mit den Wimpern zu zucken, gebot ſie ihrer Wache:

„Ergreift dieſen Gedemyn!“

Olga warf ſich mit ihren Bewaffneten auf ihn. Im Augenblicke riſſen ſie den mächtigen Bojaren nieder und legten ihn, die Hände auf den Rücken gebunden, mit gebundenen Füßen vor Narda hin. Das Volk brach in lauten Jubel aus.

„Der Scherz geht zu weit“, rief es aus der Mitte der Bojaren. „Czar Wladimir, gedenke Deiner Pflicht!“

Wladimir näherte ſich Narda.

„Gedenke Deines Wortes“, ſprach ſie mahnend. Der Czar beſann ſich und ſenkte ſtumm das Haupt.

„Sie ſollen ſich unter meinem Fußtritt krümmen“, flüſterte ihm die Geliebte zu.

„Hört meinen Spruch“, fuhr ſie laut und ſchneidend fort, „dieſen Gedemyn, meinen übermüthigen Knecht, will ich Euch als Erſatz für Euren Schaden geben. Doch vier Kläger ſeh ich, vier Beraubte. Ich will gerecht ſein. Viertheilt ihn und gebt jedem ſeinen Theil.“

Entſetzt wich die Menge zurück.

„Dies ſoll das Ende dieſes lächerlichen Spieles ſein“, ſprach Izaslaw, der Feldherr. „Stoßt Sie vom Fürſtenſitz herab, wer wird ſich einer Sklavin beugen!“

Die Bojaren stürzten auf Narda los, aber die Speere ihrer Wache wiesen sie zurück.

„Dies soll das Ende Eurer Herrschaft sein, Bojaren!“ rief Narda, „nehmt sie gefangen, wer wird sich diesen frechen Sklaven beugen!“

Das Volk, die Frauen ihrer Wache umringten die Bojaren, warfen sie zu Boden und legten sie in Ketten.

Die Menge jubelte der Czarin zu.

Wladimir machte eine Bewegung, aber ein Blick der Geliebten hielt ihn zurück.

Hohnlachend trat Narda unter die übermüthigen Großen, welche rettungslos in ihre Gewalt gegeben waren.

„Bereitet Euch zum Tode“, sprach sie, unerbittliche Strenge in ihrem schönen Antlitz. „Bereuet Eure Sünden und betet.“

Vor ihrem erbarmungslosen Blicke brach der Stolz der Bojaren zusamen, sie sanken in die Knie und baten um Gnade.

„Gnade? — es sei“, sprach die Czarin verächtlich. Schon hoben die stolzen Männer ihre Arme wie Götzendiener betend zu ihr empor. Sie aber zuckte die Achseln.

„Dies meine Gnade für Euch. Ihr sollt nicht

wie Gedemyn, Ihr ſollt durch die Pfeile meiner Frauen ſterben."

Verzweifelt warfen ſich die Bojaren auf ihr Antlitz, weinten, flehten, beteten und fluchten. Indeß riß man Gedemyn auf Nardas Wink die Kleider vom Leibe. Zugleich ſprang Tigris, die Mohrin, empor und ſchürzte behaglich ihre Aermel auf.

In der Mitte des Gerichtsfeldes wurden in einem länglichen Viereck vier hölzerne Pflöcke eingeſchlagen. Die Frauen ſchleppten Gedemyn hin und banden ihm Hände und Füße an die Pflöcke, ſo daß er wie gekreuzigt, unbeweglich auf dem Rücken dalag; die Speerträgerinnen bildeten einen engen Kreis um den Verurtheilten, das Volk drängte herzu. Die Czarin ſtand, die Arme auf die Bruſt gekreuzt, das Auge auf Gedemyn gerichtet, im Kreiſe.

Wie die Mohrin ſich ihm näherte und das breite blitzende Schlachtmeſſer aus dem Gürtel zog, begann er leiſe zu zittern.

„Du zitterſt, Gedemyn!" ſprach die Czarin.

„Mich friert", entgegnete er trotzig.

Die Mohrin ſetzte ein Knie auf ſeine Bruſt und betrachtete ihn erſt einen Augenblick, dann ſtieß ſie das Meſſer in ſeinen Leib.

Der übermüthige Bojar ſchloß die Augen und

biß die Zähne ineinander. Sein Blut rann langsam herab und färbte den Schnee. Die Menge stand schweigend, Niemand wagte zu athmen.

Jetzt begann der Verurtheilte zu stöhnen.

Die Mohrin zerfleischte ihn mit wahrhaft teuflischem Vergnügen. Noch ein schluchzender Ton des Schmerzes, ein tiefer Athemzug und es war vorbei.

Die Czarin wendete sich von dem entsetzlichen Schauspiele ab, das Blut war aus ihren Wangen gewichen, doch sie faßte sich und winkte ihren Frauen.

Seitwärts stand eine Gruppe hochgewachsener Bäume. Sie ließ an jeden derselben einen der verhafteten Bojaren binden. Auf ihren Wink stellten sich die mit Pfeil und Bogen bewaffneten Frauen ihrer Wache, von Zoë geführt, den zum Tode Verurtheilten gegenüber und das Volk gab zu beiden Seiten Raum

„Zielt nicht zu gut", sprach Narda.

„Nein, Herrin", erwiderte Zoë, deren homerischen Formen der mit Zobel besetzte rothe Ueberwurf eine dämonische Elasticität gab; „Bojaren sind ein seltenes Wild und die Jagd macht uns Vergnügen." Sie stemmte ihren Bogen gegen die Erde, legte einen Pfeil auf die Sehne und spannte sie. Dann überflog ihr lachendes Auge die Verurtheilten und blieb auf

einem Jüngling von seltener Schönheit mit unheimlichem Gefallen ruhen.

„Du gefällst mir", rief sie ihm hinüber, „Du sollst meine Zielscheibe sein. Wie nennst Du Dich?"

Der Bojar schwieg.

„Ich werde Dich schon sprechen machen", fuhr Zoë fort, zielte einen Augenblick und sendete ihm den ersten Pfeil zu. Er blieb in seinem linken Arme stecken.

„Zoë!" schrie der Getroffene auf, sein Blut tropfte langsam herab.

„Kennst Du mich jetzt", sprach die Griechin, sich das goldrothe üppige Haar aus dem ebenmäßigen durchgeistigten Antlitz streichend. „Wie nennst Du Dich?"

„Roman."

„Nun, wohin willst Du den zweiten Pfeil?" fragte Zoë.

„Du bist schön wie eine Göttin", sprach der Jüngling, die sanften blauen Augen auf sie heftend, „sei gnädig auch wie Götter sind, wenn man zu ihnen betet. Sende mir den zweiten Pfeil —"

„Nun, wohin?"

„In das Herz, Zoë."

Schon saß der Pfeil in seinem Herzen, sein Haupt

sank auf die Brust herab. Wehmüthig blickte die Griechin auf den schönen bleichen Todten.

Ein ausgelassenes Gelächter fiel wie Hohn in ihre Seele.

Die Mohrin hatte ihr Opfer das zweite Mal gefehlt, die schönen Frauen jubelten und sprangen wie Kinder um sie herum. Tigris zeigte lachend die großen weißen Zähne, legte einen neuen Pfeil auf die Sehne und jetzt traf sie.

Das Geschoß hatte sich tief in das rechte Bein des Verurtheilten versenkt.

„Schnell, das linke, Zoë", rief die Czarin.

Zoë gehorchte. Sie zielte nur kurz. Der Pfeil stak im linken Bein. Narda nickte beifällig mit dem Kopfe.

Pfeil auf Pfeil flog von der Sehne, ein jeder traf sein Ziel, ein jeder der Bojaren blutete aus mehreren Wunden. Das Volk murmelte Beifall und begleitete zuletzt jeden Schuß mit wildem Jubel. Seltsame Töne mischten sich, das singende Schwirren der Pfeile, mit dem Stöhnen der Verwundeten, der Sterbenden, dem grausamen Lachen der Frauen.

Müde wendete die Czarin ihr Haupt ab. „Macht kurz", sprach sie, „es ist kalt", und zog den Pelz über der üppigen Brust zusammen.

Nun löschte Pfeil auf Pfeil ein Menschenleben. Nur Izaslaw, der Feldherr, von mehr als zwanzig Pfeilen durchbohrt, athmete noch.

„Tödte ihn", gebot Narda der Mohrin.

Tigris sprang auf ihn zu, das Schlachtmesser blitzte, sein Kopf rollte in den Schnee. Bedächtig wischte sie die Klinge an seinen Haaren ab und barg sie wieder im Gürtel.

„Jegor!" rief die Czarin jetzt mit voller Stimme.

Jegor trat vor sie hin.

„Reite zu unserem Heer, das an der Grenze der Magyaren steht und führe es hieher."

„Ich Herrin?"

„Du", entgegnete Narda, während sie rasch ein Pergamentblatt mit dem Czarensiegel aus dem Busen zog. „Dies beglaubigt Dich."

Knieend empfing Jegor das Pergament.

„Das geht zu weit", rief Czar Wladimir vortretend, „Du hast gewagt, was kein Herrscher wagen durfte, die Herrschaft eines übermüthigen Adels in den Staub zu treten. Wir danken Dir dafür. Doch taste nicht die Rechte unserer Krone an."

Jegor erhob sich und sah den Czar mit einem feindseligen drohenden Blicke an.

Narda winkte ihm. Er stieg zu Pferde und jagte davon.

„Soll ein Bettler unſere Heere führen?“ fragte Wladimir erregt.

„Haſt Du darüber zu entſcheiden?“ fragte Narda und ihre Augen lachten ſeltſam.

„Wer ſonſt?“

„Vergiß nicht“, ſprach ſie, indem ſie den Arm nachläſſig auf ſeine Schulter legte, „daß ich über alles Land herrſche, daß geſtern noch Dir gehorchte. Vergiß nicht, daß Czar Wladimir ſelbſt ein Sklave iſt, der nur athmet durch die Gnade ſeiner Herrin.“

IV.

Zwei Stunden vor Sonnenuntergang verſammelte ſich der Hof, verſammelten ſich die Bojaren, die mit ihren Frauen in vergoldeten Schlitten aus der Umgegend kamen, in dem weiten Saale des Czarenſchloſſes.

Schwere rothe Vorhänge verhüllten die Fenſter, die Sonne warf durch ſie ihr Licht wie Blut auf das Eſtrich, wie Blut an die Wände. Große Wandgemälde byzantiſcher Meiſter auf mattem Goldgrunde, mannshohe ſilberne Leuchter von getriebener Arbeit, die goldenen Lampen, die von der Decke tief herabhingen, der düſtere Glanz der Kerzen, gaben dem Saale eine feierliche Pracht.

Dem Eingange gegenüber ruhte auf ſchlanken joniſchen Säulen ein Balkon, eine einzige Thüre mündete aus dem Schlafgemach des Czaren auf denſelben, große Vorhänge verhüllten ihn. Keine Stufe führte aus dem Saale zu ihm empor, keine Stufe von ihm herab. Unerreichbar ſchwebte er hoch in der Luft.

Auf dieſen Balkon trat die Czarin hinaus, theilte leiſe den Vorhang und blickte hinab in die wogende Verſammlung, dann wendete ſie ſich raſch und rief ihre Frauen; die ſeidene Schleppe rauſchte, der Hermelin flog um die Hüfte auf und ab.

„Sind die Bojaren, die wir geladen, hier verſammelt?“

„Ja, Despoina“, erwiderte die Griechin.

„Alle?“

„Alle.“

„Haben Sie ihre Waffen abgegeben?“

„Ein Jeder, ehe er das Schloß betrat.“

„Gut“, ſprach Narda, „was melden die Reiter?“

„Sie haben Dein Gold unter das Volk geſtreut“, ſprach Olga.

„Und das Volk?“

„Segnet Deine Herrſchaft und wünſcht nur, daß ſie immer dauern möge.“

„Sind alle meine Befehle vollzogen?“

„Ja Herrin", entgegnete die Ruſſin.

„Sind alle meine Befehle vollzogen, Zoë?"

„Ja, Despoina."

„Biſt Du bereit, Tigris?"

Die Mohrin nickte.

„Wo iſt der Czar?"

„Er wartet Deiner Befehle", ſprach Zoë.

„Er komme!"

Majeſtätiſch trat Narda an die Brüſtung des Balkon und ſchlug den Vorhang zu beiden Seiten auseinander, während ihre Frauen ſich ſchweigend zurückzogen.

Als ſie oben erſchien im Hermelin, mit dem gebietenden Auge, grüßte die Verſammlung ſie mit lautem Zurufe und warf ſich wie zum Gebete demüthig auf das Antlitz nieder.

Narda nickte leicht mit dem Kopfe, und ließ ſich auf dem goldenen Stuhle, welcher auf dem Balkon ſtand, nieder. Zugleich gaben die Würdenträger das Zeichen zum Beginn des Feſtes, und wieſen jedem feierlich ſeinen Platz an der breiten langgeſtreckten Tafel an.

Die Diener zogen in langen Reihen mit den koſtbaren Gerichten, den hohen Weinkrügen durch den Saal. Muſik tönte von oben wie aus einer Wolke in das heitere Getümmel. Czar Wladimir erſchien auf dem Balkon.

Narda zog übermüthig den einen Fuß herauf. „Du wirst mich bedienen, Sklave“, sprach sie, „zeige dich dieser Gnade würdig, weh dir, wenn Du ungeschickt bist.“

„Was befiehlst du, Herrin“, fragte Wladimir lächelnd.

„Deck mir den Tisch.“

Wladimir stellte das kleine elfenbeinerne Tischchen vor sie und deckte es mit einem weißen byzantischen Tuche.

Er setzte die Silberplatte auf dasselbe, brachte die Speisen, die er ihr knieend reichte, und den Wein, den er ihr knieend in den Pokal goß.

Während unten im Saale das Fest nach und nach zu einem wüsten Bacchanale wurde, sprühte oben Narda von Ausgelassenheit.

Sie knetete Kügelchen aus dem weißen Brode und warf sie nach Wladimir.

Wenn er eine neue Silberplatte brachte, befahl sie den Pokal, als er den Pokal mit Wein füllte, rief sie nach frischem Obst und lachte, wenn er ihre Befehle schneller vollzog, als sie dieselben gab.

„Du darfst meine Hand küssen, Wladimir“, sprach sie. Der Czar kniete rasch nieder und führte ihre kleine üppige Hand an die Lippen.

Sie aber stieß ihn mit dem Fuße zurück.

„Fort! du langweilst mich!“ zugleich legte sie den Arm auf die Brüstung des Balkons und blickte hinab.

Unten an der Tafel erhob sich ein greiser Bojar, hob seinen Becher, trank auf ihr Wohl und warf die Neige zur Decke empor. Jubelnd wiederholten hundert und noch einmal hundert Stimmen den Toast.

Narda wendete sich rasch und erblickte Wladimir.

„Bist du noch da.“

Er neigte stumm sein Haupt.

„Schenk ein!“ Sie reichte ihm den Becher, er goß ihn voll und wollte sich entfernen.

„Bleib“, herrschte sie ihm zu, und so eigenthümlich traf ihn ihr Blick, daß er vor ihr zitterte.

„Du fürchtest mich?“ sprach sie heiter.

„Nein.“

„Du lügst! du zitterst ja am ganzen Leibe; du fürchtest mich“, wiederholte sie zornig.

„Ja ich fürchte dich“, erwiderte Wladimir.

„So gefällst du mir“, sprach Narda, sie lachte wieder und zeigte ihre prachtvollen Zähne. Dann schüttelte sie den Kopf, blies leicht vor sich hin und riß ihren Ueberwurf auf.

„Mir ist heiß“, rief sie, „hüte dich, Sklave, mir kocht das Blut, ich lasse dich peitschen, wenn du ungeschickt bist.“

Wladimir erbleichte und biß die Zähne aufeinander.

Narda löste, dem Bacchanal unten den Rücken kehrend, die Spange, welche ihr Ueberkleid zusammen hielt und schlug den Hermelin, mit dem es gefüttert war, zurück. Kalt, gefühllos wie eine Göttin des Olymps, zeigte sie dem Manne, der verwirrt, zitternd vor ihr stand, die üppigen Formen einer Göttin.

Und als sie ihn zittern sah, als flammende Röthe sein schönes Antlitz bedeckte, wählte sie mit grausamer Berechnung den Augenblick und befahl kurz und leise: „Wein!“

Wladimir stand in ihren Anblick versunken und bewegte sich nicht.

„Wein“, rief sie auffahrend, „hörst du nicht, Wein!“

„Er ergriff übereilt, hastig den silbernen Krug und goß, verwirrt den Blick auf sie gerichtet, den Wein in den Pokal. Sie faßte ihn scharf ins Auge und zog langsam den Pokal weg, so daß der Wein mit einem Male wie Blut über das weiße Tafeltuch, über ihr weißes Seitengewand, den weißen Pelz ihres Ueberwurfes floß.

Narda warf zornig den Pokal von sich und sprang auf.

„Ungeschickter Knecht", rief sie wild, „gebührt dir nun die Peitsche?"

Der Czar ließ sich lachend auf ein Knie nieder und ergriff ihre Hand.

„Du spielst die Herrin meisterhaft", sprach er, „doch nun genug."

„Was fällt dir ein", rief sie.

„Ich kann den Sonnenuntergang nicht mehr erwarten", flüsterte er, „wollüstige Grausamkeit strömt berauschend aus deinem Wesen über mich. Ich vergehe vor Sehnsucht nach deinen Küssen."

Narda beugte sich über ihn.

„O! ich kann grausam sein", flüsterte sie zurück, „unendlich grausam."

Ihre Lippen senkten sich zu den seinen herab, er fühlte ihren heißen Athem, leidenschaftlich schlang er den Arm um sie und trank mit geschlossenen Augen ihren süßen feuchten Kuß.

Im nächsten Augenblicke stieß sie ihn von sich.

„Frecher Sklave", rief sie laut, „die Peitsche!" sie stampfte mit dem Fuße.

Zoë trat ein, die Peitsche in der Hand.

Narda ergriff sie und rollte sie mit einer zornigen Bewegung auf.

„Es ist genug", sprach Wladimir gebietend.

Narda ſtieß ein gellendes dämoniſches Lachen aus.

„Ich bin dein Herr!“

„Mein Sklave biſt du!“

„Die Sonne iſt unter“, rief Wladimir, „ich bin Dein Herr!“

„Mein Sklave biſt du“, entgegnete Narda kalt, noch eine Stunde habe ich zu herrſchen. Ich will ſie nützen. Und du vor Allem, frecher Sklave, ſollſt die Peitſche fühlen.“

Sie ſchürzte den Aermel ihres Pelzes auf, und hieb dann unbarmherzig Wladimir in das Geſicht.

Wüthend ſprang der Czar auf ſeine Sklavin zu, um ihr die Peitſche zu entreißen.

In demſelben Augenblicke ſtampfte ſie wieder mit dem Fuße.

Zugleich waren die Thüren des Saales von Olga und ihrer Wache geſperrt und Zoë ſtürzte mit den anderen Frauen auf den Balkon.

„Verrath!“ rief der Czaar.

„Du biſt in meiner Hand“, ſprach Narda mit wilder Majeſtät.

Ihre Frauen warfen ſich auf Wladimir und banden ihm die Hände auf den Rücken.

„Wer zu mir ſteht, herbei!“ rief Narda mit mäch-

tiger Stimme in den Saal hinab, „das Reich des Wladimir ist zu Ende.“

Die Bojaren stürzten gegen den Balkon, den Czar zu retten.

Narda winkte ihren Frauen, mehr als zwanzig Pfeile flogen in den Saal hinab, und jeder forderte sein Opfer.

Entsetzt wichen die treuen Männer zurück.

„Gnade Herrin!“ riefen hundert Stimmen, „was verlangst Du von uns?“

„Unterwerfung.“

Die Bojaren fielen auf ihr Antlitz und huldigten ihr.

Die Czarin wendete sich zu ihrem Sklaven.

„Nun, Wladimir, was sagst Du?“ Sie hatte ihre Arme auf der Brust verschränkt, und betrachtete ihn mit grausamen Vergnügen.

Wladimir warf sich vor ihr nieder.

„Herrsche!“ rief er, „ich will Dein Sklave sein.“

„Nein Wladimir“, sprach sie lachend, „das wäre recht gefährlich. Du siehst, wie Sklaven leicht zu Herren werden. Dein Haupt muß fallen, wenn ich herrschen soll, und ich will herrschen!“

„Narda!“ schrie der Czar entsetzt auf.

„Nun bin ich nicht grausam?“ sprach sie, „ich

nehme Dich beim Wort und mache aus Dir was ich will. Schwelge nun in meinen Mißhandlungen, in der Wolluſt, durch mich den Tod zu leiden, denn ich laß Dich tödten, Wladimir."

„Gnade!"

„Eine letzte Gnade", entgegnete Narda, „ich will mich überzeugen, wie weit Deine Liebe geht. Du darfſt noch einmal meinen Fuß küſſen."

Sie ſtreckte den Fuß unter dem glänzenden Seidengewande hervor, und Wladimir preßte leidenſchaftlich ſeine trocken, glühenden Lippen auf denſelben.

„Nun bereite Dich zum Tode!"

„Das kann nicht dein Ernſt ſein, Narda!" ſchrie Wladimir auf.

„Es iſt doch ſo."

„Gnade! Gnade!" bat er, zu ihren Füßen zitternd.

Sie ſchüttelte das Haupt, ſtemmte den Arm in die Hüfte und winkte der Mohrin mit den Augen.

Tigris faßte raſch mit der Linken Wladimir's Locken und hieb ihm mit einem Streich das Haupt herab. Sein Blut ſpritzte bis auf den Hermelin der Czarin, dann hob die Mohrin ſein bleiches Haupt mit den halbgeſchloſſenen Augen empor und zeigte es der Menge.

Narda aber trat im blutbefleckten Hermelin an die

Brüſtung und rief, den Arm gebieteriſch über die Verſammlung ausſtreckend: „Tod Jedem, der ſich mir nicht beugt. Ich bin die Herrin von Galizien!“

Die Sonne ging eben unter, und tauchte die Wolken, die ſie umgaben, und die Thürme der Czarenſtadt in rothes Blut. —

Narda herrſchte in Halycz. —

Das ruſſiſche Volk aber, durch deſſen ganzes Leben der Gegenſatz der weißen und ſchwarzen Welt geht, nannte ſie die ſchwarze Czarin.

Die Myrthe der Liebenden.

1460.

Es war an einem Aschermittwoch, der einem fröhlichen deutschen Maitag glich, als ich auf jener reizenden kleinen Wiese bei Florenz, Strozzini genannt, von den bunten, rauschenden Menschenwogen der Spaziergänger getragen, an der Seite einer schönen Frau ging, welche, eine echte Italienerin, von der Wärme belästigt, ohne viel Umstände ihr prachtvolles Pelzwerk auf meinem Arm abgeladen hatte und ihre in dem weichen, schmiegsamen Sammtkleide doppelt schlanke Gestalt anmuthig in dem gelben Sonnenlicht badete. Ihre Augen blitzten von Geist und Uebermuth, und sie schoß die melodischen Worte wie ebenso viel Liebespfeile ab. Plötzlich blieb sie vor einem Myrthenstrauch stehen, brach einen Zweig, theilte ihn und sprach dann mit unnachahmlicher Schalkhaftigkeit:

„Wollen wir das grüne Spiel spielen?"

„Vergeben Sie, aber ich kenne es nicht", sagte ich.

„Sie kennen Il Verde nicht? Nun dann muß ich Ihnen vor Allem die hübsche Geschichte erzählen, der es seine Entstehung dankt."

* * *

Es war in dem Florenz der Medici, die Hebräer bewohnten damals das Ghetto in dem Viertel von San Lorenzo, dessen Thor von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang geschlossen sein mußte. Kein Jude durfte es in dieser Zeit verlassen, keiner es wagen, dann die Stadt zu betreten. Alle, welche Geschäfte mit den Christen hatten, eilten, sie vor Sonnenuntergang abzumachen, um dann in ihre fest verschlossenen Häuser zu ihren Familien zurückzukehren. Ihre Frauen und Mädchen verließen selten ihr Asyl, die reichen zu bestimmten Stunden und am Sabbat, um in der Cascine zu promeniren. Nur an den drei letzten Carnevalstagen blieben die Thore des Ghetto Tag und Nacht geöffnet.

Eines Abends ging Lorenzo, aus dem alten Florentiner Adelsgeschlechte der Altoviti, durch das Ghetto, es war die Zeit, wo die schönen Töchter Israels an den vergitterten Fenstern ihrer Häuser standen und auf ihre Väter, Gatten und Brüder warteten, die aus der Stadt heimkehren sollten. Lorenzo war ein großer, schön gebauter junger Mann von kaum mehr als zwanzig

Jahren, ſein edles, beinahe ſanftes Antlitz wurde von reichen blonden Locken und zartem goldenen Flaum um Kinn und Lippen eingerahmt, die knappe, ſchmiegſame Tracht jener Tage kleidete ihn vortrefflich, und wie er, den Degen an der Seite und mit den großen Sporen klirrend, auf den Steinen der Straße dahinſchritt, blieb mehr als ein dunkles Mädchenauge an ihm haften. Plötzlich fiel, wie vom Himmel herab, eine rothe glühende Roſe vor ſeine Füße, er hob ſie auf und ſuchte die Hand zu entdecken, welche ſie ihm geſpendet, aber vergebens, ringsum ſchien Alles ausgeſtorben. Er ſetzte ſeinen Weg fort, aber das holde Abenteuer beſchäftigte ihn immer wieder, und am nächſten Tage ging er zur ſelben Stunde wieder durch das Ghetto. An derſelben Stelle, wie am Vorabend, flog ihm wieder dieſelbe Liebe und Glück verheißende Blume zu, diesmal ſah er das Fenſter, aus dem ſie kam, und fing die liebliche Spende mit ſeinen Händen auf, zugleich erſpähte er eine lichte Frauengeſtalt, welche von dem Gitter entfloh. Die Straße bildete hier einen Vorſprung, er trat hinter eine Säule und wartete.

Nicht lange und ein wunderbarer Mädchenkopf, an die Braut des Hohen Liedes gemahnend, das reiche nachtſchwarze Haar mit Perlenſchnüren durchflochten, neigte ſich herab und ſeine großen, dunklen Sammt-

augen ſuchten Den, der ihr ſo nahe war, in der Ferne zu entdecken.

Leiſe näherte ſich der ſchöne junge Edelmann dem Fenſter und nahm dann ſein Baret ab, die Schöne zu grüßen. Sie erſchrak nicht wenig, als ſie ihn mit einem Mal entdeckte und er ſo nahe war, daß ihre Hände ſich berühren konnten: ſie machte eine Bewegung, zu entfliehen, aber ſie floh nicht.

„Vergebt meine Kühnheit, edles Fräulein“, begann Lorenzo, „aber ich kann nicht von hinnen gehen, ohne Euch zu danken.“

„Ihr habt mir zu vergeben“, erwiderte das ſchöne Frauenbild mit einer Stimme, welche das Herz des Jünglings wehmüthig ergriff, „mir der Jüdin, die es gewagt hat, einen Chriſten und einen Edelmann, wie es mir ſcheint, in dieſer Weiſe zu beläſtigen.“

„Sprecht nicht ſo“, rief der Jüngling, „ich muß dann glauben, daß Ihr meiner ſpotten wollt, und ich würde wünſchen —“

„Was, edler Herr!“

„Das Ihr mir vertraut, und mehr noch —“

„Mein Vater kehrt nun bald zurück“, flüſterte die Jüdin. „Wenn es wahr iſt, daß Ihr mich nicht verachtet, ſo gebt mir morgen, eine Stunde vor Sonnenuntergang, wenn ich mit anderen Frauen meines Stam-

mes mich am Arno ergehe, ein Zeichen. Jetzt aber lebt wohl."

Sie reichte ihm die Hand durch das Gitter, welche er raſch, ehe ſie es hindern konnte, an die Lippen führte.

An dem nächſten Tage, einem Sabbat, gingen die reizenden Frauen und Töchter der Hebräer, in koſtbare Stoffe gekleidet, mit Juwelen bedeckt, an dem rechten Ufer des Arno zwiſchen dem Ponte vechio und jenem von San Trinita ſpazieren. Die Damen des Adels und die Frauen der Bürger mieden dann jene Gegend, während die männliche Jugend ſich zahlreich verſammelte, um die orientaliſchen Schönheiten zu bewundern und, wo es nur ging, mit denſelben ein geheimes Einverſtändniß anzuknüpfen. Es fiel alſo durchaus nicht auf, als der ſchöne, ſchlanke Altoviti ſich gleichfalls unter die Auf- und Abwandelnden miſchte.

Er hätte die Roſenſpenderin beinahe nicht erkannt, ſo ganz anders erſchien ſie jetzt, wo ſich auch ihre hohe königliche Geſtalt ſeinen Blicken zeigte und der ganze Luxus Aſiens ſie umgab; es war nicht mehr das holde, ſanfte Mädchenantlitz, das ihn hinter dem Gitterfenſter anlächelte, es war ein ſtolzes Weib mit den herrlichſten Formen, das in dem goldgeſtickten Seidengewande, dem mit dem edelſten Pelzwerk beſetzten

Damastkaftan, ein Diadem von Rubinen und Diamanten in dem dunklen Haar, gleich einer Herrscherin dahinschritt.

Er wagte es nicht, sie zu grüßen, aber ihre Augen ersetzten an Beredtsamkeit, was ihren Lippen versagt war, und als er einmal ganz nahe an ihr vorbeikam, gelang es ihm, ihr unbemerkt einen Zettel in die Hand zu drücken. Die schöne Jüdin dankte ihm mit einem Lächeln, das dem jungen Edelmann für einen Augenblick das Herz stille stehen machte vor Seligkeit. Zu Hause las sie den Zettel heimlich bei dem rothen Licht der heiligen Sabbatlampe. Er lautete:

„Ich liebe Dich, schöne Hebräerin, meinst Du es ebenso redlich mit mir, wie ich mit Dir, so will ich Dich von Deinem Vater zum Weibe begehren. Billigst Du mein Vorhaben, so wirst Du Dich morgen nach der großen Messe im Dome einfinden.

Lorenzo Altoviti."

Das schöne Mädchen las den Zettel noch einmal, küßte ihn und verbarg ihn dann unter dem schwellenden Pelzwerk und den Perlenschnüren, von denen ihre jungfräuliche Brust bedeckt war.

Am nächsten Tage nach der Messe erwartete Lorenzo im Dome, hinter einer Säule verborgen, die Geliebte. Kaum hatten die Andächtigen die Kirche verlassen, so erschien die schöne Jüdin, dunkel gekleidet

und dicht verschleiert, und setzte sich in einen Beichtstuhl, welcher seitwärts tief im Schatten stand. Lorenzo verstand den Wink. Er näherte sich und kniete vor dem kleinen Gitterfenster wie zur Beichte nieder, so konnten sie ungestört sprechen.

Sie erzählte ihm zunächst von sich, sie hieß Rachel, stammte aus Livorno und war erst seit Kurzem in Florenz, wo sich ihr Vater, ein reicher Jude, als Bankier niedergelassen hatte. Dann sprach sie von dem tiefen Eindruck, den ihr seine Erscheinung damals in der Straße des Ghetto gemacht, und gestand ihm endlich, daß sie ihn mit aller Glut eines reinen Mädchenherzens liebe und bereit sei, Christin zu werden, um ihm vor Gott und den Menschen als sein Weib angehören zu können.

Dann begann er, ihr die süßesten Worte inniger Liebe, die heiligsten Schwüre ewiger Treue durch das Gitter zuzuflüstern, bis sie den Beichtstuhl verließ, um nach Hause zurückzukehren. Jetzt schlang er, da er sich mit ihr allein sah, den Arm um sie und führte sie zu dem nächsten Altar. Dort knieten sie Beide nieder, und er steckte ihr einen Ring an den Finger, der zwei verschlungene Hände darstellte, ein Sinnbild, daß sie vereint seien in Leben und Tod.

Als sie sich erhoben, schlang Rachel in leidenschaft-

licher Zärtlichkeit die Arme um den theuern Mann und ihre Lippen begegneten sich in einem Kusse, der kein Ende nehmen wollte.

„Gott schütze Dich, Rachel", sprach dann der Jüngling.

„Und Dich, Lorenzo", erwiderte sie und eilte davon.

* * *

Rachel's Vater saß in seiner kleinen gewölbten Wechselstube gegen die Straße zu und legte Goldstücke auf die Wage, um zu prüfen, ob sie nicht einer seiner Glaubensgenossen in übertriebenem Handelsgeiste beschnitten habe, als Lorenzo Altoviti bei ihm eintrat. Der alte Jude meinte nicht anders, als der junge Edelmann suche Geld bei ihm aufzunehmen und erhob sich daher diensteifrig, um ihm einen Stuhl zu bringen.

„Womit kann ich dienen, Excellenza", sprach er dann in demüthig näselndem Tone.

„Ich will ohne Umschweife offen und redlich mit Euch sprechen", begann Lorenzo, „und bitte Euch, mir ebenso zu erwidern."

„Nach Kräften, Excellenza", seufzte der Bankier, „aber die Zeiten sind schlecht, das Geld selten —"

„Ich will nicht Euer Geld", unterbrach ihn Lo-

renzo, „ich liebe Euere Tochter Rachel und bitte Euch, sie mir zum Weibe zu geben.“

„Herr, meine Tochter“, schrie der Alte auf. „Hat Euch Gott den Verstand genommen, wißt Ihr nicht, daß sie eine Jüdin ist und daß eine Jüdin niemals eines Christen, eines Edelmanns Weib werden kann!“

„Eine Jüdin allerdings nicht“, sagte Lorenzo gelassen, „aber Rachel liebt mich und ist bereit, die heilige Taufe anzunehmen.“

„Die Taufe, mein Kind, meine Rachel!“ jammerte der Jude, „und sie liebt Euch! Verflucht sei die Stunde, wo sie geboren wurde! Ihr habt mir meine Tochter verzaubert, Herr, mit schwarzer Kunst für Euch gewonnen. O, meine Rachel!“

„Beruhigt Euch“, sprach Lorenzo, „die Verbindung einer Jüdin mit dem Sohne eines edlen Florentiner Hauses kann für Euer unterdrücktes Volk von unberechenbar glücklichen Folgen sein.“

„Und Euere Aeltern, die stolzen Altoviti, werden die eine Jüdin, und wenn sie auch eine fürstliche Mitgift mitbringt, wie meine Rachel, in ihr Haus aufnehmen?“

„Noch habe ich nicht mit ihnen gesprochen“, gab Lorenzo zur Antwort, „aber ich hoffe —“

„Ihr hofft, edler Herr“, sagte der Jude plötzlich

vollkommen beruhigt, „nun so hört, was ich Euch sage“, er machte eine Pause, während der er den weiten Aermel seines seidenen Kaftans betrachtete und die Haare des kostbaren Pelzwerks, mit welchem derselbe verbrämt war, aufblies. „Geht hin und redet mit Euren Aeltern, wenn sie Euch ihren Segen geben, gebe ich Euch auch den meinen.“

Lorenzo wollte dem Alten danken.

„Dankt mir nicht“, sagte dieser mit einem feinen Lächeln, „redet erst mit Euren Aeltern.“

Der junge Edelmann eilte nach Hause, flog die Treppe empor und warf sich seinen Aeltern, welche eben beim Schachspiel saßen, zu Füßen, ihnen seine Liebe und seine Absichten mit Rachel enthüllend.

Staunend hörte sein Vater zu, während seine Mutter über die Verirrung des Sohnes die Hände rang und laut zu weinen begann.

„Nie wird eine Jüdin, auch wenn sie die heilige Taufe empfangen, als Tochter mein Haus betreten“, sprach dann der alte Altoviti, ohne sich zu regen oder nur einen Augenblick eine Miene zu verziehen. „Dies mein unumstößlicher Wille, Lorenzo, und kein Wort mehr von der Sache.“

Lorenzo, der den Starrsinn seines Vaters kannte,

erhob sich und kehrte verzweifelt zu dem alten Juden zurück.

„Habe ich nicht gesagt, dankt mir nicht", sprach dieser, „ich habe es gewußt, daß die Altoviti niemals einwilligen werden, aber so viel sagt ihnen, wenn sie ihr Wappen zu gut finden für eine Jüdin, ich finde mein Geld zu gut für einen Christen. Ich bitte Euch, geht und verfolgt mein Kind nicht weiter."

Rachel hatte nun schlimme Tage, ihr Vater bewachte sie mit einer Strenge, welche sie bisher an ihm nicht gekannt hatte, und ließ sie nie mehr allein ausgehen; sie sah Lorenzo nur auf der Promenade oder wenn er an ihrem Hause vorüberging und sie an dem Gitterfenster stand.

So kam die Zeit des Carnevals. Nacht für Nacht erglänzten die Paläste der Vornehmen von Tausenden von Lichtern, und das Volk trieb seinen Mummenschanz in den Straßen. Lorenzo benutzte die Freiheit und die Gelegenheit dieser tollen, lärmenden Tage und zog mehr als einmal mit seinen Freunden maskirt durch das Ghetto, aber vergebens machten sie ihre Lazzis vor Rachel's Hause, sie war nicht zu sehen, ihr Vater, hieß sie jedesmal in die hintere Stube gehen, wo sie einsam weinte. Da wollte ein für die Liebenden glücklicher Zufall, daß Rachels Vater, der in Li-

vorno noch Gelder ausständig hatte, durch ein dringendes Geschäft gezwungen, dahin abreisen mußte. Er übergab die Tochter der Hut einer alten treuen Dienerin, und reiste ab.

Rachel gelang es bald, die Alte durch ihre Bitten und Thränen zu rühren und als Lorenzo sich an dem vorletzten Carnevalstage maskirt dem Hause näherte, winkte sie ihm einzutreten. Er durfte indeß nur wenige Augenblicke mit der Geliebten sprechen.

„Morgen ist der letzte Carnevalstag, Lorenzo", sagte Rachel, „die letzte Nacht, in der das Thor des Ghettos offen bleibt, ich will mit Dir die Veglione besuchen, in welcher Maske wirst Du erscheinen, damit ich Dich erkennen kann."

„Als Sarazene und Du?" fragte der Jüngling.

„Ich?" lachte Rachel und in einer reizenden Anwandlung von Muthwillen ihr Haar lösend, so daß es fast bis zur Erde niederfiel und sie gleich einem schützenden Mantel einhüllte, fuhr sie fort: „So, mein Geliebter, bin ich nicht vermummt genug?"

Lorenzo umschlang das schöne, liebreizende Weib und bedeckte ihr Antlitz und ihre Hände mit Küssen.

„Wie also?"

„Als Zigeunerin. An Deinem Ringe wirst Du mich erkennen."

„Morgen alſo?“

„Nach Sonnenuntergang.“

* * *

Die Veglione iſt ein Maskenball, welcher heute noch in den meiſten Städten Italiens in der Faſtnacht ſtattfindet und zur Zeit der Bianca Capello, welche aus einer Courtiſane, Diebin und Mörderin die Gemahlin Francesco II. von Medici und die „Tochter der Republik“ geworden iſt, in Florenz eingeführt wurde. Da mit dem Anbruch des Aſchermittwochs die lange und in jenen finſteren Zeiten wahrhaft traurige Faſtenzeit begann, ſo erreichte die Luſt in jener letzten Faſchingsnacht ihren Höhepunkt, alle Welt ſchien toll geworden, Alt und Jung, Arm und Reich, trieb die unglaublichſten Poſſen.

Mitten in dieſer bacchantiſchen Verwirrung fanden ſich die Liebenden. Es fehlte weder an Sarazenen, noch an Zigeunerinnen, aber keiner der erſtern hatte den hohen athetiſchen Wuchs wie Lorenzo, keine der letzteren ſchwarzes Haar in perlendurchflochtenen Zöpfen beinahe bis zur Erde herab, wie Rachel. Daran erkannten ſie ſich.

„Gib mir das Zeichen“, ſagte Lorenzo, ihre Hand faſſend.

Sie wies ihm den Ring.

„Du bist es“, sagte er.

„Und Du“, flüsterte sie, „nun wollen wir aber zusammen tanzen, ich sehne mich so sehr danach, in Deinen Armen zu ruhen und bei den Klängen der Musik dahin zu schweben, wie jene glücklichen, mit Weinlaub und Pantherfellen bekleideten Menschen, welche man auf der römischen Vase meines Vaters sich im Reigen drehen sieht.“

„Ja, komm“, sprach er, „wir wollen tanzen.“

Und sie begannen zu tanzen, sie lag in Liebe und Fröhlichkeit aufgelöst an seiner Schulter, die Augen halb geschlossen, ein echtes Kind des glücklichen Südens; sie unterbrachen den Tanz nur, um Athem zu schöpfen und sich verstohlen zu küssen, oder eine unbedeutende Erfrischung zu nehmen, dann tanzten sie wieder, und immerfort und immer leidenschaftlicher, bacchantischer, bis sich ihre großen, schweren Zöpfe lösten und sie gleich einer Mänade mit flatterndem, schwarzen Haare dahinraste.

Da schlug die Glocke der Segnoria Mitternacht.

Mit dem letzten Schlage war der Carneval zu Ende, und ein Jeder war verpflichtet, sich zu demaskiren, deshalb verließen die Liebenden beim ersten Glockenschlag den Saal und eilten, aus dem Gewühl der Masken in das Freie zu kommen.

In der Via Calcajioli wurden sie von einer Schaar Vermummter überfallen. Der Führer derselben, ein großer, athletisch gebauter Mann, ergriff die schöne Jüdin bei den Haaren und rief: „Das ist Rachel, ich wette meinen Kopf, kein anderes Weib in Florenz hat diesen dunkeln Mantel, ihre göttlichen Reize zu verhüllen.“

„Laßt uns vorbei!“ sprach Lorenzo gelassen.

„Der Bräutigam des schwarzen Täubchens, wie es scheint“, lachte ein Anderer; „wie wäre es, wenn wir ihm seine schöne Beute abjagten.“

„Recht hast Du, Cosimo“, stimmte der Erste bei „Mach fort, Jude, und mir das Mädchen.“

„Die Straße frei“, befahl jetzt Lorenzo empört.

„Das ist kein Jude“, murmelten einige aus der Schaar der Gegner, „laßt ihn ziehen.“

„Das wollen wir gleich sehen“, rief ihr Führer, „es ist Mitternacht durch, die Masken herab!“ Er und seine Genossen nahmen die Larven herunter. Lorenzo erkannte Stephano, einen Neffen des Herzogs.

„Laßt uns vorbei“, rief er nochmals.

„Die Masken herab“, schrie der tolle Haufe und schon riß einer Rachel die Larve herunter.

Jetzt warf auch Lorenzo die Maske ab und zog zugleich den Degen. Die Gegner thaten das Gleiche.

Ein wüthender Kampf begann, aber der tapfere Altoviti verstand sich wohl zu decken, er verwundete einen seiner Gegner nach dem andern und endlich streckte ein unglücklicher Stoß Stephano todt zu seinen Füßen nieder. Während seine Freunde dem Gefallenen zu Hülfe eilten, gelang es Lorenzo, sich mit Rachel in die kleine Kirche San Michele zu retten.

„Ich bin verloren!“ war das Erste, was er sprach, „es ist ein naher Verwandter der Medici, den ich getödtet, ich muß fliehen oder hier den Tod von Henkers Hand erwarten!“

„Wir sind nicht dazu bestimmt, auf Erden zusammen glücklich zu sein“, erwiderte Rachel, in namenloser Liebe an ihn geschmiegt, „laß uns also zusammen sterben, Lorenzo, Gott wird uns gnädiger sein als die Menschen!“

„Ist dies Dein Ernst, Rachel“, fragte er, von dem Gedanken hingerissen. Sie nickte zustimmend.

„Dann hat uns ein guter Engel hierher geführt“, fuhr er fort. „Ich kenne den Priester dieser Kirche, er soll uns segnen und dann wollen wir sterben.“

„Wie Du willst“, murmelte das schöne Mädchen.

Lorenzo holte den Priester. Dieser zündete die Kerzen auf dem Hauptaltar an und taufte Rachel, dann legte e ihre Hände in einander und sprach den

Segen der Kirche über sie. Da nur ein Ring da war, nahm ihn Lorenzo und steckte ihn an Rachels Finger und sie riß sich eine Locke aus, schlang sie ineinander und gab sie ihm, statt eines Ringes.

„Nun bist Du mein Gatte", sprach sie.

„Und Du mein Weib", sagte er.

„Von der Dunkelheit beschützt, verließen sie die Kirche und entkamen glücklich aus der Stadt.

Auf der kleinen Wiese jetzt Strozzini genannt, stand vor vielen hundert Jahren ein großer Myrthenbaum, seine grünen Zweige rauschten im Nachtwind, Schutz verheißend, hochzeitlich.

Hier ließen sie sich nieder, und Lorenzo zog sein geliebtes Weib an seine Brust, zum ersten, zum letzten Mal.

* * *

„Rachel", begann Lorenzo, „mein geliebtes Weib, der Morgen graut."

„Ja, es ist Zeit zu sterben", erwiderte sie, das schöne Haupt an seine Schulter gelehnt.

„Im Osten wird es hell", murmelte er. „Die Luft ist scharf und kalt. Mich schauert."

„Dies genügt für Dich und mich", sprach sie, indem sie ihre dunkeln Flechten auflöste und wie einen Mantel über ihn warf. „Nun frierst Du nicht."

„Nein, Geliebte!“

Es wurde hell und heller, da und dort regte sich ein Vogel in den Zweigen, von der Stadt herüber tönten hell die Kirchenglocken.

„Nun ist es Zeit“, sagte Lorenzo, „soll ich Dich tödten, Rachel, und dann mich, oder willst Du liebevoller sein als ich und mich sterben lassen von Deiner süßen Hand?“

„Wie Du willst“, flüsterte sie.

„Nun so tödte mich zuerst“, flehte Lorenzo.

„Wie soll ich das?“ fragte sie unschuldig, als gelte es ein Spiel.

„Nimm diesen Dolch und stoß ihn mir ins Herz“, sprach er.

Sie nahm den Dolch und ließ ihn im fahlen Frühlicht blitzen, dann schlang sie den Arm um ihn und murmelte: „So, im Kusse laß uns sterben.“ Sie preßte ihre Lippen auf die seinen und setzte ihm den Dolch auf die Brust. Plötzlich sprang sie auf, warf den Dolch weit von sich, und schrie: „Ich kann nicht, mein Gemahl, ich kann Dein Blut nicht fließen sehen.“

„Rachel, sei nicht grausam, laß mich vor Dir sterben!“ bat Lorenzo, indem er sich vor seinem schönen Weibe niederwarf und ihre Knie umfaßte.

„Ich kann nicht!“ rief sie schluchzend.

„Tödte mich, ſei barmherzig!“ flehte er.

„Ja!“ rief ſie plötzlich, „Du ſollſt von meiner Hand ſterben, aber ſo, wie ich es will.“

„Wie Du willſt!“ ſprach er.

Da ergriff ſie die ſchwarze Flut ihrer Haare, legte ſie gleich einer Schlinge um ſeinen Hals und während er zu ihren Füßen lag, zog ſie ſie zuſammen. Dann beugte ſie ſich zu ihm nieder, ohne Thränen, ohne Klage, ſie legte die Hand auf ſein Herz, es ſtand ſtill, er war todt.

Nun küßte ſie noch einmal ſeine kalten Lippen, machte ihr Haar los, ſchlang es raſch um den ſtärkſten Aſt des Myrthenbaumes, dann um ihren Hals und ſtarb ſo.

Der Aſt war mitleidiger als die Menſchen, er gab nach und fiel mit ihr zur Erde, und ſo, daß ſie an der Bruſt des Gatten ruhte, ihn mit der Flut ihrer Haare bedeckend, treu bis in den Tod.

* * *

Am Aſchermittwoch früh fanden die Florentiner, welche zahlreich, wie jedes Jahr, auf die Wieſe hinſtrömten, um ſich auf derſelben zu ergehen, die Liebenden. Neben ihnen lag ein halbentblätterter Blumenſtrauß.

Bald ſtanden die verzweifelten Eltern Lorenzos

und der alte Vater Rachels händeringend, starr vor Entsetzen, vor den Leichen ihrer Kinder. Ihn brachte man zu den Brüdern der Misericordia, sie begrub man unter dem Myrthenbaum, unter dem sie gestorben.

Die Wiese nannte man seitdem Strozzati (die Erwürgten), woraus mit der Zeit Strozzini wurde.

Der abgebrochene Ast des Myrthenbaumes wurde unter die Anwesenden zum Andenken an das erschütternde Ereigniß vertheilt. Männer und Frauen, Gatten und Liebende gaben sich Zweige des immergrünen Baumes und gelobten sich gegenseitig, die unglücklichen Liebenden nie zu vergessen. Zur Erinnerung trug ein Jedes von ihnen den Myrthenzweig bei sich bis zum Palmsonntag, wo sie ihm mit einem Oelzweig, dem Symbol des Friedens und der Versöhnung, vertauschten.

* * *

„Nun kennen Sie die Geschichte, die zu dem Il Verde Anlaß gab", sprach die schöne Frau; „jetzt will ich Ihnen das Spiel erklären, es ist ein Geschwisterkind von Ihrem deutschen Vielliebchen. Man pflückt also, wie ich es gethan, einen Myrthenzweig, theilt ihn und bietet einer Person des andern Geschlechtes mit der Hälfte desselben das grüne Spiel an.

Wird es angenommen, so sind beide Theile ver-

pflichtet, das Zweiglein stets bei sich zu tragen und wenn es verlangt wird, vorzuweisen.

Wer es vergißt, der hat verloren und muß die Wette, die er eingegangen, erfüllen. Wie gefällt Ihnen das Spiel?"

„Ganz gut."

„Wollen Sie also mit mir spielen?" sprach sie, mir die Hälfte des Myrthenzweiges reichend.

„Was soll es gelten? Mit Frauen muß der Pakt wie mit der Hölle klar sein."

„Zur Strafe für Ihre Unart soll Sie das Schicksal, ehe Sie daran denken, in meine Hand liefern", rief sie mit einem schalkhaften Lächeln. „Ich biete Ihnen also folgende Wette. Wer verliert, muß dem Andern einen Wunsch erfüllen, und zwar ohne Ausnahme und ohne Bedingung.

„Ich nehme an, wenn Sie aber verlieren?"

„Ich verliere nicht."

Selbstverständlich war ich so galant, zu verlieren. Es war in ihrem Boudoir, wo die schöne Italienerin es entdeckte, sie lachte wie ein glückliches Kind, als sie mich gefangen sah.

„Ich kann also mit Ihnen anfangen, was ich will!" rief sie. „Fürchten Sie sich nicht ein wenig bei dem Gedanken, meinem Uebermuthe so ganz auf Gnade

und Ungnade preisgegeben zu ſein? Was würden Sie dazu ſagen, wenn ich Sie, wie Ihre „Venus im Pelz“ den armen Severin, zu meinem Sklaven machen würde?“ Schon ſchlüpfte ſie mit zwei unnachahmlich reizenden Bewegungen in ihren koſtbaren Pelz und ergriff ihre Reitpeitſche, die auf dem Tiſche lag. „Nun? wenn ich ein wenig von jener Grauſamkeit hätte. Wenn ich Sie peitſchen würde? — Aber nein“, ſagte ſie dann, „ich will gnädig ſein und Sie nur verurtheilen, Ihren Landsleuten die rührende Geſchichte der beiden Liebenden zu erzählen.“

Ich habe hiermit dem Befehle der ſchönen Frau Folge geleiſtet und meine Leſer werden ihr hoffentlich nicht den Vorwurf machen, daß ſie minder grauſam geweſen wäre, wenn ſie ſich für die Peitſche entſchieden hätte.

Margarethe Lambrun.

1589.

Es war im Winter 1589. Elisabeth, Königin von England, befand sich auf dem Höhepunkte ihrer Macht und ihres Glanzes. Kaum zwei Jahre waren verflossen, daß sie ihre Nebenbuhlerin Maria Stuart auf das Blutgerüst gesendet hatte, die Monarchin wie die Frau war von der größten ihrer Sorgen befreit und nichts war mehr im Stande, den süßen Wahn der letzteren zu stören, das sie das schönste Weib in ganz Europa sei. Die fünfundfünfzigjährige Königin frisirte und kleidete sich noch immer mit der größten Sorgfalt und ihr ganzes Auftreten zeigte eine gewisse Koketterie, welche sie aber sehr wohl mit der ihr angeborenen Majestät zu vereinen verstand. Ohne sich je die erniedrigenden Blößen russischer Czarinnen des vorigen

Jahrhunderts zu geben, liebte sie es doch, schöne Männer und vor Allem Jünglinge um sich zu sehen und behandelte die letzteren mit einer Art mütterlicher Vertraulichkeit, welche ihrer Gunst den Charakter des Unerlaubten nahm.

Vor Kurzem erst war ein junger Mensch von seltener Schönheit der Gestalt und Züge an den Hof von Westminster gekommen, mit der Absicht, in den Dienst der jungfräulichen Königin zu treten. Er nannte sich Anton Sparte. Ein Zufall gab ihm die Gelegenheit, sich der Königin zu Füßen zu werfen und er hatte das Glück ihr zu gefallen. Obwol seine Herkunft vollkommen dunkel war, zögerte doch Elisabeth, welche wenn auch in milderer Form die Despotennatur ihres Vaters Heinrich besaß, keinen Augenblick, ihn zu ihrem Pagen zu ernennen, und hierdurch den Neid und Haß aller der kleinen Junker aus altadligen Häusern welche das gleiche Hofamt bekleideten, auf ihn zu laden.

Anton Sparte schien sich aber sehr wenig um die Eifersucht seiner Genossen zu kümmern, ja er sonderte sich sogar auffallend von denselben ab, sprach nur dann mit ihnen, wenn sie ihn durch ihre Fragen dazu zwangen, und immer so wenig als möglich. Die andern Pagen zeigten sich vor Allem darüber aufgeregt, daß

Sparte sich von der Königin eine besondere Schlafkammer erbeten und dieselbe auch erhalten hatte. „Er hält sich offenbar für etwas Besseres, als wir sind", sagten die jungen Sirs, „das soll er uns bei der ersten besten Gelegenheit büßen."

Jedesmal, wenn die Königin zur Kirche ging, versammelten sich die Hofleute, die Damen, die Pagen in einem großen Vorsaal, aus welchem man unmittelbar in die Gemächer der Monarchin gelangte, so auch heute. Sparte, welcher bei dieser Gelegenheit Elisabeth die Bibel voranzutragen und, wenn sie im Betstuhl Platz genommen, zu überreichen hatte, stand, ganz in schwarzen Sammt gekleidet, einsam in einer Fensternische, während sich die übrigen Pagen auf seine Kosten unterhielten.

„Seht doch den Günstling, wie er den Kopf hängen läßt", flüsterte der kleine Seward.

„Ich wette, er ist verliebt", erwiderte der Page Southampton.

„Wie?" riefen zugleich mehrere Stimmen.

„Mindestens ist es sicher, das er das Bild einer Dame an seiner Brust verbirgt", sagte Seward.

„Das Bild einer Dame?"

„Wessen Bild?"

„Ist das gewiß?"

„Hast Du es gesehen?“

„Ich habe gesehen, wie Sparte neulich, als er sich unbeachtet glaubte“, berichtete Seward den lauschenden Kameraden, „ein Medaillon hervorzog, es lange betrachtete und dann wiederholt küßte.“

„Und es war das Bild einer Dame?“ fragte der junge Sir Nothingham.

„Wie soll ich das wissen, aber ich nehme es an“, fuhr Seward fort, „Sparte wird doch nicht das Bild eines Mannes küssen?“

„Ich gebe hundert Pfund darum, das Bild zu sehen“, schwor Southampton.

„Hundert Pfund“, spottete Seward, „und hast nicht eines in Deinem Beutel.“

Die Pagen lachten.

„Wer hindert uns indeß, sein Geheimniß zu entdecken?“ rief der wilde Page March.

„Er muß uns seine Liebste zeigen, Du hast Recht“ stimmte Nothingham zu.

„Gutwillig zeigen oder wir brauchen Gewalt“, rief Southampton, „kommt Kameraden!“

Alle Pagen stürzten zugleich auf Sparte los. „Duckmäuser! Jesuit! Heuchler!“ tönte es durcheinander, „zeige uns das Bild, wir wollen das Bild sehen.“

„Seid ihr von Sinnen", entgegnete Sparte kalt, indem er die Hand an den Dolch legte, den er im Gürtel trug, „was für ein Bild?"

„Das Bild der Dame, das Du auf dem Herzen trägst", ſchrie March.

„Leugne nicht, zeige uns Dein Medaillon", rief Southampton.

„Ich habe geſehen, wie Du es geküßt haſt", bekräftigte Seward.

„Das Medaillon! Wir wollen es ſehen", rief der ganze Chor jugendlicher Stimmen.

„Kommt mir nicht zu nahe, ich tödte denjenigen der mich zu berühren wagt", rief Sparte und ſein ſonſt ſo ſanftes, ſchönes Antlitz flammte im Zorne auf. Unbekümmert um ſeine Drohung ſtürzten die Pagen auf ihn los, er zog den Dolch aus der Scheide, aber im Nu war er entwaffnet und Seward hatte das Medaillon, das er an ſeiner Bruſt barg, an ſich geriſſen.

„Treibt ihm den Hochmuthsteufel aus", ſchrie Nothingham.

Schon hatten die Pagen den Verhaßten ergriffen, da theilte ein junger Edelmann, Thomas Trafford, den Schwarm und befreite Sparte.

„Was wollt ihr von dem Jüngling?“ fragte er erregt.

„Wir wollen ihn strafen“, schrieen die Pagen.

„Wofür?“

„Für seinen Stolz! Seine Keckheit! Seine Heuchelei! rief es durcheinander.

„Zurück!“ gebot Trafford und als die Pagen nicht sofort gehorchten, zog er den Degen und begann mit der flachen Klinge auf sie loszuhauen, da wichen Alle eilig zurück.

„Wo ist das Medaillon, das ihr mir geraubt habt“, rief Sparte mit bebenden Lippen.

„Her damit!“ befahl Trafford.

„Seht es doch erst an“, sprach Southampton.

„Wer ist die Dame?“ fragten Mehrere zugleich;

„Es ist keine Dame“, entgegnete Seward enttäuscht, indem er das Medaillon Nothingham reichte.

„Keine Dame?“ Die Pagen umdrängten das Bild und betrachteten es neugierig.

„Her mit dem Bilde?“ rief Trafford und faßte Nothingham derb beim Spitzenkragen, so daß ihm ein Stück desselben in den Händen blieb.

Zugleich bemächtigte er sich des Medaillons, auf daß er, ehe er es Sparte zurückgab, unwillkürlich einen Blick warf. Es enthielt das jugendschöne Bild eines

Mannes mit dunklem runden Barte und großen sprechenden Augen.

Sparte riß es beinahe unwillig an sich und versenkte es in seiner Brust.

„Welch ein Lärm, was gibt es hier?“ sprach in diesem Augenblick eine helle Stimme, welche Allen nur zu gut bekannt war und die Königin stand in der Mitte der zu Tode erschrockenen Pagen.

Elisabeth war nie schön gewesen, aber dafür hatte sie Etwas von ihren Reizen bis in ihr Alter bewahrt. Ihr feines geistreiches Gesicht besaß noch immer jenen Teint von seltenem Weiß und ungewöhnlichem Glanze auf den sie so stolz war und der ihren rothen Lippen ihren lebhaften Augen und ihrem reichen röthlichen Haare um so mehr Reiz verlieh. Die Majestät ihrer hohen, schlanken Gestalt wurde durch eine lange, goldgestickte Schleppe und eine Art Ueberrock von rothem Sammt, mit Hermelin verbrämt, nicht wenig erhöht.

„Was ist geschehen?“ fragte sie noch einmal, diesmal scharf und gebieterisch.

„Diese edlen Sir's“, erwiderte Sparte, nachdem er sich tief verneigt, mit einem höhnischen Blick auf die Pagen, welche erschreckt umherstanden, „verfolgen mich, ohne daß ich mir einer Schuld gegen sie bewußt wäre, als vielleicht jener, daß ich an ihren rohen Scherzen

nicht theilnehmen mag. Sie haben mich vor wenig Augenblicken räuberiſch überfallen —"

„Wir ſind keine Räuber", riefen mehrere Stimmen aus dem Kreiſe der Pagen zu gleicher Zeit.

„Räuber ſind ſie", fuhr Sparte zur Königin gewendet fort, „denn ſie wollten ſich mit Gewalt meines Eigenthums bemächtigen."

„Iſt dem ſo?" fragte Eliſabeth ſtreng.

„Sparte verbirgt ein Medaillon auf ſeiner Bruſt", entgegnete Seward vortretend, „wir dachten, es enthalte das Bild einer Dame, weil ich Zeuge war, wie er es küßte, und ſo wollten wir es ſehen —"

„Ihr ungezogenen Jungen", fiel die Königin ein, „und das Bild?"

„Iſt das Bild eines Mannes", antwortete Seward.

„Willſt Du mir es zeigen?" wendete ſich Eliſabeth zu Sparte. Dieſer zog es mit einem leichten Erröthen raſch aus der Bruſt hervor und überreichte es der Königin.

„Das Bild eines Mannes, eines auffallend ſchönen Mannes", ſprach die Königin, indem ſie es betrachtete, „wen ſtellt es dar?"

„Es iſt ein heiliges Geheimniß, Majeſtät", ſprach Sparte erregt mit bebender Stimme, „ein Geheimniß *deſſen Schleier* zu lüften mir nicht geſtattet iſt."

„Seltſam", murmelte Eliſabeth, „aber wir wollen uns in Deine Geheimniſſe nicht eindrängen." Dann gab ſie Sparte das Medaillon zurück und wendete ſich zu den Pagen. „Ihr ſollt für Euren Uebermuth ordentlich geſtraft werden, Jungen, und zwar befehle ich, daß Ihr heute den ganzen Tag Eure Stuben nicht verlaßt und bei Waſſer und Brod das Buch Hiob ſtudirt. Keine Widerrede. Und nun zur Kirche."

Sparte ging, wie es ſeines Amtes war, voran mit der Bibel, ihm folgte die Königin und ihr der ganze Hof.

Als Eliſabeth nach der Predigt in ihre Gemächer zurückgekehrt war und ihr Gefolge entließ, näherte ſich Sparte haſtig dem jungen Edelmanne Thomas Trafford und ergriff ſeine Hand.

„Ich hatte vorhin keine Gelegenheit, Euch zu danken", ſprach er ſichtlich bewegt. „Geſtattet mir, es nachträglich auszuſprechen, wie ſehr ich Euch verpflichtet bin. Ihr ſeid ein guter Menſch, Sir Trafford, Gott lohne Euch, was ihr an mir gethan."

„Was habe ich denn ſo Großes gethan", entgegdete der junge Edelmann lächelnd, „es war meine Schuldigkeit, meine Pflicht, Euch zu beſchützen."

„Wie Wenige erfüllen ihre Pflicht", erwiderte Sparte mit einem Ernſt der bei ſeiner Jugend befremden mußte.

„Nun, ich gestehe es Euch", rief Trafford. „daß Ihr mir diese Pflicht sehr leicht gemacht habt, Sparte, denn ich habe Euch sehr lieb gewonnen, recht vom Herzen lieb."

„Wie das?" stammelte Sparte in unbeschreiblicher Verwirrung.

„Nun, wir haben zwar wenig mit einander gesprochen, aber ich habe Euch dafür aufmerksam beobachtet seit dem Ihr an dem Hofe seid", sagte Trafford, „es ist ein tiefer Zug von Sympathie, welcher mich im ersten Augenblick zu Euch hinzog. Aber wie kommt Ihr mir vor? Ihr seid roth geworden wie ein Mädchen, dem man eine Liebeserklärung macht."

„Vergebt, mir ist nicht wohl", sprach Sparte rasch und wollte sich entfernen.

„Nicht wohl? Ihr kommt mir diesmal nicht so leicht davon", rief Trafford lächelnd. „Seid Ihr krank, nun so braucht Ihr Beistand, Theilnahme. Beides findet Ihr bei mir im reichlichen Maße und wenn Ihr einen heimlichen Kummer habt, ein treues Herz."

Sparte sah den jungen, schönen Edelmann mit seinen großen dunklen Augen lange fragend an, dann senkte er das Haupt und schwieg.

„Ihr habt Neider, Feinde hier am Hof; Ihr

braucht einen Freund", fuhr Trafford fort, „gebt mir Eure Hand, oder habt Ihr kein Zutrauen zu mir?"

„Ich halte Euch für einen edlen, trefflichen Mann" erwiderte Sparte.

„Nun, so wollen wir gute Kameraden ſein und wenn es Euch recht iſt, könnt Ihr mein Zimmer theilen." — —

„Nein, nein", fiel Sparte beinahe heftig ein.

„Räthſelhafter Junge", ſprach Trafford, „was haſt Du denn dagegen, ſei nicht ſtolz, das iſt nicht der Weg, ſich Freunde zu erwerben. Einen Anderen hätte Dein ſchroffes Weſen wol ſchon abgeſchreckt, aber ich habe ein Gefühl für Dich, das ich ſelbſt nicht verſtehe, ein Gefühl, ſo ſeltſam beinahe wie Du ſelbſt."

Ein kurzes heißes Lachen unterbrach Trafford, Sparte ſchrak zuſammen, und als er den Mann erblickte, der in dieſem Augenblicke mit ſeiner häßlichen hämiſchen Fratze hinter ihnen ſtand, eilte er mit einem flüchtigen „Guten Tag" davon.

„Sparte!" rief der junge Edelmann und that einige Schritte, ihm zu folgen, aber der Andere hielt ihn zurück.

„Was willſt Du, Wood?" fragte Trafford mit unzweideutigem Mißfallen, „Du weißt, ich liebe Dich nicht."

„Ich Dich auch nicht“, entgegnete Wood, „aber Du intereſſirſt mich.“

Trafford zuckte die Achſeln mit unnachahmlicher Geringſchätzung.

„Soll ich Dich Dein Gefühl für dieſen ſchönen blöden Jungen verſtehen lehren?“ fragte Wood, gleich Trafford ein Edelmann aus dem Gefolge Eliſabeth's.

„Mein Gefühl für Sparte, was verſtehſt Du davon!“ rief Trafford.

„Mehr als Du glaubſt“, lächelte Wood, „Du beſchützeſt Sparte, Du liebſt ihn, weil er — ein Weib iſt.“

„Sparte?“ ſchrie Trafford auf.

„Allerdings.“

„Ein Weib“, murmelte Trafford, „wäre es möglich, ein Weib?“

Vergebens ſuchte ſich Trafford den ganzen Tag über Sparte zu nähern, mit ihm zu ſprechen, der räthſelhafte Page wich ihm aus, ja mied es ſogar ihn anzuſehen. Während die Königin zu Nacht ſpeiſte und Sparte hinter ihrem hohen vergoldeten Stuhle ſtand, fand der junge Edelmann, deſſen Herz die widerſprechendſten Gefühle bewegten, wenigſtens Gelegenheit, ihn zu beobachten. Alles erſchien ihm jetzt an dem ſchönen

Bagen in ganz anderem Lichte und er mußte endlich Wood beipflichten, dieſe zugleich ſchlanke und üppige Geſtalt war nicht die eines Mannes, dieſe runden Linien, dieſe ſchwellenden Formen der Bruſt und Hüften gehörten offenbar einem Weibe und welch' einem Weibe an, wie konnte er auch zweifeln, dieſes holde ſchwermüthige Antlitz war das einer Frau, der ſchönſten Frau die er je geſehen.

Und er liebte dieſe Frau, liebte ſie um ſo wahnſinniger, je ahnungsloſer er die Leidenſchaft für ſie als Freundſchaft für einen liebenswürdigen Jüngling, als Mitgefühl für einen Verfolgten in ſeiner Bruſt genährt.

Noch war er im Zweifel, wie er ihr ſein Gefühl offenbaren, den Schleier des Geheimniſſes, das ſie einhüllte, in zarter Weiſe löſen ſollte, da kam ihm zu rechter Zeit das ſchöne Sonett William Shakeſpeare's, welcher damals der Londoner Schauſpielergeſellſchaft angehörte, an ſeinen Gönner, den Freund des Eſſex, Grafen Southampton in den Sinn, er warf deſſen Worte raſch auf ein Blatt ſeines Tagebuches, riß daſſelbe heraus und drückte es ebenſo plötzlich als unbemerkt Sparte in die Hand. Dieſer erbleichte, warf einen flüchtigen Blick auf ihn und das Blatt. Er las nur die erſten Worte: „Dein Sklav bin ich", und

ſchon bedeckte eine flammende Röthe ſeine ſchönen Züge; er verbarg das Sonett, das ihm, wie jedem Anderem an dem Hofe der Eliſabeth wohl bekannt war, in ſeiner Bruſt und als er nach dem Mahl der Königin den Armleuchter vorantragend an Trafford vorbeikam, ſenkte er den Blick noch tiefer als ſonſt zur Erde.

In unbeſchreiblicher Aufregung harrte Trafford an dem Fuße der Treppe, welche, wie er wußte, Sparte nachdem ihn die Königin entlaſſen, herabkommen mußte als er unerwartet Wood an ſeiner Seite ſah.

„Bemühe Dich nicht ſo ſehr um die Schöne in Pagenkleidern“, flüſterte ihm dieſer zu, „ſie iſt verſagt.“

„Wie?“

„Du haſt doch das Bild geſehen, das ſie an ihrem Buſen birgt?“

„Was iſt's damit?“

„Es ſtellt einen Mann dar, einen ſchönen Mann fuhr Wood fort, „einen vornehmen Herrn, wie mir dünkt, der die Kleine zu ſeiner Bequemlichkeit in dieſer Verkleidung an den Hof gebracht hat und den ſie von Zeit zu Zeit beſucht.“

„Du lügſt“, rief Trafford.

„Ueberzeuge Dich ſelbſt“, lachte Wood, „eine Stunde vor Mitternacht verläßt ſie den Palaſt in ei-

nen weißen Mantel gehüllt. Heute sind es fünf Tage, daß sie das letzte Mal zu ihrem Abenteuer ging, also Aussicht vorhanden, daß Du Dir Gewißheit schaffen kannst. Gute Nacht, mein Freund."

Damit verließ Wood den von allen Qualen der Eifersucht verzehrten Trafford. Dieser überlegte lange Zeit, wie er sich benehmen, was er thun solle, um Sparte's Geheimniß zu enthüllen, ohne ihn selbst zu beleidigen und für immer zu verlieren. Endlich entschloß er sich ihm vermummt zu folgen. Er eilte auf sein Zimmer, steckte ein paar Pistolen in seinen Gürtel, hüllte sich in einen dunklen Mantel und nahm eine Sammtlarve vor das Gesicht. Auf diese Weise unkenntlich gemacht, faßte er in einer der tiefen Fensternischen in dem Corridor, in welchem die Zimmer des Pagen lagen, Posto.

Es war hier vollkommen dunkel, als daher Trafford Schritte an sich vorbeikommen hörte, strengte er sich vergebens an, zu entdecken, wer an ihm vorbeikam, aber sein Herz klopfte stärker, als ahne es die Nähe der Geliebten. Es ging eine Thür auf und zu, und nach kurzer Zeit wiederholte sich das Geräusch des Auf- und Zuschließens, dieselben Schritte kehrten zurück; Trafford folgte leise durch die Corridore die Treppe hinan und immer weiter, bis zu dem kleinen Pförtchen-

dessen schwerer Riegel aufgeschoben wurde. Hier fiel in dem Augenblicke, wo der von ihm Verfolgte auf die Straße hinaustrat, das erste Licht auf denselben und beleuchtete für kurze Zeit das holde Mysterium Sparte. Das Pförtchen hinter ihm blieb offen.

Trafford zögerte einige Sekunden, dann verließ auch er den Palast und verlor Sparte nicht mehr aus dem Auge, er folgte ihm durch eine lange Reihe von Straßen, bis er denselben in einem selbst bei Tage menschenleeren und einsamen Winkel vor einem halbverfallenen von der Zeit tief geschwärzten Gebäude halten sah. Es war dies die Ruine einer kleinen katholischen Kirche, welche der Londoner Straßenpöbel bei einem Tumulte unter König Heinrich zerstört hatte.

Der reine winterliche Himmel, an dem zahllose Sterne mit ungewöhnlichem Glanze schimmerten, verbreitete einige Helle, so daß der eifersüchtige junge Edelmann alle Gegenstände, welche ihn im Umkreise von etwa fünfzig Schritten umgaben, deutlich unterscheiden konnte, er verbarg sich hinter einer Säule und spähte.

Sparte durchschritt eine Art kleinen Vorhof und blieb dann vor einer niederen Pforte stehen, um sich umzublicken. Da er nichts Verdächtiges entdeckte, klopfte er dreimal mit dem Griff seines Dolches an die Pforte.

„Wer klopft?“ fragte jetzt eine tiefe männliche Stimme von innen.

„Ein Freund.“

„In wessen Namen?“

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit.“

Auf das wurde die Pforte geöffnet und Sparte verschwand in derselben.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit“, wiederholte Trafford leise, das war nicht die Losung eines verliebten Stelldicheins, das klang vielmehr wie jene katholischer Malkontenten. Eine böse Ahnung, eine unerklärliche Angst um die geheimnißvolle Unbekannte erfaßte ihn und er näherte sich vorsichtig der Pforte, hinter der er Sparte wußte, um wo möglich etwas von dem was unter dem Schlosse derselben vorging, zu erlauschen; ihn trieb dabei in gleichem Maße der Haß gegen die Papisten, wie die Liebe zu dem Weibe dem er gefolgt war. An die Gefahren, denen er vielleicht entgegenging, dachte der muthige Mann nicht im Entferntesten. Nicht lange und ein wohlbekannter tiefer Ton schlug an sein Ohr, gedämpft, aus großer Entfernung wie es schien, aber deshalb nicht minder deutlich, der Ton einer Orgel. Er konnte nicht länger zweifeln, es waren Katholiken, Anhänger des Papstes

und der enthaupteten Königin von Schottland, welche hier ihren Gottesdienst hielten und sich vielleicht zum Sturze der Regierung, ja gegen das Leben der Königin von England verschworen, und unter ihnen Sparte, die räthselhafte Frau, die er liebte und für die er jetzt zitterte, wie um eine Verlorene.

Trafford zog sich wieder hinter die Säule zurück, und beschloß, nicht von der Stelle zu weichen, ehe er nicht das Geheimniß, das ihn ängstigte, gelüftet habe.

Es währte mehr als eine Stunde, ehe die Pforte wieder geöffnet wurde und ein vermummter Mann heraustrat, offenbar um zu sehen, ob kein Späher in der Nähe sei; da er Niemand bemerkte, kehrte er in das Innere zurück, und nun verließen rasch nach einander bei zwanzig Personen, alle in Mäntel gehüllt, jede einzeln die Kirche und verloren sich in den nächsten Straßen. Ganz zuletzt kam Sparte, mit ihm ein hagerer Mann, in welchem Trafford seiner Kapuze nach einen katholischen Priester zu erkennen meinte. Diese Beiden blieben im Vorhof stehen, Sparte kniete vor seinem Begleiter nieder und dieser segnete ihn.

„Gedenke Deines Schwures", sprach der Priester.

„Ich werde ihn nicht vergessen", entgegnete Sparte sich erhebend.

„Auch der Himmel wird ihn nicht vergeſſen“, ſagte der Erſtere.

Damit trennten ſie ſich. Der Prieſter bog raſch in eine Seitenſtraße ein, während Sparte ſich vor einem Muttergottesbilde, das von einer der Säulen herabblickte, niederwarf und zu beten ſchien.

Als Trafford ſich mit ihm allein ſah, näherte er ſich ihm unbemerkt und legte ihm leiſe die Hand auf die Schulter. „Sparte“, ſprach er.

Der Angerufene ſprang auf, riß ſeinen Dolch aus der Scheide und ſetzte ihn Trafford auf die Bruſt. „Verräther“, murmelte er, „verſöhne Dich mit Gott, denn Du mußt ſterben.“

„Stoß zu“, gab der junge Edelmann ruhig zur Antwort, „tödte Deinen treueſten Freund.“

„Trafford!“ murmelte der Page, „was hat Euch hergeführt? Ihr ein Spion, wie iſt das möglich?“

„Ich bin Dir gefolgt“, ſprach Trafford, „weil ich Dich liebe.“

„Kein Wort davon“, gebot der Page mit einem ſtrengen zornigen Ton.

„Dann tödte mich“, bat Trafford, indem er ſich vor Sparte auf ein Knie niederließ, „tödte mich auf der Stelle, denn ich kann nicht leben, wenn Du mich haſſeſt.“

„Ich haſſe Dich nicht“, murmelte Sparte.

„Sag mir, daß Du mich liebſt, mich lieben wirſt“, flehte Trafford noch immer auf den Knieen, „gib mir Hoffnung, nur ſo viel, daß ich nicht verzweifeln muß, denn ich liebe Dich mit allem Wahnſinn eines Herzens, das noch nie geliebt hat.“

„Du mich — wie wäre das möglich“, ſtammelte Sparte in unbeſchreiblicher Verwirrung, „mich den Pagen!“

„Du biſt ein Weib!“ rief Trafford.“

„Trafford“, ſchrie Sparte auf, „wer ſagt Dir?“

„Ich verrathe Dich nicht“, fuhr Trafford fort, „was ich von Dir und Deinen Geheimniſſen weiß, bleibt treu in meiner Bruſt verborgen, denn ich bin Dir ganz ergeben, als Dein Freund, Dein Diener, Dein Sklave, wenn Du willſt.“

„Steh auf“, ſprach die ſchöne Unbekannte, indem ſie ihn aufhob, „Du darfſt vor mir nicht knieen. Ich will Dir vertrauen, denn Du biſt ein edler Mann; ja denn, ich bin ein Weib, das nicht mehr an die Freuden dieſer Welt denken, das nicht lieben und nichts von Liebe hören darf. Habe Erbarmen mit mir und ſprich nie mehr von dem, was Dein Herz für mich empfindet, es thut mir weh, namenlos weh.“

„Weil Du mich nicht liebſt, nicht lieben kannſt“, murmelte Trafford.

„Nein“, rief die Unbekannte mit einer Art Enthu-

fiasmus, „weil ich fürchte, daß auch ich Dich lieben müßte und ein heiliger Schwur es mir verbietet, einem Manne zu gehören; ich habe noch eine Aufgabe zu erfüllen hier auf Erden, dann hoffe ich, wird mich Gott erlösen.“

„Ich will mich nicht in Dein Vertrauen drängen“, erwiderte Trafford, „ich wage es nicht zu fragen, welch ein Unheil Dich getroffen hat, aber ich beschwöre Dich, geh zu Rathe mit Dir selbst! Kann ein Mann, der bereit ist, seinen Degen, sein Gut und Geld, sein Leben Dir zu weihen, Dein finsteres Schicksal nicht zum Guten wenden? Sprich nur ein Wort, befiehl mir was Du nöthig findest, ich gehöre Dir.“

Sie schüttelte traurig das Haupt. „Es gibt nichts, was mir Trost bieten könnte“, murmelte sie, „Eines nur — die Rache!“ Ihre dunklen Augen loderten plötzlich gleich großen drohenden Flammen auf.

„Die Rache“, wiederholte Trafford, „nun, wenn Du ein Unrecht, einen Verlust, eine Schmach zu strafen hast, will ich Dich rächen.“

„Nein, mein Freund, was ich begonnen, muß ich selbst zu Ende führen“, erwiderte die räthselhafte Frau „noch wenige Tage, dann hoffe ich, ist es vollbracht, dann Trafford bewahre mir ein gutes Angedenken und beweine mich.“

„Mein Gott, was haſt Du vor?“ rief Trafford, „ich habe Angſt um Dich, Du biſt eine Katholikin, ich fürchte, die Prieſter Deiner Kirche mißbrauchen Deine Begeiſterung, Deinen frommen Glauben zu irgend einem Akt des Zelotismus.“

„Sei unbeſorgt“, ſagte ſie mit einem ſchmerzlichen Lächeln, „die That, die ich thun werde, wird eine gute That ſein. Leb wohl und ſchweige, ſchweige über Alles, ich beſchwöre Dich bei Deiner Ehre, Deiner Liebe, Trafford! Leb wohl! Leb wohl!“

Damit eilte ſie davon.

Am folgenden Tage gegen Abend traf die Königin, als ſie aus dem Staatsrath zurückkehrte, Sparte in dem Vorſaal ihrer Gemächer, ſie blieb ſtehen und ließ ihr ſchönes, geiſtvolles Auge liebevoll auf dem Pagen ruhen, welcher ſeinen Blick verwirrt zur Erde ſenkte.

„Nun, haſt Du jetzt Ruhe?“ begann ſie, „oder plagen Dich Deine wilden Gedanken noch immer?“

„Sie weichen mir aus“, erwiederte Sparte, „Dank der Strenge Ihrer Majeſtät.“

„Und das iſt dir recht?“

„*Allerdings*, Majeſtät.“

„Du liebst die Einsamkeit, Du bist also verliebt oder ein Philosoph.“

Sparte erröthete.

„Die Einsamen lieben auch die Musik“, fuhr Elisabeth fort, „ich weiß das, denn auch ich hatte eine Zeit, wo ich einsam war, spielst Du das Clavier, Sparte?“

„Ein wenig“, erwiderte der Page.

„Vortrefflich, dann sollst Du mir heute Abend ein wenig Gesellschaft leisten“, sprach die Königin. „Komm folge mir.“

Elisabeth verabschiedete ihr Gefolge und suchte ihre Kammerfrauen auf, um sich der unbequemen Prachtgewänder zu entledigen, und in ein zwar nicht minder kostbares, aber behagliches Negligée zu schlüpfen. Sparte blieb einige Minuten in dem kleinen Saal, in welchem die Bibliothek, die Globen und das Clavier der Königin von England standen, allein.

Kaum sah sich die Unbekannte unbeachtet, so nahm ihr sonst so kaltes, gleichgiltiges Gesicht einen leidenschaftlichen, beinahe wilden Ausdruck an, sie warf sich auf die Kniee, hob die Arme gen Himmel und betete unter Thränen, dann stand sie auf, zog zwei Pistolen hervor, eine nach der anderen, versicherte sich daß Pulver auf der Pfanne sei, und verbarg dieselben wieder in ihrem Gewande.

Als Eliſabeth eintrat, ſaß Sparte an dem kleinen Clavier und ſpielte ein geiſtliches Lied.

„Du ſpielſt gut", ſagte die Königin, „aber wie kommſt Du zu dem Lied?"

„Meine Mutter hat es mich gelehrt."

„Es iſt ein Papiſtenlied." Eliſabeth nahm in einem Stuhl mit hoher reichgeſchnitzter Lehne Platz und winkte Sparte, ſich auf den Schemel zu ihren Füßen zu ſetzen. Der Page zögerte.

„Was haſt Du", ſprach ſie, „Du fürchteſt Dich doch nicht vor mir?"

„Ich fürchte nur Gott", entgegnete Sparte.

„Daran thuſt Du wohl", rief die Königin, indem ſie beifällig nickte, „auch haſt Du am wenigſten Urſache, Scheu vor mir zu haben, ich bin Dir gewogen, Sparte, ſehr gewogen, ich liebe Dich, wie eine Freundin, eine Mutter."

Der Page war indeß näher gekommen und kniete ſich zu den Füßen Eliſabeths, welche ihm zärtlich die Locken aus der Stirne ſtrich.

„Du ſollſt fortan viel um mich ſein, Sparte", fuhr die Königin fort, „Deine Nähe thut mir wohl. Ich bin viel getäuſcht, mehr als einmal hintergangen worden in meinem Leben, aber Dir könnte ich mich ohne Bedenken anvertrauen. Ich fürchte nur, Du biſt

noch zu jung, um mich zu verſtehen. Haſt Du den Plato ſtudirt, mein kleiner Philoſoph?"

„Nein, Majeſtät", entgegnete der Page, den Blick zur Erde geſenkt.

„Ja ja, die Jugend will nichts von ſeiner Weisheit, erſt wenn unſer Herz von unſeren eigenen Leidenſchaften in Stücke geriſſen worden iſt, bekehren wir uns zu ihm", ſagte die Königin, „es wäre alſo auch vergebens, wenn ich mit Dir von platoniſcher Liebe reden wollte, aber vielleicht wirſt Du mich doch verſtehen, wenn ich Dir ſage, daß meine Neigung zu Dir mein junger Freund, nichts Irdiſches, nichts Körperliches an ſich hat, daß es nur meine Seele iſt, die die Deine liebt."

Sparte begann am ganzen Leibe zu zittern, die Königin bemerkte es lächelnd.

„Ich glaube doch, Du fürchteſt Dich ein wenig vor mir?" ſpottete ſie in der liebenswürdigſten Weiſe, dann nahm ſie ſein Haupt in ihre Hände, richtete es auf, blickte ihm lange in das Auge und hauchte dann einen leiſen ſcheuen Kuß auf ſeine Lippen, unter dem der Page tief zuſammenſchauerte.

„Kind!" murmelte die Königin.

Einige Zeit ſchwiegen Beide, dann legte Eliſabeth ihren Arm um den Nacken des Pagen.

„Findeſt Du mich ſchön?“ begann ſie.

„Man nennt Euch die ſchönſte Frau der Welt“, entgegnete Sparte.

„Schmeichler ſagen es“, ſagte Eliſabeth verächtlich, „aber Du — — was ſagſt Du?“

„Ich habe bis jetzt nur wenige Frauen geſehen.“

„Haſt Du die Königin von Schottland gekannt?“ fragte Eliſabeth mit ſeltſamer Haſt.

Sparte erbleichte bis in die Lippen.

„Was haſt Du?“

„Ich habe ſie geſehen —“

„Weshalb entfärbſt Du Dich?“ forſchte die Königin.

„Ich habe ſie auf dem Schaffott geſehen“, rief Sparte, „die Erinnerung iſt zu entſetzlich, noch ſteht mir das ſchöne blutige Haupt vor Augen.“

„Wie Du bewegt biſt“, ſprach Eliſabeth vorwurfsvoll, „freilich, eine Hinrichtung iſt kein Schauſpiel für Kinder, und ſie war ſchön und verſtand es, ſich alle Herzen zu erobern. Aber dieſe Stuart mußte ſterben, Sparte, England und unſer heiliger Glaube waren in Gefahr, ſo lange ſie lebte. Man behauptet zwar, daß ſie ſterben mußte, weil ſie ſchöner war als ich, aber das iſt eine Lüge und um ſo mehr, als ſie mir den

Preis der Schönheit nie ſtreitig gemacht hat. Du haſt ſie ja gekannt, Sparte, was iſt Deine Meinung?"

Sparte ſchwieg.

„Du ſchweigſt", lächelte die Königin, „das ſoll ſo viel heißen, als Du haſt keine Meinung darüber, denn Du haſt noch nie gewagt, mich ordentlich anzuſehen. Nur mir ſagt eine innere Stimme: Es iſt nicht möglich, daß ich Dir mißfalle, denn eine ſo tiefe Sympathie, wie ich ſie für Dich fühle, iſt kein Spiel unſerer Laune, unſerer Phantaſie, ſie ruht feſt begründet in der Gegenſeitigkeit unſerer Naturen und kann daher, wo ſie ſich zeigt, nicht unerwidert bleiben. Ich liebe Dich, Sparte, wie ein Kind, wie einen Bruder, einen Freund und ich werde Dir Beweiſe geben, daß die Neigung Eliſabeths nicht ſo wandelbar iſt, wie jene der Stuart war."

„Ihr ſeid ungerecht gegen die Stuart, Königin", fiel der Page mit einer gewiſſen Heftigkeit ein, „hat Euch denn ihr Schickſal, die Schmach, die ſie im Kerker, vor Gericht und zuletzt noch auf dem Schaffot erlitten, nie Mitleid eingeflößt?"

„Gewiß mein Kind", entgegnete Eliſabeth, „ich habe geweint, als ich jenen Brief empfing, worin ſie mich um eine Unterredung bat, aber mit ihr war kein dauernder Friede zu ſchließen. Genug davon! Auch

ich habe mannichfache Verfolgungen erdulden müſſ
habe im Kerker geſchmachtet, zuerſt im Tower, da
in Woodſtock, bin vor Gericht geſtanden wie die Stua
aber ich habe mein Geſchick mit Würde getragen,
daran gedacht, Aufruhr zu erregen oder den Arm ein
Mörders in Bewegung zu ſetzen. Ich habe mich
Gott beſchäftigt oder mit Studien. Auch ſpäter,
ich die Freiheit erhielt, lebte ich zurückgezogen
einem einſamen Landſitz, nur in Geſellſchaft mein
Plato und Horaz, den ich damals in das Engliſ
zu überſetzen begann. Es waren ernſte, aber ſchi
Tage procul negotiis, ich bedaure ſie nicht, ja
ehne mich oft nach ihnen zurück."

Eliſabeth verſank in Nachdenken. Sparte
noch immer zu ihren Füßen, den Blick zur Erde
ſenkt — jetzt erhob er ſich plötzlich wie von ein
großen Entſchluß getrieben und griff nach den Piſtol
da traf ihn das Auge der Königin und es lag ſo
Ruhe, Muth und Vertrauen in dieſem Auge, daß
Page entwaffnet wurde und den Arm ſinken l
Eliſabeth erhob ſich, küßte ihn auf die Stirne
ſprach: „Du kannſt jetzt gehen, aber morgen hörſt
wollen wir weiter ſprechen und auch ein wenig m
ciren, wenn Du Luſt haſt. Gute Nacht."

Als ſie das Zimmer verlaſſen hatte, riß Spe

das Bild, das er in seiner Brust verborgen trug, hervor und bedeckte es mit Küssen, während zugleich seine Thränen auf dasselbe fielen.

„Vergib mir", murmelte der Page, „vergib, ich konnte nicht anders, Du hättest in meiner Lage ebenso gehandelt! Aber Du sollst gerächt werden und auch sie, unsere gute Königin, ich habe es geschworen und ich werde meinen Schwur halten, Ihr sollt gerächt werden."

Es war Nacht. Anton Sparte hatte wieder den Palast verlassen, diesmal jedoch von Niemanden beobachtet, von Niemandem verfolgt, und war ebenso unbemerkt in seine Stube zurückgekehrt; er warf den Mantel ab und legte sein Barett, aus dem die dunkeln Locken bis auf den Rücken herabquollen, auf den Tisch. Dann kniete er vor seinem Lager, über dem ein schmuckloses Holzbild des Gekreuzigten hing, nieder und betete lange.

Als er sich erhob, waren seine Augen mit Thränen gefüllt. „Es muß sein", murmelte er, „es muß sein. Der Himmel hat meinen Schwur und die Todten rufen mich, ich werde kommen, bald, sehr bald."

Der Page ging noch einige Male mit großen Schritten auf und ab, dann überzeugte er sich noch

einmal, daß er die Thüre geſchloſſen hatte, entkleidete ſich und warf ſich auf ſein Bett. Bunte wechſelnde Bilder zogen an ſeiner Seele vorbei, erſt im Wachen, dann im Traum, bis endlich ein tiefer ruhiger Schlaf ſeine Sinne umfing. Doch nicht zu lange.

Plötzlich weckte ihn ein vorſichtiges aber anhaltendes Klopfen.

Sparte richtete ſich auf, es war an ſeiner Thüre, wo man pochte.

„Wer iſt da?“ fragte der Page.

„Ich.“

„Wer iſt das?“

„Trafford.“

„Was willſt Du von mir zu ſo ungewohnter Stunde?“ ſprach der Page, der bei dem Klange dieſes Namens am ganzen Leibe zu beben begann.

„Oeffne“, bat der junge Edelmann.

„Ich darf nicht“, erwiderte der Page.

„Du willſt nicht, weil ich Dir verhaßt bin“, ſagte Trafford.

„Nein Trafford, weil ich Dich liebe“, lautete die ſcheue, fiebernde Antwort.

„O! laß mich ein“, flehte der junge Edelmann, „ich habe Dich viel zu fragen und Dir ſo viel, ſo un-

endlich viel zu ſagen. „Haſt Du denn kein Herz, macht es Dir Vergnügen, mich leiden zu ſehen?“

„Du leideſt, Trafford, und weshalb?“

„Weil Du mich aus Deiner Nähe verbannſt, Du ſchönes geheimnißvolles Weib.“

„Ich handle wie ich muß, wie es meine Pflicht iſt“, „wäre mein Wille frei, dürfte ich einem Mann gehören, ich würde Dich wählen, Trafford, vor allen Mächtigen der Erde, denn Du biſt der beſte Mann der mir begegnet, aber ein furchtbarer Eid bindet mich; ich gehöre nicht mehr dem Leben an, ich bin dem Tod verfallen, ich darf nicht lieben, nicht beglücken, Haß und Rache ſind mein Amt, flieh mich, ich beſchwöre Dich, Unheil folgt mir auf dem Fuße und Unheil geht von mir aus. Flieh! flieh! ſo lange Du kannſt.“

„Aber ich kann nicht mehr“, ſeufzte Trafford, „die Liebe zu Dir hat mich erfaßt wie ein Wahnſinn, wenn ich nicht leben darf mit Dir, ſo laß mich mit Dir ſterben.“

„Nein, mein Freund,“ erwiderte die Unbekannte, „Du darfſt nicht ſterben, faſſe Dich, ſei ein Mann, mache mir das Herz nicht ſchwer, erleichtere mir meine traurige Pflicht. Du ſollſt leben, Dir will ich mein Vermächtniß übergeben, und Du wirſt meine Ehre vertheidigen und mein Angedenken, wenn ich nicht mehr bin.“

„Laß mich ein", begann Trafford von Neuem, „gewähre mir nur eine Stunde, die ich bei Dir sein darf, nicht in Deinen Armen, zu Deinen Füßen —"

„Nein, Trafford, nein, geh! Ich bitte Dich, um meiner Liebe willen —" flehte die Unbekannte.

„Ich gehe nicht."

„Nun so bleibe, aber von mir hörst Du kein Wort mehr, gute Nacht."

„Höre mich", rief Trafford, „darf ich mich nicht Dir zu Füßen niederwerfen, so will ich auf Deiner Schwelle liegen bis zum Morgen, bis Dein Fuß, wenn er sie überschreitet, Deinen Sklaven weckt."

Als die Unbekannte auch jetzt schwieg, streckte sich Trafford auf der Diele vor ihrer Thüre aus und hüllte sich in seinen Mantel. So dachte er die Nacht zuzubringen.

Aber es verstrich keine Viertelstunde, Trafford wachte noch, da kamen leise Schritte den Corridor herauf. Ein abscheulicher Verdacht, wie ihn die Eifersucht bei Liebenden immer aufs Neue erzeugt, bemächtigte sich seiner, er erhob sich sachte und zog sich in die Fensternische, welche der Thür Sparte's gegenüber lag, zurück. Es war ein Mann, der bald darauf vor letzterer stehen blieb und lauschte, so viel konnte Trafford trotz der Dunkelheit entdecken.

„Sparte, Anton Sparte“, begann eine tiefe Stimme.

Keine Antwort.

„Oeffne, ich bin es.“

Wieder blieb Alles ſtille.

„Margarethe Lambrun, öffne!“ rief es von Neuem.

„Wer ruft?“ erwiderte es drinnen.

„Ich bin es, Carl Wood.“

„Ihr ſeid es Sir, was ſucht Ihr hier ſo ſpät?“

„Euch Margarethe.“

„Ich bin Sparte, der Page der Königin von England“, antwortete es.

„Ganz recht“, ſagte Wood, „das biſt Du, ſoll ich Dir aber ſagen, was Du warſt.“

Die Unbekannte ſchwieg.

„Margarethe Lambrun“, ſprach Wood, „Du warſt im Dienſte der Königin von Schottland Maria Stuart, ſowie Dein Gatte, der aus Kummer über den Tod ſeiner Gebieterin ſtarb. Du ſiehſt, ich kenne Dich ſehr genau, öffne mir alſo Deine Thüre, denn ich habe insgeheim mit Dir zu ſprechen.“

„Wir können zuſammen ſprechen, auch ohne daß ich öffne, wie Du ſiehſt“, entgegnete Margarethe Lambrun.

„Laß mich ein“ fuhr Wood fort, „ich kenne Dein

Geheimniß, Du ſelbſt biſt in meiner Hand, zu
nicht daran, aber ich werde Dich nicht verrathen, v
Du mein ſein willſt, ganz mein."

„Ich darf nicht —"

„Du willſt nicht, ich bin Dir abſcheulich, ich
es", ſagte Wood, „hier aber iſt nicht von Gef
oder Mißfallen die Rede, ſondern von Tod und Le
oder doch mindeſtens von langem Kerker, eine
dame der Stuart in Verkleidung am Hofe der
nigin Eliſabeth, mehr braucht Lord Burleigh nich

„Elender" rief Margarethe Lambrun, „geh
verrathe mich, ich will lieber in einem Kerker verfa
ja auf dem Schaffot ſterben, als Dir gehören,
ich verachte Dich."

„Margarethe, beſinne Dich!" drohte Wood.

„Die Wahl iſt leicht", ſprach ſie, „das Sch
des Henkers iſt Wonne gegen Deinen Anblick.
rathe mich. Geh, ich will Deine Stimme nicht hö
hören, ſie erregt mir Ekel. Geh!"

„Ich gehe", murmelte Wood, „aber Du ſollſt
mir hören."

Einen Fluch zwiſchen den Zähnen murm
ſchlich er vorſichtig davon.

Als Trafford ſich wieder allein ſah, pocht
neuerdings leiſe an die Thüre des Pagen.

„Margarethe“, flehte er.

„Biſt Du es, Trafford?“

„Ja ich, der Dich liebt, der bereit iſt, ſein Leben für Dich hinzugeben.“

„Ich bitte Dich, verlaß mich jetzt“, ſprach Margarethe Lambrun. „Morgen ſollſt Du mich ſehen.“

„Sprechen?“

„Ja“, antwortete ſie, „ein letztes Mal.“

„Morgen alſo?“

„Morgen.“

Es war noch lange nicht vollkommen hell, die blutrothe Winterſonne kämpfte noch vergeblich mit Wolken und Nebel, als Trafford ſein Pferd aus dem Stalle führen ließ, um durch einen wilden Ritt ſein empörtes Blut, ſein Herz zur Ruhe zu bringen. Er war eben im Begriff, den Fuß in den Bügel zu ſetzen, als Margarethe in ihrem Pagenkleide, einen großen, dunklen Mantel übergeworfen, zu ihm trat.

„Wir müſſen uns ſprechen, Trafford“, begann ſie leiſe.

„Befehlt über mich“, erwiderte der junge Edelmann, mit einem bekümmerten ſchmerzlichen Blick auf das ſchöne geliebte Weib.

„Ich erwarte Euch in einer Stunde bei der ver-

fallenen Kirche, wo Ihr mich in jener Nacht überrascht habt", flüsterte sie.

„In einer Stunde also", erwiderte Trafford mit dem Kopfe nickend, gab seinem Thiere leicht die Sporen und sprengte davon.

Zu der festgesetzten Zeit hielt Trafford pünktlich vor der geheimnißvollen Ruine, stieg vom Pferd und band das letztere an eine Säule. Margarethe, welche ihn erwartet hatte, trat jetzt rasch aus der Pforte der Kirche hervor und faßte mit leidenschaftlicher Hast seine beiden Hände.

„Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid, Trafford", stammelte sie sichtlich ergriffen, „ich danke Euch."

„An mir ist es, Euch zu danken, Margarethe", erwiderte der Edelmann, indem er ihre Hände zuerst an sein Herz und dann an seine Lippen preßte, „ich beginne zu hoffen —"

„Keine Hoffnungen einer Hoffnungslosen gegenüber", fiel ihm die räthselhafte Frau rasch in das Wort.

„Ich verstehe Euch nicht", sprach Trafford, „besorgt Ihr den Verrath des Elenden, der heute Nacht vor Eurer Thüre zuerst um Eure Gunst warb, dann Euch bedrohte?"

„So ist es", murmelte sie.

„Dann müßt Ihr fliehen“, rief er, „ich ſchaffe Euch die Mittel, um London, um England zu verlaſſen, ſagt mir, daß ich Euch begleiten, Euch folgen darf, wohin Ihr immer geht, als Euer Freund, als Euer Diener, wenn Ihr wollt und Ihr macht mich zu dem glücklichſten der Sterblichen, Margarethe.“

Die ſchöne Frau ſchüttelte traurig das Haupt. „Ich fliehe nicht, ich darf nicht fliehen“, ſprach ſie dann, „mich bindet ein furchtbarer Eid. Ich habe hier ein Unternehmen zu Ende zu führen, dem ich mein ganzes Selbſt, mein Leben geweiht habe.“

„Ein Unternehmen?“ wiederholte Trafford entſetzt, „Ihr, die Hofdame der Stuart, verkleidet am Hofe der Eliſabeth? O! Margarethe, es kann unmöglich etwas Gutes ſein, was Ihr im Schilde führt.“

„Es iſt eine heilige Sache, für die ich handle und der ich Alles, was mein iſt, opfere“, ſprach ſie mit feierlichem Ernſte, „Ihr ſeid der Einzige, dem ich mich anvertraue. Erfahret denn, daß ich meine That auf der Stelle mit meinem Leben büßen, daß ich das Licht des morgigen Tages nicht mehr erblicken werde.“

„Margarethe!“ ſchrie Trafford auf, „muß es denn ſein?“

„Es muß ſein, mein Freund, und es iſt nicht abzuwenden, daß ich mit meinem Blute zahle. Lebt

wohl, betrauert mich, vergeßt mich nicht ganz. Und noch Eines. In Schottland, in Dalbrith, lebt meine greise Mutter, verspricht mir — wenn ich nicht mehr bin — sie aufzusuchen. Ihr werdet ihr von mir erzählen und ihr diese Andenken übergeben." Margarethe reichte Trafford das Medaillon, welches sie auf der Brust trug. „Es ist das Bild meines Mannes und eine Locke von mir."

„Und mir, Margarethe", rief Trafford, „was gebt Ihr mir für meine Liebe, meine Treue?"

Margarethe warf einen raschen Blick voll unendlicher Liebe auf ihn, dann wendete sie sich ab, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und begann zu weinen.

„Margarethe", flehte Trafford, sich zu ihren Füßen niederwerfend, „noch ist es Zeit, Ihr seid irre geführt, eines der vielen Opfer der Jesuiten, die, nie um Mittel verlegen, wo es ihre egoistischen Zwecke gilt, Euch mißbrauchen, Euch in den Tod senden für eine verlorene Sache. Vertrauet mir, flieht mit mir aus diesem Lande und —"

„Nein, nein, Trafford, „stammelte die unglückliche Frau, „ich könnte nie mehr glücklich sein, wenn ich meinen Eid gebrochen hätte. Für Margarethe Lambrun gibt es keine Umkehr, kein Glück mehr auf dieser Erde. Steht auf."

„Margarethe", rief Trafford noch immer vor ihr auf den Knieen.

„Lebt wohl", flüsterte sie, rasch eine zweite Locke von ihrem Haupte trennend, „nehmt dies Angedenken — und dies —" Sie umschlang den geliebten Mann und ihre Lippen berührten die seinen.

Dann riß sie sich los und verschwand zwischen den Trümmern.

Wieder erwartete der Hof, die Damen, Cavaliere und Pagen die Königin im Vorsaale, um sie zur Kirche zu geleiten. Trafford war einer der ersten erschienen, in unbeschreiblicher Aufregung ging er mit großen Schritten auf und ab, entschlossen, Margarethe Lambrun, deren Absicht er zu ahnen begann, zu hindern zu retten, gegen ihren Willen.

Sie kam lange nicht, erst als Alles versammelt war, trat sie mit festem, ruhigem Schritt herein und blieb in der Nähe des Ausganges stehen. Außer einer leichten Bläße war keinerlei Veränderung oder Aufregung an ihr zu bemerken, langsam glitt ihr großer schwärmerischer Blick über die Anwesenden hin und blieb endlich auf dem geliebten Mann haften, welcher denselben mit aller Innigkeit einer wahren Liebe er-

widerte und die bethörte Frau fortan nicht mehr a[illegible] dem Auge ließ.

Auch Wood beobachtete Margarethe in auffalle[illegible] der Weise und benützte das Durcheinanderwogen d[illegible] verschiedenen Gruppen, um sich ihr einen Augenbli[illegible] zu nähern.

„Seid Ihr noch immer halsstarrig?“ begann er.

Margarethe würdigte ihn keiner Antwort.

„Ihr werdet es bereuen, mich zurückgewiesen, mich mit solcher Geringschätzung behandelt zu haben“, fuhr er fort, „bereuen wenn es zu spät ist. Der Tower soll ein sehr unangenehmes Quartier sein.“

Margarethe zuckte die Achseln und lächelte mit unbeschreiblicher Verachtung. Wood biß sich in die Lippen und wandte sich dann zu einer Hofdame, welche eben damit beschäftigt war, die Goldspitzen an ihrer Damastrobe zu ordnen.

Plötzlich entstand eine allgemeine Bewegung, denn die dienstthuenden Cavaliere öffneten die Thüren, welche zu den Gemächern der Königin führten, Jeder nahm den Platz ein, der ihm gebührte, und bald erschien Elisabeth, von ihrem ganzen Hofstaat ehrfurchtsvoll begrüßt. Die majestätische Frau war ganz in venezianischen, schwarzen Sammt gekleidet, ein großer steifer Kragen aus niederländischen Spitzen umgab

ihren Hals; ihr rothblondes Haar ruhte in einer ſchwarzſammtenen Haube, welche gegen die Stirne zu ſpitz herablief. Sie ging langſam mit dem Kopfe gnädig nickend bis in die Mitte des Saales, hinter ihr der Oberhofmeiſter.

„Wo bleibt heute Sparte?“ fragte endlich Eliſabeth mit einem leichten Stirnrunzeln.

„Ich weiß — ich begreife nicht“, ſtammelte der Oberhofmeiſter, „er kennt doch ſein Amt und hat es bis jetzt nie verſäumt.“

„Dort ſteht er ja“, ſprach die Königin, „Sparte, was ſoll das, wo bleibſt Du mit der Bibel.“

Margarethe Lambrun zuckte bei dem wohlwollenden Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, ſichtlich zuſammen, ſie ſchien mit ſich zu kämpfen, that ein paar Schritte auf Eliſabeth zu und blieb dann ſtehen.

„Welch ſeltſames Betragen“, murmelte die Königin.

Der verhängnißvolle Augenblick war offenbar gekommen, Trafford fühlte es, ſeine Pulſe flogen und ſein geängſtigtes Herz ſchlug bis an den Hals hinauf, er war allmälig in die Nähe der exaltirten Anhängerin der Stuart gelangt und ſtand jetzt hinter ihr.

„*Sparte, hörſt Du nicht*, die Bibel“, rief Eliſabeth.

Margarethe Lambrun ſtand ihr in dieſem Augenblicke gegenüber, ſie ſchleuderte einen Blick voll Haß und Fanatismus auf ſie, zog raſch eine Piſtole aus ihrer Bruſt hervor und ſchoß ſie auf die Königin ab.

Aber ihr guter Engel, Trafford, ſtand nicht vergebens hinter ihr, er allein ſah die verdächtige Bewegung ihrer Hand und ſchlug das Rohr empor. Der Schuß ging in die Decke. Margarethe zog eine zweite Piſtole und kehrte ſie gegen ihre eigene Bruſt, in der Abſicht, ſich zu tödten, aber Trafford fiel ihr in den Arm und entwaffnete ſie zu rechter Zeit.

Eine unbeſchreibliche Verwirrung entſtand im Saal, ein Theil der Anweſenden flüchtete durch die Thüren in's Freie, eine Dame war ohnmächtig geworden, eine andere war in die Knie geſunken und hob die Arme gegen den Himmel, während Wood und andere Edelleute vom Hofſtaat der Königin Margarethe ergriffen hatten und im Begriffe waren, ihr die Hände auf den Rücken zu binden.

Die Königin, welche zwei Schritte zurückgewichen war, ſtand einige Zeit bleich und ſprachlos da, dann ſchnell gefaßt, näherte ſie ſich Margarethen. „Sparte", ſprach ſie, „welch beiſpielloſer Undank! Iſt er wahnſinnig geworden, was trieb ihn zu der abſcheulichen That?"

„Durchſucht ihn“, rief der Oberhofmeiſter, „er iſt ein Werkzeug der Papiſten, ohne Zweifel.“

„Laßt nicht dieſe Rohen Hand an mir legen“, rief Margarethe. „Schont Euer Geſchlecht in mir.“

„Sparte“, ſchrie Eliſabeth auf, „ein Weib!“

„So iſt es“, beſtätigte Wood.

„Dann gebt ſie frei“, gebot Eliſabeth und ſofort ließen Alle von der unglücklichen Frau ab.

„Wer ſeid Ihr, wie iſt Euer Name, wo Euer Vaterland“, fuhr Eliſabeth fort.

„Madame“, erwiderte Margarethe, indem ſie der Königin ſtolz und muthig in das Auge blickte, „obwol ich in dieſen Kleidern erſcheine, bin ich doch ein Weib. Ich heiße Margarethe Lambrun und bin eine Schottländerin. Mein Mann und ich waren mehrere Jahre im Dienſte der unglücklichen Königin von Schottland, Maria Stuart, welche Sie eben ſo ungerechter als grauſamer Weiſe haben tödten laſſen Durch die Hinrichtung unſerer Königin haben Sie auch meinen Mann ins Grab gebracht, er ſtarb vor Gram über das grauenhafte Schickſal ſeiner Gebieterin. Dieſe beiden Opfer Ihrer Tyrannei und Grauſamkeit mit aller Zärtlichkeit aller Hingebung eines treuen Herzens liebend, beſchloß ich den Tod derſelben durch den Ihren zu rächen. Ich hatte oft und ſchwer mit mir ob dieſes Entſchluſſes

zu kämpfen, ich leugne es nicht, denn ich verabscheue den Mord, wie ich Sie verabscheue, mehr als einmal war ich nahe daran, meinen Plan aufzugeben, aber die blutigen Schatten der Ermordeten traten immer wieder vor das Auge meiner Seele und forderten ihr Recht, forderten Rache, und das Bild meines unvergeßlichen Gatten, das ich auf meinem Herzen trug, mahnte mich an den Eid, den ich an seiner Leiche geschworen. Ich hatte oft gehört, daß weder Vernunft noch Gewalt ein Weib, das die Liebe treibt, von dem Vollzug ihrer Rache abzuhalten vermögen, an mir hat es sich bestätigt. Um mein Vorhaben leichter ausführen zu können, trug ich männliche Kleider und trat unter dem Namen Anton Sparte in Ihren Dienst. Ich führte zwei Pistoten bei mir, die eine für Sie, die andere für mich, um dem öffentlichen Schimpfe einer Hinrichtung zu entgehen, aber Gott der Herr wollte es anders, und ich erwarte ruhig und ohne Klage, was er über mich verhängt hat."

„Seid Ihr zu Ende", sagte Elisabeth, welche die unglückliche Frau ruhig angehört hatte, nach einer kleinen Pause.

„Ich bin zu Ende", erwiderte Margarethe Lambrun.

„Ihr seid also überzeugt, daß Ihr bei dieser That

nur Eure Schuldigkeit gethan", fuhr die Königin fort, „und jene Pflichten erfüllt habt, welche die Liebe zu Eurer Herrſchaft und Eurem Gemahl Euch auferlegte?"

„Ja, Königin."

„Allein, was glaubt Ihr nun, daß meine Pflicht ſei?" fragte Eliſabeth, ohne die geringſte Bewegung zu verrathen.

„Madame", entgegnete die muthige Schottländerin mit wahrhaft männlicher Feſtigkeit, „ich bin bereit Ihnen meine Meinung auf der Stelle frei und offen zu erklären, wenn es Ihnen gefällig iſt, mir zu erklären, ob ſie mich als Königin oder als Richter darum fragen."

„Als Königin", erwiderte Eliſabeth raſch.

„Dann werden Ihre Majeſtät meine That nicht beſtrafen", ſprach Margarethe ruhig.

„Und wenn ich Euch in der That Verzeihung angedeihen laſſen wollte", rief Eliſabeth, „welche Sicherheit habe ich, welche Bürgſchaft könnt Ihr mir leiſten, daß Ihr nicht von Neuem Etwas gegen mein Leben unternehmen werdet?"

„Madame", fiel Margarethe Lambrun ein, „eine Gnade unter Bedingungen ertheilt, iſt keine Gnade mehr, und Eure Majeſtät verfahren dann gegen mich nur als Richter."

Elisabeth sah die kühne Frau überrascht an, dann wendete sie sich zu ihren Hofleuten: „Ich bin dreißig Jahre Königin", sprach sie, „allein nie habe ich Jemandem mir solche Wahrheiten in's Gesicht sagen hören"*).

„Was beschließt Eure Majestät", fragte Lord Burleigh, der auf die Nachricht von dem Attentate herbeigeeilt war.

„Ich gebe dieser treuen Dienerin und Frau freien unbedingten Pardon und freies Geleite bis über die Grenze Englands", entgegnete Elisabeth. „Sie soll erfahren, daß die „grausame" und „ungerechte" Königin auch großmüthig sein kann, wo Großmuth am Platze ist"

Margarethe senkte das Haupt und schwieg.

„Bindet sie los", befahl die Königin. Es geschah. „Und nun zu Euch, Sir Trafford", fuhr Elisabeth fort, „Ihr habt mir das Leben gerettet. Womit kann ich Euch belohnen? Jede Gnade, die Ihr verlangt, ist Euch im vorhinein gewährt."

„Ich habe nichts mehr zu erbitten", rief Trafford indem er ein Knie vor der Königin beugte, „Eure Majestät haben aus eigener Großmuth dieser unglück-

*) Das ganze Gespräch zwischen Elisabeth und Margarethe Lambrun ist Wort für Wort historisch.

lichen Frau Leben und Freiheit geſchenkt, und was ich noch zu wünſchen hätte, das zu erfüllen liegt nicht in Eurer Macht."

„In weſſen alſo?" fragte die Königin.

„Hier ſteht ſie, in deren Hand mein Glück und Unglück, Tod und Leben liegt", rief Trafford, „Margarethe Lambrun."

„Was begehrt Ihr von ihr?" fragte Eliſabeth raſch.

„Ihre Hand, —" erwiderte Trafford.

„Niemals — Verräther", murmelte Margarethe.

„Ihr wußtet, das Sparte ein Weib iſt und Ihr liebt dieſes Weib", ſprach Eliſabeth, „und trotzdem iſt Eure Treue für Eure Königin nicht wankend geworden?"

„Keinen Augenblick", entgegnete Trafford, „aber was ich that, that ich um Ihretwillen nicht minder als um Euretwillen."

„Gebt ihm Eure Hand, Margarethe", ſprach die Königin. „Er iſt Eurer würdig, wie Ihr Eurer Königin, hielt er der ſeinen die Treue, dürft Ihr dafür ſtrafen oder ſchelten?"

„Nein, nein", rief Margarethe, welche ihr Geſicht mit den Händen bedeckend in qualvollem Kampfe da-

geſtanden war und plötzlich entſchloſſen Trafford umſchlang und leidenſchaftlich an ihre Bruſt zog, „ich will Dein ſein, Du haſt gut gehandelt.“

„Meine Geliebte, mein Weib“ ſtammelte Trafford.

Die Venus von Murany.

1644.

I.

Es war im Jahre 1644. Seit sechsundzwanzig Jahren tobte in Mitteleuropa der große Krieg zwischen den katholischen und protestantischen Mächten, den die Nachwelt den dreißigjährigen getauft hat.

Georg Rakoczy, Fürst von Siebenbürgen, hatte endlich den Lockungen der ungarischen Unzufriedenen und der Schweden, welche ihm die ungarische Krone als Preis seiner Allianz gegen Ferdinand III. anboten, nachgegeben und dem Kaiser den Fehdehandschuh hingeworfen. Die Schweden waren in Böhmen und Mähren eingedrungen, als Rakoczy sein berühmtes Manifest erließ, in welchem er alle Klagen und Beschwerden der ungarischen Patrioten und insbesondere der Evangelischen wiederholte und sich zum Vorkämpfer der Rechte und Freiheiten derselben erklärte. In ganz

Ungarn ergriffen die Malkontenten sofort die Waffen und Rakoczy rückte mit einem zahlreichen und wohlgeschulten Heere zu ihrer Unterstützung herbei.

Niemandem kam die Botschaft von dem Kriege der in Folge dessen entbrannt war, gelegener, als dem jungen Feldobersten zu Filek, Franz Freiherrn von Wesselenyi. Er saß im Waffensaale seiner Burg beim Schachspiel mit seinem Schloßkaplan, als sie eintraf. Freudig erregt sprang der schöne kraftstrotzende Mann auf, und befahl, den Boten vor ihn zu führen und edlen Wein von Tokai aufzutragen.

Es war ein Offizier des Generals von Puchheim, des besten Generals, den Kaiser Ferdinand III. zu jener Zeit in Ungarn hatte, welcher jetzt hereintrat und dem Freiherrn die mißliche Lage der Kaiserlichen schilderte.

Rakoczy's Obersten Bakas und Bornemissa waren bereits über die Bergstädte und Liptau hinaus in Oberungarn vorgedrungen, Kemeny, Rakoczy's tüchtigster Feldherr, hatte Kaschau entsetzt und Szerents erobert, Homonay's Polen waren vernichtet, Puchheim zum Rückzug über Butschau hinaus gezwungen worden.

Es waren schlimme Nachrichten, welche Wesselenyi empfing, jeden Anderen hätten sie entmuthigt, ihm erregten sie ein Gefühl, das der Freude verwandt war,

denn ſein Ehrgeiz ſuchte ſeines Gleichen und je größer die Gefahr war, um ſo mehr winkte ihm die Gelegenheit, ſeine Kraft zu erproben, ſich hervorzuthun, zu glänzen, von ſich reden zu machen. Der edle Tokaierwein floß in Strömen, wie wenn Puchhaim's Offizier eine entſcheidende Siegesnachricht gebracht hätte, und die Aufforderung, welche er dem kühnen Feldoberſten brachte, ſich ſo raſch als möglich mit der Hauptarmee zu vereinigen, ſchwellte die Bruſt des Letzteren mit den überſpannteſten Hoffnungen.

Auf der Stelle wurde der Ausmarſch befohlen, die ganze Nacht hindurch tönte in den Sälen und Gängen der Veſte Filek nur Geklirr der Waffen und munterer Zuruf der Soldaten, während Weſſeleny ſelbſt vor dem maſſiven Schreibtiſche ſaß und ſeine Papiere ordnete, wie ein Mann, der mit dem Leben abſchließt.

Plötzlich fiel der Blick des jungen Helden auf ein Bild, das lange Zeit tief unten in einer Lade, unter den Briefen verborgen, gelegen hatte. Er hob es empor und betrachtete es mit einem ſchmerzlichen Lächeln. Das Bild ſtellte eine junge Dame von großer Schönheit dar, in deren Geſtalt und Antlitz ſich die Reize einer Venus mit jenen einer Juno zu verſchmelzen ſchienen. Ein prachtvoller Pelz ſchmückte die zu-

gleich anmuthige und königliche Büſte, reiches blondes Haar das edle ſtolze und doch weiblich ſanfte Haupt. Weſſeleny fuhr mit der Hand über die Augen, als gelte es, Erinnerungen zu verſcheuchen, die ihm peinlich waren, und warf dann das herrliche Frauenbild halb unwillig in die Lade zurück.

Mit dem Frühroth ſtanden ſeine Truppen bereit. Weſſeleny hielt, wie es dem erfahrenen Krieger ziemt, genaue ſtrenge Muſterung, dann ſchwang er ſich in den Sattel und führte ſeine erleſene Schaar General Puchheim zu, der den bewährten Mann mit freudiger Zuvorkommenheit empfing. Nach ihm ſtießen noch Nikla Zriny mit ſeinen Kroaten und Barkoczy mit polniſchen Völkern zu dem Hauptheere, während Kemeny, der Puchhaim verfolgte, ein von Ibrany befehligtes Corps Rakoczy'ſcher Truppen an ſich gezogen hatte.

Die Kaiſerlichen hielten Kriegsrath. General Götz, welcher unter Puchhaim kommandirte, ein roher Bauernſohn, aber braver Führer, fettleibig und daher langſam und vorſichtig, rieth, den Rückzug fortzuſetzen, ihm ſchloß ſich Barkoczy an, während Weſſeleny und Zriny dafür ſtimmten, Kemeny eine Schlacht zu liefern.

Der hagere energiſche Puchhaim gab den Ausſchlag, indem er ſich gegen den Rückzug erklärte.

In aller Stille wurden die nöthigen Vorbereitungen zum Kampfe getroffen, und schon am nächsten Morgen ging das kaiserliche Heer zum Angriff vor. Derselbe kam der Armee Rakoczy's so unerwartet, daß sie gleich anfangs zu weichen begann. Kemeny stellte zwar die Ordnung wieder her, aber ein ungestümer Angriff Wesseleny's sprengte gegen Abend das Centrum und zwang ihn zum Rückzug.

Puchhaim konnte nach Sonnenuntergang einen Courier nach Wien senden mit der Botschaft, daß Oesterreich bei Onod einen entscheidenden Sieg erfochten.

Auf allen Punkten retirirten jetzt Rakoczy's Truppen. Während Puchhaim sie durch das Hauptheer verfolgen ließ, hatte er für den kühnen Wesseleny eine Aufgabe aufgespart, welche allgemein als die schwierigste angesehen wurde. Er beorderte ihn nämlich zur Belagerung der Veste Murany im Gömörer Comitate, welche zugleich als uneinnehmbar und als der wichtigste Platz in ganz Oberungarn galt.

Als der General dem jungen Helden diesen ehrenvollen Auftrag ertheilte, fügte er mit seinem feinen Lächeln hinzu:

„Ihr werdet übrigens in Murany eine gute Bekannte finden."

„Wie?" fragte Wesseleny überrascht.

„Nun, die Herrin von Murany, Maria Szetsi“ entgegnete Puchhaim.

Eine namenlose Aufregung bemächtigte sich bei der Klange dieses Namens des tapferen Wesselenyi, e wurde bleich, stammelte, bebte einen Augenblick am ganzen Leibe.

„Maria Szetsi — in Murany!“ brachte er endlich mühsam hervor.

„Ueberrascht Euch das?“

„Ich hatte keine Ahnung“, versicherte Wesselen

„Wie war das möglich? man behauptet doch —

„Daß Maria meinem Herzen einst nahe gestanden?“ fiel Wesselenyi ein. „Allerdings — aber jet hasse ich dieses Weib ebenso glühend, als ich es ein geliebt, und seit Jahren durfte nicht einmal i Name vor mir genannt werden.“

„Ihr haßt diese schöne und kühne Frau?“ staun der General. „Und weshalb, wenn man frage darf?“

„Weshalb? weil sie mein Herz mit Füßen getr ten, mein Selbstgefühl auf das Tiefste beleidigt hat“ gab Wesselenyi heftig zur Antwort.

„Erzählt mir doch“, bat Puchhaim.

„Es war noch zu jener Zeit, als ich einsam i meiner Felsenburg zu Streseen an der Waag wohn

und nur von Zeit zu Zeit auszog, gegen die Feinde meines Kaisers und meines Glaubens, gegen die Türken, zu kämpfen", sprach Wesselenyi. „Mein Waffenglück hatte mich schnell im ganzen Vaterlande bekannt gemacht, und so fand ich, als ein Geschäft mich nach Kaschau führte, wo der greise Held Georg Szetsi eben mit seiner Tochter Maria weilte, bei diesen Beiden freundliche Aufnahme. Maria sehen und sie lieben war bei mir eins. Sie theilte meine Leidenschaft und verstand es, sie bis zur höchsten Gluth anzufachen. Ebenso stolz als schön, fesselte sie mich bald durch mädchenhafte Zärtlichkeit, bald durch herrische Launen, und so seltsam Euch das erscheinen mag, mein General, die letzteren reizten mich mehr — ich, der Ehrgeizige, Herrschsüchtigte, der sich Keinem beugte, empfand ein Vergnügen dabei, von der Geliebten beherrscht zu werden, welche mich endlich ganz zu ihrem Sklaven machte. Ich gehorchte ihr auf einen Ruf, einen Wink wie ein gut gezogener Falke, bis sie mich zum Abfall von meinem Glauben und meinem rechtmäßigen Herrscher zu verleiten suchte. Da ermannte ich mich. Es war ein schwerer, schmerzlicher Kampf, aber die Pflicht siegte über meine Schwäche, ich riß mich los und floh. Kurze Zeit darnach reichte Maria Stephan Bethlen ihre Hand. So schnell vergaß sie, die ich angebetet

wie eine Heilige, vor der ich gezittert, wie ein Sklave vor der Gebieterin, mich in den Armen eines Anderen, eines Greises! Soll ich dieses Weib nicht haſſen, nicht verachten?"

„Nein, Weſſeleny, Ihr ſeid im Irrthum und thut Maria Unrecht!" erwiderte der General. „Ich bin über dieſe Heirath, wie ich ſehe, beſſer unterrichtet vls Ihr und will die Binde löſen, die Euren Blick hemmt. Maria blieb Euch mit unerſchütterlicher Treue ugethan, auch dann, als Ihr, ohne Abſchied, bei Nacht, wie ein Verbrecher aus Kaſchau entflohen waret; ſie weigerte ſich mit unglaublicher Feſtigkeit, Bethen's Frau zu werden. Um ihren Trotz zu brechen, ließ ſie Georg Szetſi in den Kerker werfen. Vergebens! Da führte man ſie eines Tages an das Sterbebett ihres Vaters, ſie erfuhr zugleich, daß Ihr ſie verlaſſen — und jetzt war ſie unfähig, länger den Bitten des Scheidenden zu widerſtehen, und folgte Bethlen zum Altare."

„Iſt dies wahr?" rief Weſſeleny.

„Ich ſage es Euch."

„Und Ihr ſeid überzeugt —"

„Vollkommen", erwiderte der General; „nach kurzer kindloſer Ehe wurde ſie Wittwe und kehrte in die Stammburg ihrer Väter zurück, wo ſie jetzt den Kom-

mandoſtab führt. Wie, brauche ich Euch nicht zu ſagen; Ihr wißt beſſer als ich, daß ſie geboren iſt um zu befehlen. Als wollte die Natur den greiſen Helden Szetſi, mit dem ſein Haus ausſtarb, dafür entſchädigen, daß ſie ihm keinen Sohn gab, ſchenkte ſie ihm dieſe Tochter, eine vollendete Amazone. — Nehmt Euch in Acht, Weſſeleny, Ihr habt eine gefährliche Gegnerin, nehmt Euren Kopf in Acht und noch mehr Euer Herz!"

„Ich kenne keine Furcht", antwortete Weſſeleny lächelnd; „meine Bruſt wird gegen ihre Blicke gepanzert ſein wie gegen ihre Geſchoſſe."

„Vertraut Euch nur nicht zu ſehr", ſprach der General, „Maria Szetſi iſt die begehrenswertheſte Frau die es gibt, es iſt nicht mehr das Mädchen von damals, es iſt ein ſchönes, gebieteriſches und geiſtvolles Weib, das Euch gegenüberſteht, nicht umſonſt nennt ſie das Volk die Venus von Murany! Seid auf Eurer Hut, Weſſeleny. Murany iſt, ſo lautet unſere Kundſchaft, nicht allein von ihren Leuten, ſondern auch von Rakoczy'ſchem Volke unter den Befehlen ihres Schwagers Kaſpar Illeſhazy beſetzt, reichlich mit Mundvorrath und Munition verſehen. Nehmt Euch in Acht! Ihr wißt, daß ſogar Graf Niklas Salm, der berühmte Held, welcher Zapolya beſiegt und Wien gerettet hat, vor etwa hundert Jahren Murany vergebens belagert

und vor der unbezwinglichen Veſte beinahe alle Früchte eines glücklichen Feldzuges eingebüßt hätte. Vorſicht, mein Freund, Vorſicht — und jetzt in Gottes Namen vorwärts!"

Noch einmal ſchüttelten ſich die beiden treuen Männer die Hände, dann ſchmetterten Weſſeleny's Trompeten durch das Lager, und der junge Held zog an der Spitze ſeiner Truppen aus demſelben gegen Murany, die unbezwingliche Veſte und die ſchöne ſtolze unbezwingliche Frau.

II.

Nachdem Weſſelenyi die ſtolze Felſenburg vollſtändig eingeſchloſſen hatte, ſendete er, wie es üblich, einen ſeiner Hauptleute, Niklas Benja, als Parlamentär mit der Aufforderung zur Uebergabe nach Murany.

Vor dem Vorwerke angelangt, ſchwang Benja die weiße Fahne und verlangte nach dem Commandanten.

„Die Burgfrau Maria Szetſi ſelbſt befehligt in Murany", erwiderte der Hauptmann des Vorwerkes.

„Es ſind auch Siebenbürger in der Veſte", begann Benja.

„Auch dieſe ſtehen unter dem Commando unſerer Herrin", entgegnete der Hauptmann.

Benja ſchüttelte den Kopf und verlangte alſo mit dem weiblichen Commandanten zu ſprechen. Nachdem

man ihm die Augen verbunden, wurde er eingelaſſen und in das Innere der Burg geführt. Als die Binde fiel, ſah ſich der Abgeſandte Weſſeleny's vor Maria Szetſi, welche von ihren Hauptleuten umgeben war, und betrachtete ſtaunend die wunderbare Frau.

Sie machte dem Namen der „Venus von Murany" alle Ehre. Majeſtätiſch und lieblich zugleich ſtand ſie da, ein Gewand von ſchwarzer goldgeſtickter Seide fiel ihr bis zu den zarten Knöcheln des kleinen Fußes herab, ein Stahlpanzer umſchloß ihre Bruſt, von ihren Schultern hing ein ſchwarzſammtener, mit edlem Marderpelz beſetzter Dolman herab, während auf ihrem ſchönen gebieteriſchem Haupte ein Helm mit weißem Federbuſche glänzte, aus dem eine goldene Fluth herrlicher Locken über den Rücken herabſtürzte. Ihre durch einen Stulphandſchuh geſchützte Rechte ſtützte ſich auf ein Schwert, während die Linke leicht in die Hüfte geſtemmt war.

„Wer ſendet Euch?" begann ſie mit ruhiger Würde.

„Mein Feldherr", erwiderte Benja.

„Wie nennt er ſich?"

„Franz Freiherr von Weſſeleny, kaiſerlicher Feldoberſt zu Filek."

Als der theure Name nach ſo langer Zeit und ſo unerwartet an ihr Ohr ſchlug, erbebte Maria Szetſi

einen Augenblick leise am ganzen Leib, aber schnell bezwang sie ihre Bewegung und schien wie vordem ein kaltes unnahbares Götterbild. „Was ist sein Begehren?“ fragte sie stolz.

„Ihr werdet wissen, hohe Frau“, gab Benja zur Antwort, „daß Rakoczy's Generale geschlagen sind, daß Euch jede Hoffnung auf Entsatz abgeschnitten ist. Mein Oberst fordert Euch daher auf, diese Veste zu übergeben —“

„Kein Wort mehr von Uebergabe!“ unterbrach Maria zornig den Parlamentär. „Für dieses Mal will ich gnädig sein und Euch unverletzt zu den Euren zurückkehren lassen. Aber wehe Euch und jedem Anderen, der mir noch einmal einen solchen Schimpf ins Angesicht zu schleudern wagt. Fort mit Euch!“

Die königliche Frau wies ihm die Thüre.

Benja verneigte sich stumm und kehrte mit der schnöden Antwort zu Wesseleny zurück, welcher in ohnmächtiger Wuth mit dem Fuße stampfte.

„Und ist sie wirklich so schön, wie man sagt?“ fragte er nach einer Weile.

„Eine Göttin“, erwiderte sein Hauptmann; „ein Weib, werth den besten Mann vor sich im Staube zu sehen wie einen Sklaven.“

„Genug“, murmelte Wesseleny, „genug!“

Auf der Stelle traf er alle Anstalten zur Beschießung der Felsenburg. Die ganze Nacht hindurch wurden Erdwälle errichtet, Geschütze aufgeführt, und als der Morgen anbrach, donnerten von allen Seiten Feuerschlünde gegen Murany, das die Antwort nicht schuldig blieb. Gegen Abend ließ Wesselenyi das Feuer einstellen. Die Vorwerke zeigten da und dort starke Beschädigungen, die Veste selbst war nur von einzelnen matten Kugeln erreicht worden. Auf Maria's Befehl sah man jetzt Weiber mit Besen bewaffnet erscheinen und Wesselenyi zum Hohne, die Stellen, wo seine Geschosse zurückgeprallt, abkehren.

Auf das Höchste gereizt wagte Wesselenyi noch in derselben Nacht an jener Stelle der Burg, welche am zugänglichsten schien, einen Sturm. Schon hatten seine Leute den ersten Wall erstiegen, da erschien Maria unter den Kämpfenden. Weithin hörte man ihren Zuruf, ihre Befehle, sah man ihren Helm, ihr Schwert blitzen, in kurzer Zeit wendete sich das Schlachtenglück und Wesselenyi sah seine Truppen weichen, sah den letzten seiner Krieger durch die streitbare Venus von Murany selbst vom Walle hinabgestürzt und sich, den Helden so vieler Schlachten und Gefechte, gezwungen, einem Weibe den Sieg zu überlassen.

Mehrere Tage ruhten die Waffen, dann ließ Wesse-

leny die Veste von Neuem beschießen und die Besatzung von Zeit zu Zeit durch Scheinangriffe allarmiren und ermüden, während er selbst zur List seine Zuflucht nahm.

Eine auserwählte Schaar näherte sich unter dem Schutze der Dunkelheit dem Vorwerke, und ihr Führer schoß einen Pfeil in dasselbe, an dem ein Zettel befestigt war, der jenen Befehlshabern, welche zu einer Ueberrumpelung von Murany die Hand bieten wollten, reichen Lohn in Aussicht stellte.

Ein Rottenführer der Siebenbürger, welcher eben im Vorwerke die Wache hatte, war geneigt, der Aufforderung Wesseleny's zu entsprechen. Er barg den Zettel in seinem Wamms, zeigte ihn einem guten Kameraden und gewann denselben gleichfalls für das Unternehmen. Einer von ihnen verließ in der nächsten Nacht heimlich die Veste und trat mit dem kaiserlichen Feldherrn in Unterhandlung. Als er zurückkehrte, war jedoch der ganze Anschlag bereits entdeckt, die beiden Verräther wurden festgenommen und vor die Herrin der Burg geführt, welche auf der Stelle ihr Urtheil sprach.

Es lautete auf Tod.

Vergebens warfen sich die Schuldigen Maria zu Füßen, sie wollte nichts von Gnade.

Am nächsten Morgen flog ein Pfeil in das Lager der Kaiserlichen, welcher folgende Botschaft der schönen Amazone überbrachte: „Was der Tapferkeit mißlang, hat die List vergebens versucht. Maria Szetsi weiß indeß die Freunde, welche Wesselenyi unter der Besatzung von Murany gefunden, zu lohnen, indem sie dieselben nach Verdienst erhöht."

Eine Stunde später sah man die beiden Siebenbürger auf den Zinnen der Burg aufgeknüpft.

III.

Schon währte die Belagerung von Murany viele Wochen, Wesselenyi und seine Leute erschöpften ihren Muth wie ihre Erfindungsgabe an den unbezwingbaren Mauern ohne jede Aussicht auf Erfolg. Grollend zog sich der unglückliche Feldherr in sein Zelt zurück und verbot bei Todesstrafe, ihn zu stören. Da lag er nun auf seinem unglücklichen Lager, und von Zeit zu Zeit füllten Thränen der Wuth seine Augen.

Mehrere Tage wagte Niemand ihn zu stören, endlich trat eines Morgens sein treuer alter Diener Stephan bei ihm ein, unbekümmert um den Zorn des Freiherrn.

„Was unterfängst Du Dich?" schrie Wesselenyi, kennst Du nicht mein Verbot, alter Dummkopf?"

„Wohl kenne ich es, Excellenz", erwiderte der

Alte, „aber es ist eine Sache, die sich durchaus nic
aufschieben läßt: ein Eilbote des Herrn Obersten Ba
kocz steht draußen und verlangt Euch zu sprechen."

Der Freiherr erhob sich und gebot ihn einzuführe
Die Botschaft, die Jener brachte, traf Wesselenyi w
ein Blitzstrahl und schmetterte ihn vollends nied
Der Schwede Torstenssohn hatte den kaiserlichen Fel
herrn Gallas zurückgedrängt und stand vor Brün
General Götz war mit seinem Corps von dem Hee
Puchhaim's abberufen worden und rückte in Eilmc
schen nach Mähren zur Unterstützung von Gallc
Die Folge war, daß Puchhaim vor Kemeny zurü
weichen mußte und Rakoczy selbst von Tokai aus zu
Entsatz von Murany herbeieilte.

Wesselenyi entließ den Boten, um sich von Neu
allein in sein Zelt zu schließen, diesmal aber ni
um seine Scham und Wuth über die Niederlage
verbergen und stumm zu leiden, sondern um zu ha
deln, und zwar so rasch als möglich. Er ging n
großen Schritten auf und ab, endlich blieb er steh
und verlangte nach seinem Hauptmann Niklas Benj

Ein großer Entschluß war gefaßt und wurde a
der Stelle ausgeführt. —

Kurze Zeit nachdem Benja den Feldherrn ver
lassen, sprengte ein Herold der Veste zu und verlangt

im Namen Wesselenyi's von der Heldin von Murany Gehör und sicheres Geleite für einen seiner Unterfeldherren und Waffenstillstand für die Dauer der Unterhandlung.

Maria Szetsi ging auf Beides ein und der Herold kehrte mit der erwünschten Kunde zu dem kaiserlichen Feldherrn zurück. Sofort schwiegen auf beiden Seiten die Geschütze, die Hackenbüchsen, und tiefe Stille trat ein.

Das Visir geschlossen, die weiße Fahne schwingend, ritt wenige Augenblicke darnach ein Parlamentär aus Wesselenyi's Lager. Vor dem äußersten Walle stieg er ab und übergab sein Pferd einem Soldaten der Besatzung, dann nahmen ihn zwei Offiziere in die Mitte und führten ihn durch eine kleine Ausfallspforte hinein.

Die Venus von Murany erwartete, von mehreren ihrer Hauptleute umgeben, den Abgesandten Wesselenyi's auf dem Walle des Vorwerkes. Obwol sie sich Siegerin wußte, war der sonst so kühnen Frau doch in dem Augenblick, wo ihr der feindliche Bote nahte, ganz seltsam zu Muthe. Eine Ahnung, für die sie keine Worte fand, beschlich sie, halb freudig, halb angstvoll; ihr Herz pochte heftig, und es überrieselte sie, als er endlich vor sie hintrat, sich ehrerbietig verneigte und

ſein Viſir emporſchlug. Sie unterdrückte einen Sch
— es war Weſſelenyi ſelbſt, der vor ihr ſtand in v
ler Kraft und Schönheit des Lebens, deſſen Auge j
forſchend und entzückt zugleich an ihrer herrlichen (
ſtalt, ihrem Antlitz hing.

Einen Augenblick blieben Beide ſtumm in ti
innerer Bewegung, dann faßte er ſich zuerſt und
um Gehör.

„Es iſt Euch bewilligt", entgegnete Maria, i
Stimme bebte ein wenig, „doch Ihr wißt — I
Wort von Uebergabe, ich müßte mein Wort lö
Euch mit dem Tode beſtrafen, und dies thäte i
leid."

„Wirklich?" murmelte Weſſelenyi.

„Zur Sache!" fiel ihm die ſchöne Amazone in
Wort.

„Nicht von Uebergabe will ich ſprechen", bege
Weſſelenyi, „nur von Verſöhnung, von dem Aufge
alter Feindſchaft, von Verbrüderung und treuem B
niß aller Freunde unſeres unglücklichen Vaterlan
gegen den gemeinſamen Gegner und Bedrücker."

„Und dieſer wäre?" fragte Maria lebhaft.

„Der Türke", antwortete Weſſelenyi.

„Ihr habt Recht", ſprach Maria, „ſein Joch
ſtet ſchwer auf uns allen, aber er iſt es nicht all

der uns unſere Freiheit, unſeren Glauben gewaltſam rauben will. Wenn Ihr von Unterdrückung ſprecht, wir ſind es vor Allem, wir Anhänger der alten Freiheiten Ungarns und des evangeliſchen Glaubens, welche unterjocht werden ſollen, und der erſte, vornehmſte unſerer Unterdrücker wohnt in Wien — Euer König, Euer Kaiſer iſt es, und was wir von ihm zu erwarten haben, iſt um nichts beſſer, als was unter dem Halbmonde droht, nämlich Sklaverei! Wir aber wollen lieber frei ſterben, als in Knechtſchaft leben und deshalb kann von einem Bündniß zwiſchen uns und Euch niemals die Rede ſein."

„Immer dieſelben Anklagen, dieſelben Vorurtheile", erwiderte Weſſeleny nach einer kleinen Pauſe. „Von den Feinden des Kaiſers, den Schweden und dem Fürſten von Siebenbürgen genährt und ausgebeutet zu ihrem Nutzen, ihrem Vortheil, aber weiß Gott nicht zu jenem unſeres unglücklichen Vaterlandes! Bietet unſere alte Verfaſſung nicht Schutz genug gegen Uebergriffe der Regenten, gibt der Reichstag der Nation nicht geſetzliche und friedliche Gelegenheit genug, inneren Zwiſt, die Streitigkeiten unter einander, wie mit der Krone, in guter Weiſe auszugleichen; heißt es nicht in einem Lande wie das unſere, an der Nation freveln, wenn man bei jedem noch ſo geringfügigen Anlaß zu den

Waffen greift? Und wenn es geſchehen, wäre es nicht endlich Zeit, Frieden zu ſchließen? iſt nicht Blut genug gefloſſen in dieſem unſeligen Bürgerkriege? Ihr glaubt dem Lande, Eurem Glauben zu dienen? — Ihr dient nur dem blinden Ehrgeize Rakoczy's, deſſelben Rakoczy, der zugleich gegen die Hoheit des rechtmäßigen Königs eifert und ſeinen Nacken ohne zu erröthen dem Fuße des Sultans als Schemel darbeut; Ihr dient den Schweden, die unter dem Vorwande, den evangeliſchen Glauben zu beſchützen —"

„Haltet ein", rief Maria, „ich könnte Euch und Eurem Feldherrn Weſſelenyi mit viel größerem Rechte ſagen, daß er nur dem Deſpotismus der Krone und der Kirche, den Anmaßungen des Papſtes und den Intriguen der Jeſuiten dient. Wir kämpfen für die Freiheit der Nation, des Wahlrechtes und des Glaubens, und ein Jeder, der uns in dieſem Kampfe Hilfe bringt, iſt uns mit Recht willkommen. Ihr ſchmäht die Schweden und Rakoczy, weil Ihr ſehr gut wißt, daß wir ohne ſie zu ſchwach wären, Euch Widerſtand zu leiſten. Ja, Ihr erinnert mich an die Fabel, von den Wölfen, die den Schafen riethen, die Hunde abzuſchaffen, um dann in der Hürde ungehindert und ungeſtraft morden zu können. — Genug davon! Nicht wir haben den Frieden gebrochen, ſondern Jene, die unſere Frei-

heiten anzutaſten wagten. Ich bedaure Euren Herrn den tapferen Weſſeleny, daß er ſeinen Arm einer ſolchen Sache leiht, und es erſcheint mir wie eine gerechte Strafe der Vorſehung, daß er ſeine Lorbeeren hier vor dieſer kleinen Veſte und noch dazu durch ein Weib einbüßen muß."

Weſſeleny verſuchte noch einmal das Wort zu ergreifen, aber Maria brach das Geſpräch ab. Da zog er ein verſiegeltes Schreiben aus der Bruſt hervor und überreichte es Maria.

„Was enthält es?" fragte dieſe ſchnell.

„Es iſt das Ultimatum meines Feldherrn", erwiderte Weſſeleny; „er bittet Euch, es in Erwägung zu ziehen und ſobald als nur möglich zu beantworten."

Damit nahm er Abſchied, ſchwang ſich auf ſein Pferd und kehrte raſch in ſein Lager zurück.

Maria Szetſi fühlte, daß der Inhalt des Schreibens nur für ſie beſtimmt war; ſie öffnete es daher erſt, als ſie ſich allein in ihrem Schlafgemach befand, das Blatt zitterte in ihrer Hand, während ſie es entfaltete und las:

„Ein ſeltſames Geſchick zwingt mich, Euch zu bekämpfen, die ich aus ganzer Seele verehre, liebe, vergöttere. Mein heißeſter Wunſch iſt, Euch, die Königin

der Frauen, meinem Vaterlande, meiner gerechten Sa
und mir ſelbſt zu gewinnen. Ich biete Euch Al
was mein iſt, mein Herz und meine Hand, gebt
auf der Stelle Nachricht, ob Ihr mich nicht zu
würdig findet, Euch zu beſitzen. Euer treuer Die

Franz Weſſeleny."

Maria blieb einen Augenblick ſtarr vor Uel
raſchung, dann leuchtete ein plötzlicher Entſchluß
ihrem Antlitz auf und ſie erhob ſich, um das Schrei
Weſſeleny's zu beantworten.

Kaum eine Stunde war vergangen und ſ
brachte ein vertrauter Mann dem kaiſerlichen Feldhe
die Entſcheidung. Weſſeleny erbrach Maria's B
mit aller Haſt leidenſchaftlicher Liebe.

„Mein edler Feind und Freier! Wollt Ihr en
Antwort auf Euren Antrag, ſo holt ſie ſelbſt.
Euer Wille redlich, Euer viel geprieſener Muth wa
ſo findet Ihr um Mitternacht an der Nordſeite
Veſte ein beleuchtetes Fenſter und eine Stricklei
auf der Ihr daſſelbe erſteigen könnt. Doch nur
Euch allein wird der Weg offen ſein. Wehe jed
Anderen, der außer Euch ſeinen Fuß auf die Stricklei
ſetzt!"

Maria Szetſi."

IV.

Wesselenyi kämpfte einen langen und schweren Kampf mit sich selbst, sein kühnes Herz, die Liebe zu dem schönen gebieterischen Weibe zogen ihn zu dem unerhörten Wagniß hin, aber die Vernunft mahnte ihn ab und noch mehr die Pflicht. Durfte er, der Feldherr, dem ein wichtiger Posten, das Leben so vieler Tapferer anvertraut war, sich dem Zufall, der Laune einer Frau preisgeben? Wie, wenn die schöne Amazone auch ihr Herz mit hartem Stahl gepanzert hätte, wenn sie ihn nur in eine Falle lockte, um ihn zu verderben, eine Rache an dem Manne zu nehmen, den sie einst geliebt und den sie jetzt vielleicht ebenso glühend haßte?

Nein; rief es in seiner Brust, Maria ist eines so niedrigen Verrathes nicht fähig, und wäre sie so unedel und liebte sie ihn nicht mehr, wozu dann länger leben? Jetzt, wo er sie wieder gesehen, wo er trunken war von ihrer Schönheit, bezaubert von dem Adel ihres Wesens, jetzt schien ihm das Dasein ohne sie vollkommen werthlos.

Als es zehn Uhr vom Thurme von Murany schlug, berief Wesselenyi seinen treuen Hauptmann Benja in sein Zelt, ließ ihn den Brief Maria's lesen und eröffnete ihm nach einigem Zögern, daß er ent

ſchloſſen ſei, der Aufforderung der Burgfrau Folge zu leiſten.

Vergebens beſchwor ihn Benja, ſich nicht in die Hände dieſer Frau zu geben, die er aus Fanatismus für ihre Sache und ihren Glauben jeder Gewaltthat fähig halte; vergebens mahnte er den Feldherrn an die Pflichten, welche er übernommen. Weſſelenyi war nicht der Mann, ein einmal gefaßtes Vorhaben aufzugeben.

„Ehe ich geſchlagen, verhöhnt, verlacht von Wallenrany abziehe, will ich lieber das verwegene Spiel wagen", ſagte er, „will mir mit Einem Mal die ſchönſte der Frauen und die feſteſte der Burgen erobern oder meinen Kopf verlieren!"

Er übergab hierauf für den Fall des Mißlingens in aller Stille Benja das Kommando und traf die nöthigen Anordnungen. Dann überzeugte er ſich noch, daß im Lager Alles in Ordnung ſei, ſowie von der Wachſamkeit ſeiner Vorpoſten, und nahm von Benja kurzen aber herzlichen Abſchied.

Mit dem erſten Schlage der Mitternacht ſetzte er ſeinen Fuß auf die Strickleiter und ſtieg muthig und raſch empor; oben faßte er den Fenſterrahmen und ſchwang ſich hinein.

Er befand ſich in einem kleinen Gemache, das

eine an der Wand befestigte rothe Lampe mit zweifelhaftem Lichte füllte. Einen Augenblick war alles still, dann stürzten sich von allen Seiten Vermummte auf ihn ein.

„Verrath;“ schrie er auf — aber schon war er von rückwärts ergriffen und so tapfer er sich auch wehrte, zu Boden gerissen.

Im Nu hatte man ihm Schwert und Dolch entwunden.

„Elende Schurken!“ knirschte Wessenleyi.

„Keinen Laut mehr“, gebot ein Mann, welcher plötzlich hervortrat und der Anführer der Schaar zu sein schien, „oder man wird Euch knebeln und an Händen und Füßen binden lassen.“

Wesseleny schwieg in namenloser Verzweiflung Die Vermummten nahmen ihn hierauf in die Mitte und führten ihn durch einen langen Gang, Treppen abwärts in einen Kerker, welcher vollkommen dunkel war. Hier befahl man ihm, sich vollkommen ruhig zu verhalten und verließ ihn dann.

Die schwere Thür fiel zu und wurde verschlossen.

Wesseleny war allein; verrathen und gefangen. Vollkommene Dunkelheit umfing den Ueberlisteten,

welcher das Antlitz mit den Händen bedeckend sich a
dem feuchten Boden niederwarf und sich und den Liebe
wahnsinn, der ihn ergriffen und in das Verderben g
führt, verwünschte.

Nur wenige Augenblicke lag er so, dann öffn
sich ein vergittertes Fenster hoch oben in der Mau
und eine Stimme sprach zu ihm: „Wesselenyi,
Herrin von Murany, Maria Szetsi, bietet Euch Leb
Freiheit, ja Burg und Hand, wenn Ihr König Fer
nand verlassen und zu der Fahne Rakoczy's schwör
wollt. Weigert Ihr Euch, dann erwartet Euch der T
durch das Beil des Henkers und Euer führerlo
Heer sicheres Verderben. Eine Stunde gibt man Ei
Bedenkzeit."

Wesselenyi hörte den Versucher, ohne sich
regen. Als die Stimme schwieg, das Fenster ob
geschlossen wurde, richtete er sich auf und sann üb
seine Lage nach. Er, der Held, von dem das Vo
sprach und sang, der Feldherr, dem sein Kaiser u
sein General eine wichtige Unternehmung anvertra
hatten, war Nachts zu einem galanten Abenteuer g
schlichen, wie ein Jurat (Student), ein verliebter Kna
— da lag er nun, der Gefangene eines Weibes. Se
Ruhm schien dahin, seinen Lorbeer zerpflückte die mu
willige Hand der grausamen Venus von Murany.

Thränen der Wuth, des Schmerzes füllten seine Augen, aber er wankte keinen Augenblick. So oft das glückverheißende Bild des schönen kühnen Weibes vor seiner Seele aufstieg, er verscheuchte es; jetzt wo es seine Treue zu erproben galt, dachte er nur an seine Pflicht, an seinen Schwur.

Die Stunde verrann.

Es schlug ein Uhr.

Schritte hallten die Treppe hinab, die Thür wurde geöffnet, Vermummte mit Fackeln in den Händen und Bewaffnete füllten den Kerker. Aus ihrer Mitte trat der Mann hervor, der zu Wesselenyi im Namen der Burgfrau gesprochen hatte.

„Ich bitte um Eure Antwort, edler Feldherr", begann er, „die Stunde ist um."

„Ich bin hierher gekommen im Vertrauen auf das Wort und den adeligen Sinn einer Frau, die mir als die Krone ihres Geschlechtes erschien", erwiderte Wesselenyi. „Ebenso beispiellos wie mein Vertrauen ist ihr Verrath, und so mag ihr meine Treue wahnsinnig, albern, ja lächerlich erscheinen. Immerhin! Ich werde niemals Leben und Freiheit, niemals ihre Hand durch Eidesbruch, durch Treulosigkeit erkaufen. Sagt ihr, daß ich sie geliebt, daß ich sie noch in dem Augenblicke angebetet habe, wo auf ihren Befehl mein Haupt un-

ter dem Beile des Henkers fällt und bringt ihr m
letztes Lebewohl zugleich mit meiner Vergebung."

„Ist dies Euer letztes Wort?" fragte der B
mummte.

„Ja", sprach Wesseleny.

„Dann bereitet Euch zum Tode."

Die Reihen der Bewaffneten theilten sich und
Henker trat hervor, das blitzende Beil in der Recht
während seine Knechte den verhängnißvollen Block h
beiwälzten und aufstellten.

Wesseleny sprach ein kurzes Gebet, dann ließ sich die Augen verbinden, und kniete nieder.

„Noch einmal — wollt ihr zu Rakoczy übertre
oder sterben?"

„Sterben", rief Wesseleny, und legte sein Haup
auf den Block.

In dem Augenblicke, wo er den Todesstreich des Henkers erwartete, schlang sich ein weicher Frauenarm um seinen Nacken und eine wohlbekannte Stimme rief: „Leben sollst Du, treuer heldenmüthiger Mann, für Dein Vaterland und auch für mich!"

Wesseleny riß die Binde herab, vor ihm stand Maria in überirdischer Schönheit, nicht mehr die Amazone im Helm und Harnisch — sondern bräutlich geschmückt im weißen, mit fürstlichem Hermelin reich ver-

brämten Seidengewand, auf den blonden Flechten ein funkelndes Diadem.

„Maria, Geliebte!“ stammelte der Ueberglückliche gleichsam vom Tode zum vollsten herrlichsten Leben erwacht.

„Dein Weib, Wesselenyi“, flüsterte sie, „das immer nur Dich geliebt hat, Dich allein, und das jetzt, wo es frei über sich verfügt, Dir Alles gibt, was sein ist, Herz und Hand und diese stolze Burg.“

„Wie verdiene ich das?“ sprach Wesselenyi, „ich von Dir, Du stolze schöne Siegerin?“

„Nein, Du hast mich besiegt“, erwiderte Maria, ihn feurig umschlingend. „Eine Sache, für die ein Mann von Deinem Werthe bereit ist, seine Freiheit sein Leben, ja seine Liebe hinzugeben, muß die gerechte sein. Ich bin Dein und für immer!“

Noch war Vorsicht nöthig, da außer Maria's Leuten Soldaten Rakoczy's unter dem Befehl ihres Schwagers Kaspar Illeshazy in der Veste waren; aber die List der Frau siegte auch hier.

Die Venus von Murany hatte, eine echte Circe, durch einen Schlaftrunk, den sie dem Weine beigemischt, die sonst so tapferen und wachsamen Siebenbürger so völlig berauscht, daß sie in dem großen Saale der

Veſte, wo ſie gezecht, theils auf Bänken theils auf
Diele lagen, ſchnarchten und lallten.

Auf demſelben Wege, auf dem Weſſeleny gek
men, kehrte er raſch in ſein Lager zurück, we
te ſe
Leute und erſtieg mit den Tapferſten und Verläſſig
derſelben unter dem Schutze der Dunkelheit die V

Illeſhazy und ſeine Soldaten wurden im Sch
überfallen, entwaffnet und gefangen genommen.

Als die erſten Strahlen der aufgehenden So
die Thürme von Murany vergoldeten, ſtanden W
leny und Maria Szetſi vor dem Altare der B
kapelle und der Kaplan Weſſeleny's legte ſegnend
Hände ineinander.

Ihren Schwager und die Soldaten Rakoczy's
Weſſeleny auf Maria's Verlangen am nächſten T
ruhig abziehen.

Die Einnahme von Murany durch Weſſel
machte ungeheures Aufſehen und die Umſtände, u
welchen dieſelbe ſtattfand, regten die Phantaſie
Volkes, wie der Dichter mächtig an. Volkslieder
Maria und Weſſeleny gingen von Mund zu Mu
und ihr Zeitgenoſſe Stephan Gyöngyöſi verherrli
die beiden Liebenden ſogar in einem Gedichte
mehreren Geſängen, das den Titel: „Die Venus
Murany“ führt.

Weſſelenyi wurde von Kaiſer Ferdinand III. zuerſt in den Grafenſtand erhoben, dann zum Statthalter von Oberungarn ernannt, und ſpäter von dem ungariſchen Reichstage zum Paladin gewählt.

Smelnizki, der Kosack.

1648.

„Die Milde ziemt dem Weibe
Dem Manne ziemt die Rache.'
Mirza Schaffy.

Es war im Jahre 1648, in Deutschland endete der
:eißigjährige Krieg, im Osten hatte das Ringen der
;olen und Russen um die Herrschaft in der slavischen
Belt begonnen. Ein strenger Winter hatte die klein-
:ussischen Landschaften heimgesucht und die spärlich
;esäeten Dörfer und Edelhöfe mit Schneewällen um-
;eben.

Auch die Bewohner von Hmelin saßen wie in
inem Dachsbau vergraben. Die aus Weidenruthen
:flochtenen, mit Lehm beworfenen, mit Stroh gedeck-
n Hütten des kleinen, ärmlichen Dorfes drängten sich
n den Edelhof, die Kirche und die Schenke zusammen.
er erstere zeichnete sich vor den Bauern-Häusern
durch aus, daß er aus Holz aufgeführt und mit

Holz gedeckt, innen und außen mit weißem Kalk getüncht und sammt den ihn umgebenden Stallungen und Wirthschaftsgebäuden von einem stattlichen Zaun eingeschlossen war. Auch die Kirche mit ihren drei griechischen Thürmen war von Holz, an ihr klebte das kleine hölzerne Pfarrhaus und der Kirche gegenüber lag die Schenke, welche dem Edelhofe an Luxus des Baues und der Einrichtung ebenbürtig zur Seite stand.

Es war Abend Der Himmel hell und mit zahlreichen flimmernden Sternen bedeckt, die Luft ruhig. Tiefe Stille herrschte ringsum im Dorfe, und auf der weiten beschneiten Fläche, aus der nur hie und da ein paar verkrüppelte Weidenbäume und am Horizonte einige dunkle Streifen Nadelwaldes emporragten. Diese Stille wurde nur selten von dem heiseren Rufe eines Raben oder dem Gebell eines Hundes unterbrochen. Geräuschlos glitten die traurigen Gestalten der Landleute, in Leinwand gekleidet, selten von rohen Schaffellen umhüllt, auf ihren Bastschuhen über die schmalen Pfade, welche sie sich im Dorfe aufgewühlt hatten, zur Schenke, wo ihnen ein schmutziges Judenmädchen den giftigen Branntwein einschenkte, während Chaim Pintschew, der Schankherr, träge in seinem großen Fuchspelz an dem runden Lehmofen lehnte und sein schönes junges Weib hinter dem Schanktisch saß in

bequemer mit Iltispelz gefütterter und besetzter Jacke, ihrem Kinde die Brust gab und ihre schwarzen Sammtaugen bald auf der mit Strohmatten bedeckten Diele, bald auf den frierenden, vor Kälte schlotternden Bauern haften ließ, welche sich eifrig die Hände rieben und die Füße abwechselnd hoben und zur Erde niederließen.

Chaim Pintschew der Jude und sein junges Weib konnten jedoch nicht blos auf die armen frierenden und hungernden kleinrussischen Bauern, sondern auch auf den Hof des Edelherrn mit einigem Stolz und Behagen blicken, dort war der Wohlstand, ja das nackte Dasein von einer guten Ernte abhängig, hier ruhte er auf sicherer Grundlage, denn der Jude hatte, was nur in Hmelin und der Umgebung zu pachten war, gepachtet.

Die polnische Regierung von damals, der König und seine Beamten, Wojewoden, Staroſten und Kastellane, schienen keine andere Aufgabe zu haben, als ihr eigenes Volk, insbesondere das zur griechischen Kirche zählende kleinrussische, zu plündern, und diese Plünderung war in ein wohlorganisirtes System gebracht; Alles was nur besteuert werden konnte, war besteuert, und Steuern, Schankrecht und selbst Gerichtsbarkeit war an Juden verpachtet.

So war Chaim Pintschew in der That die ei
Person in Hmelin und hinter der Demuth, mit welch
er dem Edelherrn nahte, blickte der Spott hervor.

Und doch war Bogdan Hmelnizki, der Herr vo
Hmelin, kein Mann zum Spotte. Man kannte ih
in der ganzen Wojewodschaft, ja am Hofe zu Krak
als einen tapferen Soldaten und einen Mann vo
damals beispiellosem, unerschütterlichem Rechtsgefüh

Der Adel, das Landvolk, die jüdischen Pächte
seine Leute, Alles blickte mit Achtung, ja Scheu a
ihn. Eine nicht geringe Schaar von Dienern un
Kosacken füllte seinen Hof. Besaß der polnische Ede
mann auch selten baares Geld, so waren doch sei
Scheuern gefüllt, so fehlte es weder an Speise no
Trank für Menschen und Pferde. In jener krieger
schen Zeit stieg das Ansehen des Mannes mit d
Zahl der Kosacken, welche er anwerben und in seine
Dienste halten konnte. Hmelnizki hatte deren fünfzi
alle gut beritten, gut gekleidet und gerüstet. S
übten sich täglich in den Waffen und tummelten ih
kleinen feurigen Pferde, und wenn der Abend kan
lagen sie in den Ställen bei ihren Thieren auf de
Stroh oder saßen in der Schenke und tranken Brann
wein und sangen ihre schwermüthigen Lieder.

Heute hatten sie sich jedoch in der weitläufige

Stube verſammelt, in welcher das Hofgeſinde ſeine Mahlzeiten zu nehmen pflegte und beſprachen, die Abweſenheit des Herrn benutzend, um das praſſelnde Feuer des großen Bauofens zuſammengedrängt, mit en Hausleuten und den Bauern aus dem Dorfe die age ihres Volkes, die Unterdrückung ihres Glaubens, es Rechtes und der Freiheit durch die Großen, die rpreſſungen der polniſchen Edelleute und der jüdiſchen ächter.

„Ein eigenes Haus, wenn es auch noch ſo eng t, iſt doch immer beſſer, als ein weites, das man it Fremden theilen muß“, klagte ein alter Landmann it kahlem Kopf und langem weißen Schnurrbart es war beſſer, ſo lange wir nicht bei Polen waren.“

„Gewiß war es beſſer“, beſtätigte eine ſchöne Breiſin in farbigem Leinwandrock und reinlichem kurzen Schafpelz; es war Barbara, die Amme des Herrn on Hmelin, welche jetzt die Aufſicht in der Bäckerei ührte. „Gott ſoll uns gnädig ſein, wenn es ſo fort geht. Der Bauer iſt jetzt ſchon gleich dem Vieh gehalten, ja weit ſchlimmer noch. Und wie hält man es mit den Verträgen, mit den Rechten unſerer Kirche?“

„Ja, es iſt zu erſtaunen, daß ſie uns Griechen, Kleinruſſen und Koſacken noch das Waſſer, das Feuer und die Luft nicht beſteuert haben“, ſeufzte ein Koſack,

„müſſen wir nicht bereits Taufe und Trauung, Jag
und Fiſcherei, ja für den Rechtsſpruch des Gerichte
Abgaben bezahlen?“

„Und Alles dies an die Juden verpachtet“, ſchr
ein Bauer, „die in ihren warmen Pelzen ſtecken, wäl
rend uns Bauern der Froſt ſchüttelt.“ Er ſpuckte wi
thend aus.

„Und jeden Sonntag heißt es mit dem Jud
um die Schlüſſel der Kirche handeln, wenn wir ei
heilige Meſſe hören wollen“, fügte ein junger Koſ
hinzu.

„Man ſollte dem Könige klagen“, wurden Stii
men laut.

„Ah! dem feiſten Schlemmer, der ſich nur u
Weiber, Jagd und Wein von Tokai bekümmert“, e
gegnete der Schließer, der bei dem Herrn in groſ
Gunſt ſtand.

„Alſo ſollte man zum Staroſten gehen“, mei
ein Koſack. Der Schließer ſchlug ein helles Geläch
an.

„Unſer Staroſt von Tſchehrin“, rief der a
Bauer, „das iſt der wildeſte Geſell von Allen, o
Erbarmen, gewaltthätig wie ein Tartar, ein rei
Türke.“

„Es kann nicht ſo bleiben“, ſprach leiſe einer d

Koſacken, der erſt vor Kurzem aus der Ukraine gekommen war, „bei uns kocht es, und denkt was ich Euch ſage, Ihr werdet es noch erleben. Wir Koſacken haben keine Pflicht gegen Polen, als die Grenzen zu vertheidigen gegen die Tartaren und die Türken, wir waren immer ein freies Volk und werden es bleiben, ſo Gott es nur zugibt; dieſe Abgaben, die man uns auferlegt wider alles Recht, ſie machen die Sache erſt reif. Gebt Acht, es ſtehen große Dinge bevor. Man hat vor wenig Tagen ein feuriges Schwert am Himmel geſehen in der Richtung der Ukraine."

„Was Ihr ſagt", murmelte Barbara.

„Es iſt ſo, ich habe es auch geſehen", beſtätigte der alte Bauer.

„Unſer armes Bauernvolk hat ſo nichts zu verlieren, als dieſes elende Leben", fügte ein andrer Landmann hinzu, „wenn die Koſacken aufſtehen und in das Land kommen, wird ihnen Alles zulaufen."

„Es gibt keine Hilfe mehr, als Krieg gegen die Polen", fügte der Schließer hinzu.

„Einer nur könnte uns helfen", ſprach nach einigem Beſinnen die alte Amme, „Einer."

„Wer das?" riefen viele zugleich.

„Unſer Herr!"

„Ja der", murmelte es von allen Seiten, „der

hat anderes im Sinn", ſagte der Schließer lächelnd, „meint ihr, er habe eine junge, ſchöne Frau genommen, um nach einem Monate aus ihren Armen in den Krieg zu laufen?"

„Wenn es nur gut thut mit der Herrin", murmelte nach einer Pauſe die alte Amme, „der Herr iſt über vierzig Jahre, ich weiß es, ich habe ihn aufgezogen, und ein erwachſener Sohn von der erſten Frau im Hauſe, und nimmt ein Weib von zwanzig Jahren kaum, und gibt ſeinem Sohn eine Stiefmutter, die jünger iſt, wie er. Gott wende es zum Beſten."

Die Alte ſchwieg. Die Anderen ſetzten das Geſpräch im Flüſtertone fort, denn jeden Augenblick konnte der Herr, Bogdan Hmelnizki, von der Jagd zurückkehren. Indeß ſaß ſein junges Weib, Lidwina, in der warmen Stube des Edelhofes und ſpann.

Der Raum war, wie der Sitz des Edelherrn, ſchlicht und kriegeriſch eingerichtet, er entbehrte nicht der Bequemlichkeit, aber jeder Pracht; Wände und Decke waren von Eichenholz, getäfelt, Schränke, Stühle Tiſche von weißem Holze, mit farbigen Blumen bemalt. An den Wänden hingen ein paar Heiligenbilder, ein großes Crucifix, unter welchem eine Lampe brannte, Waffen, Panzer, Drahthemden, Lanzen, Streithämmer, krumme Säbel, kleine runde Schilde, ein Paar Piſto-

len und zwei rieſige Hakenbüchſen, Geweihe und Felle erlegter Thiere, Trinkhörner, türkiſche Trophäen.

Die Mitte der Hauptwand nahm ein großer ſteinerner Kamin ein. An demſelben ſaß in einem breiten gepolſterten Stuhle, die Füße auf einem glänzenden Bärenfelle, die junge Herrin.

Die Flammen des Kaminfeuers ſpielten auf ihrem edlen, reizenden Geſichte, dem die Adlernaſe und der volle Mund mit den leicht aufgeworfenen Lippen etwas Trotziges und fein Sinnliches gab. Ihre ſchlanke Geſtalt von mäßiger Größe kam in dem ſich knapp anſchmiegenden nationalen Kleide zu herrlicher Geltung; der kurze blaue Wollenrock, nur bis zum Knöchel reichend, ließ die zierlichen Füße in den Stiefeln von feinem rothen Saffian ſehen, eine Art Kazabaika von hellbraunem Leder mit dem zarten Pelzwerk junger ſchwarzer Lämmer gefüttert und ausgeſchlagen, umſchloß den Oberkörper, unter dem rothſeidnen Tuche, das den Kopf gleich einem Turban einhüllte, hervor legte ſich das reiche hellbraune Haar weich um die Schläfe und fiel in prächtigen breiten Flechten auf den Rücken herab.

Neben der Herrin auf der Lehne des Stuhles lag eine große milchweiße Katze, welche mit geſchloſſenen Augen behaglich ſchnurrte.

Außer dem Schnurren der Katze und dem Prasseln des Kaminfeuers war nichts zu hören. Die schöne Frau schien nur mit ihrer Spindel beschäftigt, ihr großes graues Auge gedankenleer.

Plötzlich tönten Schritte in dem mit Lehm gepflasterten Gange, welcher zwischen den Wohnstuben lief.

Lidwina horchte erst einen Augenblick, dann sprang sie auf und in einem zugleich wilden und anmuthigen Satze den beiden Männern entgegen, welche sich auf der Schwelle zeigten. Die Katze hatte sich indessen vor den großen Rüden, welche diesen voran in die Stube liefen, auf den hohen Sims des Kamines geflüchtet und betrachtete von dort aus scheinbar ruhig mit ihren grünen Augen die bellenden Feinde.

Die beiden Männer waren Bogdan Hmelnizki und sein Sohn Jan.

Hmelnizki, hoch und schlank gewachsen, mit einer eisernen Muskulatur, langgeschnittenem wetterbraunen Antlitz, dunklem Schnurrbart, reichem braunen Haare und lebhaftem blitzenden dunklen Auge konnte für den älteren Bruder gelten, seine Bewegungen waren bei allem natürlichen Anstande auffallend rasch und elastisch. Der Hauptzug seines Gesichtes war Ehrlichkeit, Offenheit, gepaart mit Gutmüthigkeit. Wie zärtlich, wie liebevoll konnte sich sein Auge in das seines Wei-

bes verſenken, als er Lidwina jetzt an ſeiner Bruſt hielt und mit Küſſen bedeckte.

Jan, ſein Sohn, war ein kräftiger Jüngling von 22 Jahren, ganz das Bild ſeiner verſtorbenen Mutter, weiß, mit friſchem Roth auf den Wangen, hellen lachenden blauen Augen und blondem Haar.

„Wir haben Glück gehabt", ſprach endlich der Herr von Hmelin, „hier unſere Beute."

Vier Bauern brachten auf einer Stange einen rieſigen braunen Bären herein, den ſie auf Hmelnizki's Wink zu den Füßen der Herrin niederlegten.

Lidwina ſchrak einen Augenblick zurück, dann berührte ſie, den Arm wie zu ihrer Sicherheit um den Nacken ihres Gatten, das Thier mit dem Fuße.

„Fürchte Dich nicht", ſprach Hmelnizki.

„Ich denke an die Gefahr, in der Du Dich befandeſt", erwiderte das ſchöne junge Weib, „und das macht mich zittern, das allein."

„Diesmal haſt Du Dich ohne Noth geängſtigt", ſagte der Herr von Hmelin, „als der Burſche auf mich zukam, rief ich ihn an und er ſtand auf die Hinterbeine auf, Jan eilte mir zu Hilfe, aber ich hatte ihm ſchon die Pike in das Herz geſtoßen. Es war das Werk eines Augenblickes und da haſt Du jetzt die verſprochene Decke für Deinen Schlitten."

Dann saßen die Männer an dem schmucklosen Holztische, der mit einem feinen Linnen gedeckt war, und verzehrten ihr Abendmahl, aus braungeröfteten Buchweizengraupen und geräuchertem Fleisch bestehend, und tranken dazu Ungarwein aus deutschen Henkelgläsern, die ein Jude von der Danziger Messe gebracht hatte.

Hmelnizki plauderte mit seinem jungen Weibe, der Sohn aber saß still, in sich gekehrt, nicht einmal die Hunde beachtend, die ihre mächtigen Köpfe freundlich an seine Knie legten.

Endlich erhob sich der Vater und ging zur Ruhe.

Lidwina verließ das Gemach und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück, um die Lampe unter dem Gekreuzigten zu verlöschen.

Sie fand Jan, wie sie ihn verlassen, auf beide Hände gestützt vor sich hinstarrend, trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Was hast Du?“ fragte sie besorgt.

Jan schüttelte das Haupt.

„Du schienst so heiter, so unbekümmert so voll Lebensmuth, als ich in das Haus kam“, fuhr sie fort, „und jetzt —“

„Ja, ja“, murmelte er, „ehe Du kamst.“

„Wie?“ — die junge Stiefmutter trat erſchreckt einen Schritt zurück.

Es war zu ſpät.

Schon lag der Sohn vor ihr auf den Knieen, küßte ihre Hände, den Saum ihres Gewandes, ihre Füße und weinte. Lidwina beugte ſich über ihn, ihre Lippen berührten gleich einem Hauch mitleidig ſeine Stirne und dann floh ſie wie ein geſcheuchtes Reh.

Am nächſten Morgen — es war Sonntag — erſchien Chaim Pintſchew im ſchwarzen Talar, die hohe Pelzmütze unter dem Arme, im Edelhofe und fragte in den zärtlichſten Ausdrücken nach dem Befinden des Hochgebornen Herrn und der hochgebornen Frau, in Wahrheit aber war er nur gekommen, um ſeinen Handel mit den Kirchenſchlüſſeln zu machen.

„Ein ſchöner Tag heute“, ſagte er endlich, als weder Hmelnizki noch Lidwina Anſtalt machten, dieſelben zu fordern, „die gnädige Frau wird einen herrlichen Kirchgang haben.“

„Mein Lieber“, ſagte Hmelnizki, „es ſind ſchwere, theure Zeiten, die Groſchen werden ſelten, da muß man ſehen, wie man ohne Meſſe mit ſeinem Herr Gott fertig wird.“

„Aber Euer Hochwohlgeboren, vielmächtiger gnädi-

ger Herr", ſchrie der Jude erſchreckt, denn er war [illegible] dem Entſchluſſe gekommen die Taxe für die Kirch[illegible] ſchlüſſel zu erhöhen, „was möchte man ſagen, we[illegible] in Hmelin würde keine Meſſe mehr geleſen werd[illegible] und nicht gepredigt ſchön und laut von der Kanz[illegible] Gnaden belieben zu ſcherzen."

„Bogdan Hmelnizki hat nie gefragt, was and[illegible] ſagen werden", entgegnete der Edelherr lächelnd, „[illegible] hat gehandelt, wie er es für Recht hielt und die Fol[illegible] hat gezeigt, daß es gut war.

Der Jude ſchüttelte den Kopf mit den kleine[illegible] fettglänzenden Stirnlöckchen.

„Alſo was geben mir Sein Hochwohlgeboren?" begann er mit liebenswürdigen Grinſen, dabei di[illegible] Schlüſſel halb aus der Taſche ziehend.

„Nichts gebe ich Dir, keinen Groſchen", ga[illegible] Hmelnizki zur Antwort.

„Geben Sie einen Thaler", ſagte der Jude.

„Was fällt Dir ein?"

„Wieviel geben Sie alſo?" fragte Chaim Pintſche[illegible] haſtig.

„Willſt Du mit mir handeln?" erwiderte de[illegible] Edelherr, „ich habe Dir geſagt, ich gebe Dir keine[illegible] Groſchen, dabei bleibt es, Du kennſt mich. Ich ſchacher[illegible] nicht mit meinem Wort. Du kannſt gehen."

Der Jude zuckte die Achſeln und ging.

„Mein Vater“, begann jetzt Jan, welcher bisher ſtumm an dem Kamine gelehnt hatte, „ich will, wenn Du es erlaubſt, in den Krieg ziehen.“

„Gegen wen?“

„Gegen die Tartaren und Türken.“

„Was haſt Du auf einmal für Tollheiten im Kopfe“, rief Hmelnizki, „willſt Du Dein Blut verſpritzen für ein Vaterland, das Dich an den Juden verkauft hat?“

„Du weißt es, entgegnete Jan, „ich liebe die Polen ſo wenig wie Du —“

„Einen halben Thaler“, rief der Jude plötzlich, welcher den Kopf zur Thüre hineingeſteckt hatte.

„Keinen Groſchen habe ich geſagt“, erwiderte der Herr von Hmelin, ſich an ſeinen Sohn wendend, „wozu willſt Du alſo ziehen?“

„Weil —“ ſtammelte Jan, mit einem verzweifelten Blick auf ſeine Stiefmutter, „weil ich hier nicht bleiben kann.“

„Warum nicht?“ fragte Hmelnizki ernſt.

Der Jude kam in dieſem Augenblick in die Stube zurück, legte die Schlüſſel auf den Tiſch und lief dann davon.

„Wer hindert Dich, wer iſt Dir im Wege“, fragte der beſorgte Vater noch einmal.

Lidwina erhob ſich und verließ leiſe das Gemach.

„Haſt Du kein Zutrauen zu mir“, fuhr Hmelnizki fort, indem er ſich ſeinem Sohne näherte.

„Ich ſterbe hier“, rief dieſer plötzlich in aufflammender Leidenſchaft, „denn —“

„Denn?“ fragte der Vater liebevoll.

„Denn — iſt es nicht meine Schuld“, murmelte Jan, „ich liebe meine Mutter.“

Hmelnizki ſchloß den Sohn an ſeine Bruſt und die Beiden hielten ſich lange umſchlungen.

„Das iſt ein Unglück“, ſagte der Vater, „aber deshalb brauchſt Du nicht zu ſterben, nicht in den Krieg zu ziehen.“

Der Sohn riß ſich endlich los, eilte hinaus, ſtieg zu Pferde und ritt davon.

Hmelnizki ſendete hierauf dem Geiſtlichen die Kirchenſchlüſſel und kleidete ſich zur Meſſe an. Bald begannen die Glocken mit feierlichem Klange zu derſelben zu rufen und zu laden. Die Landleute ſtrömten von allen Seiten herbei und füllten die Kirche. Hmelnizki erſchien im Kontuſch*), die viereckige Tartarenmütze, welche der polniſche Adel damals allgemein angenommen hatte, auf dem Kopfe, die Karabella**) an der

*) Polniſcher Rock mit geſchlitzten hängenden Aermeln.

**) Krummer Säbel.

Seite, er führte ſeine Frau, welche in ihrem beſten Kleide von rothem Atlas mit Marderpelzbeſatz erſchien, hinter ihm gingen die Koſacken und Dienſtleute; der Meſſe folgte die Predigt.

Ehe dieſelbe zu Ende war, kehrte Jan auf ſchaumbedecktem Pferde todtenbleich zurück, mit ihm war ein berittener Bauer. Sie hielten vor der Kirche und verlangten nach Hmelnizki.

„Sie ſollen den Gottesdienſt nicht ſtören“, erwiderte dieſer.

Der Prieſter indeß, der die Bewegung im Gotteshauſe bemerkte, beeilte ſich, zu Ende zu kommen.

Als Hmelnizki, ſein Weib am Arme, von den Koſacken und Bauern gefolgt hinaustrat, ſchrie ihm Jan, vor Wuth ſtotternd, entgegen:

„Zu Pferde! der Staroſt von Tſchehrin hat unſer Gut Bobrowka überfallen, unſere Leute daraus vertrieben und mit Gewalt davon Beſitz ergriffen.“

Hmelnizki ſtrich ſich heftig den Schnurrbart und befahl, ſein Pferd vorzuführen.

„In den Sattel, Burſchen, zu den Waffen“, rief Jan den Koſacken zu, welche mit einem Hurrah antworteten.

„Nicht doch“, erwiderte Hmelnizki, „ich reite allein mit Dir.“

„Was ſollen wir allein ausrichten?“ ſagte Jan erſtaunt..

„Ein Mann allein mit ſeinem guten Rechte“, entgegnete der Herr von Hmelin, „iſt mehr als ein Heer ohne dieſes. Ich denke nicht an Gewalt. Ich will nichts als was mein iſt vor Gott und den Menſchen, was brauche ich da Koſacken und Waffen?“

„Wie kannſt Du hoffen, gegen Gewalt mit Gründen aufzukommen“, rief der Sohn, „der Staroſt wird über uns lachen.“

„Er wird nicht lachen“, erwiderte Hmelnizki.

Indeß war ſein feuriges Ukrainerpferd vorgeführt worden, er ſchwang ſich hinauf, ſchwenkte ſeine Mütze und ſprengte davon, der Sohn folgte ihm, ſonſt Keiner.

In Bobrowka fanden ſie den Staroſten mit einigen ſeiner adeligen Freunde im Hauſe zechend, die Leute des Uſurpators im Keller um ein Faß Ungarwein beſchäftigt, Alle bereits ziemlich vollgeſoffen. Niemand ſchien die Ankunft des Beſitzers zu bemerken oder daran zu denken, ihm Widerſtand zu leiſten.

„Guten Tag, meine Herren“, begann Hmelnizki, unter die Polen tretend, „ich begrüße Sie, denn Sie ſind, wenn auch ungebetene Gäſte, doch meine Gäſte.“

„Bene dixisti,“ ſchrie der Staroſt, „gebt ihm ein Glas Wein. In vino veritas. Aber jetzt iſt zu

nken, daß Du nun unser Gast bist, mein Gast, ja, gebt ihm ein Glas Wein, ein Glas von sei= Wein."

Der Staroſt, ein noch junger Mann mit hell= dem, kurzgeſchnittenem Haar und Schnurrbart, g mit der Fauſt auf den Tiſch und brach in ein tes Gelächter aus.

„In vino veritas", erwiderte Hmelnizki, der ſich zu eln bemühte, „Ihr erkennt an, daß dies mein n iſt, mehr verlange ich nicht, damit habt Ihr) anerkannt, daß dies mein Haus und Hof und t iſt und ſomit noch einmal, willkommen als meine te."

„Ich glaube er iſt betrunken", wendete ſich der roſt zu ſeinen Freunden, „er bildet ſich ein, daß es Gut Bobrowka, mein Bobrowka, ſein iſt."

„Wir haben Beſitz ergriffen von Bobrowka, wie ſiehſt", rief einer der Edelleute.

„Ja — wir", ſchrie der Staroſt, „ich — ich — — wenn Du kein Glas Wein willſt, was willſt alſo hier?"

„Mein Recht", entgegnete der Herr von Hmelin.

„Da haſt Du das Recht von heute", rief der roſt, an den Säbel ſchlagend.

„Iſt dies Scherz oder Ernſt?“ fragte Hmelnizki ruhig.

„Seit wann ſcherzen die Staroſten, wenn ſie von einem Gut Beſitz ergreifen?“ entgegnete einer der Polen.

„Dann ſeid Ihr alſo Räuber!“ ſchrie Jan.

„Räuber — wer? — wir?“ riefen die Polen durcheinander.

„Sie wollen uns überfallen, zu den Waffen“, ſchrie der Staroſt und zog ſeinen Säbel zur Hälfte, aber Hmelnizki ſtieß ihm denſelben in die Scheide zurück.

„Ich weiche der Gewalt“, ſagte er, „aber ich erhebe hiermit Proteſt gegen Dein Beginnen als ein geſetzwidriges und verbrecheriſches und ich werde Klage führen.“

„Bei wem?“ fragte der Staroſt mit verglaſten Augen lächelnd.

„Bei Gericht.“

„Das Gericht bin ich, mein Geliebter“, erwiderte der Staroſt.

„Beim Könige alſo.“

„Der König bin ich hier, mein Theurer“, ſtammelte der Staroſt, nahm ein Glas Wein und verſchüttete indem er es zum Munde führte, die Hälfte auf ſeinen ſammtenen mit Zobelpelz verbrämten Kontuſch.

Hmelnizki würdigte die adelige Bande keines Wortes mehr, sondern setzte seine Mütze auf und verließ das Gemach.

„Ich bin das Gericht", schrie ihm der Staroſt nach, indem er vom Seſſel fiel, „ich bin der König", schnarchte er, unter dem Tiſche liegend, „ich bin der König."

Seit Monaten führte Hmelnizki Proceß gegen den Staroſten von Tſchehrin und hatte bedeutende Summen Geldes ausgegeben, ein zweites kleineres Beſitzthum verpfändet, ohne zu einem Reſultate zu kommen.

Man gab ihm nicht Unrecht, aber auch nicht Recht.

Noch hoffte er auf den König, aber ſein Weib und ſein Sohn theilten dieſe Hoffnung nicht. Der Letztere drängte auf den Weg der Gewalt, während Lidwina die Abweſenheit ihres Gatten, welcher nach Hofe gegangen war, benutzte, um auf gütlichem Wege das zu erreichen, was ihr durch Waffen und Koſacken ebenſo unerreichbar ſchien, als durch einen Rechtsſpruch. Sie vertraute auf ihre Jugend und Schönheit mehr, als auf den Säbel und den tapferen Arm ihres Gatten.

Der Staroſt von Tſchehrin ſtand eben nach einer durchſchlemmten Nacht im ſeidenen Schlafpelz auf dem

Balkon seines steinernen Palastes und lachte über einen Juden, welcher auf seinem Befehl unter dem Pranger stand und von der gaffenden Menge mit Speckschnitten nnd Schinkenbeinen geneckt und beworfen wurde, als ein mit vier Ukrainer Pferden bespannter Schlitten vorfuhr, aus dem eine schlanke, jugendliche Dame sprang, die Bärenfelle abwerfend, und in sein Haus trat.

Er gab, ohne nach ihrem Namen zu fragen, den Befehl, sie vorzulassen.

Sie trat ein, im dunkelrothen Atlasrock, den Kontusch von demselben Stoffe mit Marderpelz besetzt, eine Marderpelzmütze mit Geierfedern geziert auf dem dunklen Haar und schlug den Schleier zurück.

Dem Staroſten entfuhr ein Ruf der Ueberraschung, das junge, schöne Weib, das vor ihm stand, blendete ihn so sehr, daß er roth wurde und stammelnd um Vergebung bat, daß er sie im Negligé empfange. Er bat sie endlich, sich zu setzen.

„Mit wem habe ich die Ehre, zu sprechen", begann er mit polnischer Galanterie.

„Ich bin die Frau Hmelnizki's", entgegnete die Dame.

Die Verlegenheit des Staroſten steigerte sich. „W

mit kann ich etwa dienen?“ ſprach er, die Augen niederſchlagend.

„Sie haben uns ein Gut genommen, Euer Hochwohlgeboren“, begann Lidwina.

„Nicht Ihnen, dagegen proteſtire ich“, rief der Staroſt, „Ihrem Gatten allerdings, aber es ſind da Umſtände, die Sie berückſichtigen müſſen, Verhältniſſe, welche — aber — wir werden uns doch nicht mit Geſchäften unterhalten, es wäre von mir ein Verbrechen einer ſo ſchönen Dame gegenüber, erlauben Sie, daß ich Wein und Confect bringen laſſe.“

„Sie wollen mich alſo nicht anhören?“ ſagte Lidwina.

„Gewiß will ich Sie hören, aber nicht in dieſer Sache.“

„Es iſt aber eben dieſe Sache, um deretwillen ich komme.“

„Ich weiß Alles, was Sie vorbringen wollen, vorbringen können“, entgegnete der Staroſt, „ich bin aber zu meinem tiefſten Bedauern nicht in der Lage — aber wie ſchön Sie ſind —“ er näherte ſich Lidwina, welcher das Blut in die Wangen ſchoß.

„Dann habe ich hier nichts mehr zu ſuchen“, ſagte ſie ſtolz und kalt und erhob ſich.

„Und wie jung Sie ſind“, fuhr der Staroſt ihre

Hand ergreifend fort, „viel zu jung für den Alten, ich meine unsern Freund Bogdan.“

„Ich bin Hmelnizki's Weib von ganzem Herzen“, entgegnete Lidwina im Zorne aufflammend, „und ich liebe ihn eben, weil er ein ganzer Mann ist, kein junger Fanfaron, kein Geck — vergeben Sie.“ —

Sie ging zur Thüre.

„Bleiben Sie doch“, bat der Staroſt, „ich bin unter Umſtänden gern bereit, zu unterhandeln, aber mit Ihnen, nur mit Ihnen. Die Sache läßt ſich indeß nicht ſo leicht abwickeln, nicht in ein paar Stunden oder Tagen. Ich hoffe, Sie werden, um Alles raſch zu einem erwünſchten Abſchluſſe zu bringen, für dieſe Zeit meine Gaſtfreundſchaft nicht verſchmähen.“

Die ſchöne Frau antwortete mit einem vernichtenden Blicke des edelſten weiblichen Zornes und war, ehe der Staroſt noch recht wußte was geſchah, die Treppe hinabgeeilt, in ihren Schlitten geſtiegen und entflohen.

In derſelben Nacht wurde jedoch Hmelin von dem Staroſten und ſeinen Leuten überfallen, das junge hilfloſe Weib aus dem Bette geriſſen, geknebelt, in Pelze gehüllt auf einen Schlitten geworfen, und dann mit der ſchönen Beute davongejagt. Erſt als die adeligen Räuber Hmelin verlaſſen hatten, entdeckte Jan, welcher

seine zersprengten Kosacken sammelte, die Ursache des Ueberfalls, die Entführung Lidwina's

Er verfolgte den Starosten, ohne ihn jedoch ereilen zu können, und als er vor Tschehrin kam, fand er die Thore geschlossen und mußte, Verzweiflung im Herzen, abziehen.

Er that es jedoch nur, um alles Volk in Chmelin zu bewaffnen und es zum Ueberfall der Staroftei zu rüsten.

So fand ihn Chmelnizki.

Der Sohn theilte ihm den empörenden Vorfall unter Thränen mit und forderte ihn auf, Rache zu nehmen.

Chmelnizki barg einen Augeblick sein bleiches, verstörtes Gesicht in den Händen, dann sagte er: „Sprich nicht von Rache, von Gewalt; wollen wir Denen, die Unrecht thun, mit den Waffen antworten, so thun wir nur was Jene thaten. So lange es Recht und Gesetz, Gericht und König gibt, hoffe ich auf meine gute Sache und nicht auf meinen Säbel."

„Du bist im Stande sie in seiner Gewalt zu lassen?" schrie Jan entsetzt. „Bedenkst Du nicht —"

„Ich habe Alles bedacht", unterbrach ihn Chmelnizki, „ein schweres Verhängniß bricht über uns herein; aber deshalb weiche ich keinen Fuß breit vom Boden

des Rechtes ab. Richte Dich darnach. Es ist mein letztes Wort in dieser Sache."

Der Sohn blieb hierauf stumm und in Gedanken versunken in der Stube sitzen, während Chmelnizki den Bauern die Waffen abnahm und sie nach Hause schickte.

Dann nahm er Tintenfaß, Papier, Feder und schrieb seine Klage an den König.

Als er damit zu Ende war, las er sie und las sie noch einmal, ging dann in seine Stube und schloß sich ein, und als der Sohn leise an die Thüre kam und horchte, hörte er den eisernen, muthigen Mann wie ein Kind weinen.

Eine wohlthätige Bewußtlosigkeit umhüllte einige Zeit die Sinne der geraubten Frau; als sie zu sich kam, lag sie in einem prächtigen Gemache des Starostenschlosses zu Tschehrin, auf einer türkischen Ottomane, zwei Negerinnen, in weiße Seide gekleidet, erwarteten knieend, die Arme auf der Brust, ihre Befehle.

Lidwina blickte um sich, sie tastete mehrmals an der Tapete, an den kostbaren seidenen Decken und Fellen, mit denen sie selbst bedeckt war, ehe sie voll-

kommen begriff wo sie war, ehe sie sich erinnerte, was mit ihr geschehen.

Sie vergrub ihre Hände in dem aufgelösten Haare und begann zu weinen, dann lag sie einige Zeit in einer Art dumpfen Betäubung. Eine alte Frau in einfacher Kleidung kam herein und richtete Fragen an sie, welche sie nicht beantwortete, ja nicht einmal zu hören schien.

Erst als die Mittagssonne ihre freundlichen, warmen Strahlen durch die Fenster warf, richtete sich Lidwina auf und verlangte nach ihren Kleidern.

„Sie sind in Hmelin geblieben", erwiderte die Alte, „es sind indeß andere für Dich bereit, gnädige Herrin, ehe Du Dich jedoch ankleidest, wirst Du ein Bad nehmen wollen."

Lidwina schwieg.

Auf den Wink der Alten hoben die Mohrinnen sie auf ihre Arme und trugen sie in das mit türkischen Teppichen geschmückte Badezimmer, wo sie dieselbe entkleideten und im Bade bedienten.

Nachdem sie dasselbe verlassen hatte, trockneten die schwarzen, stummen Dienerinnen sie mit feinen Linnenwuschen ihr Leib und Haare mit wohlriechenden Wässern und zogen ihr goldgestickte Pantoffeln und einen

Schlafpelz von rothem Sammt mit herrlichem Zobel gefüttert und ausgeſchlagen an.

Dann führten ſie Lidwina in das Zimmer zurück, in welchem ſie erwacht war und wo ſie ein köſtliches Frühſtück erwartete, die Mohrinnen bedienten ſie mit feinem Eingemachten, Früchten, Sorbet, Wein, während eine unſichtbare Muſik ertönte, lieblich und einſchmeichelnd, wie ſie die junge in der Wildniß kleinruſſiſchen Landlebens aufgewachſene Frau nie gehört hatte.

Alle die Pracht, welche ſie das erſte Mal in ihrem Leben umgab, blendete Lidwina, und als der Staroſt fragen ließ, ob ſie „die Gnade“ haben wolle, ihn zu empfangen, mußte ſie unwillkürlich lächeln und warf einen Blick in den gegenüber ſtehenden Spiegel, und als ſie ſich in der fürſtlichen Toilette das erſte Mal in der ganzen Pracht ihrer Schönheit ſah, erröthete ſie und, als ob ſie jetzt das Verbrechen des Staroſten verzeihlicher fände, bat ſie ihn einzutreten.

Der Staroſt, welcher ausnahmsweiſe nicht getrunken und die Nacht nicht durchwacht hatte, ſah in ſeinem feſtlichen Sammtkleide mit Zobelpelz beſetzt, die Karabella an der Seite, vortrefflich aus, er war ein ſtattlicher, hübſcher Mann, auf deſſen ſonſt fahle

Wangen heute die ganze Frische der Jugend zurückgezaubert war.

„Ich bedaure, gnädige Herrin", begann er, „die Art und Weise, wie ich meine gestrige Einladung, welche Sie so schnöde zurückwiesen, wiederholen mußte, aber was wollen Sie mit einem verliebten Thoren anfangen, und ich bin verliebt bis zum Wahnsinn, ich würde gerne Alles was ich besitze, mein Blut, mein Leben um Sie geben, aber wie schön sind Sie auch, ich habe so ein Weib noch nicht gesehen, weder im Lande noch am Hofe des Königs."

Lidwina erröthete neuerdings.

„Glauben Sie nicht, daß Ihre Schmeicheleien —" unterbrach sie ihn.

„Ich spreche die volle Wahrheit", entgegnete der Starost, indem er die Hand betheuernd auf die Brust legte, „und wenn meine Huldigungen Sie verletzen —"

„Hoffen Sie wenigstens nicht, daß dieselben den geringsten Eindruck auf mich machen werden", fuhr Lidwina fort, „ich bin ein Weib, unfähig, der Gewalt zu widerstehen, ich kann Ihrer Rohheit nur Bitten und Thränen entgegen setzen, aber was sind Bitten und Thränen für Sie —"

„O! Besorgen Sie keinen Zwang", fiel der Starost mit einem liebenswürdigen Lächeln ein.

„Innerhalb der Mauern von Tschehrin, sind Sie Herrin und ich der Sclave.“

Lidwina senkte den Blick vor der Feueraugen des Staroſten und ſtrich verwirrt mit der Hand über das weiche Pelzwerk, was ſie umhüllte.

„Sie können ſich vollkommen frei bewegen“, fuhr der Staroſt fort, „in dieſen Palaſte, der Ihr Eigenthum iſt, ebenſo gut wie in der Stadt, welche Ihnen gehorchen wird.“

„Das klingt beſtechend“, erwiderte Lidwina, „aber dieſe Mauern, innerhalb welcher ich gebieten ſoll, halten mich gefangen.“

„So lange nur, bis Sie ſelbſt dieſelbe nicht mehr zu verlaſſen wünſchen“, ſagte der Staroſt.

„Sie wollen ſagen, bis mein Mann mich befreit“, rief Lidwina, deren Stolz, deren beſſeres Weſen von Neuem aufflammten.

„Herr Bogdan Hmelnizki denkt nicht daran“, erwiderte der Staroſt mit einem feinen Lächeln.

„Das lügen Sie!“

„Ereifern Sie ſich nicht, ſchöne Herrin“, anwortete der Staroſt, „aber Sie ſollten doch Herrn Bogdan wenigſtens ebenſo gut kennen, als ihn die Welt kennt. Er iſt ein ehrenwerther Mann, ein Mann der aber in unſerer Zeit daſteht wie ein Vogelſcheuche

unter Raben, Krähen und Dohlen. Man lacht über ihn. Er ist es nicht, von dem Sie einen bewaffneten Ueberfall, oder gar einen Krieg gegen mich erwarten dürfen; ja Klagen, Repliken, Dupliken, kurz Tinte und Papier, und wieder Papier, aber keine Säbelhiebe."

„Nein, nein, das ist unmöglich", rief die arme Frau.

„Es scheint nur so", erwiderte der Staroſt, „Herr Bogdan ist ein Mann der Worte, nicht der Thaten."

„Wenn er mich nicht befreit, wenn er nichts thut, mich zu befreien, mit Gewalt der Waffen", rief Lidwina auf das Höchste erregt, „dann liebt er mich nicht."

„Sie haben es ausgesprochen, schöne Herrin", sagte der Staroſt, „er liebt Sie nicht, wie kann auch ein alter Mann lieben!"

Lidwina wurde blutroth.

„Ich aber liebe Sie", schloß der Staroſt die Unterredung, zugleich ließ er sich auf ein Knie vor Lidwina nieder und führte den Zipfel ihres Schlafpelzes an die Lippen. Einen Augenblick später hatte er sie verlassen.

Der schwere Vorhang rauschte feierlich hinter ihm zu.

In den nächsten Tagen ließ sich der Staroſt nicht blicken, er wollte der schönen Lidwina Zeit lassen, ihre

jetzige Lage und Umgebung mit ihrer früheren zu vergleichen, und dies that sie redlich, zum Theil gegen ihren Willen.

Anfangs dachte sie mit tiefer Rührung an Hmelin bald aber übten Luxus und Behagen ihren natürlichen Zauber aus; gegenüber den Räumen, Möbeln, Geräthen, welche sie in Tschehrin umgaben, den Mahlzeiten, welche ihr servirt wurden, den Stoffen, in die man sie hier kleidete, erschien Hmelin mit seinem rohen Holzgetäfel, seiner groben Speise in der That sehr ärmlich, die schöne Frau strich mit den feinen Fingern durch die goldigen Haarspitzen des köstlichen Zobels, mit dem ihr Schlafpelz gefüttert und besetzt war, sie dachte an die bäuerischen Lammfelle, in welchem sie ihr Gatte gehüllt hatte und mußte unwillkürlich lächeln.

Eine Woche verging und Lidwina gefiel sich in Tschehrin.

Eine zweite floß dahin und die schöne Frau hätte es nicht für möglich gehalten, nach Hmelin zurückzukehren.

Der Staroſt besuchte sie täglich. Anfangs bat er noch um Erlaubniß, dann lud sie ihn ein, zu kommen.

Noch kurze Zeit und Lidwina saß an der Tafel des Staroſten und stimmte in die wüsten Scherze seiner

Freunde ein. Glänzende Feste, Schlittenfahrten, Maskenzüge, Tänze fanden ihr zu Ehren statt.

Ein einziges Mal noch fragte sie nach ihrem Gatten.

„Er hat eben seine Duplik eingereicht", sagte der Staroſt mit einem faunischen Lächeln, und Lidwina — das Weib des besten Mannes in Polen brach in ein lautes, schmähliches Gelächter aus.

Wieder war der Adel der Umgebung in Tschehrin an der Tafel des Staroſten versammelt, Lidwina, in rosa Atlas und Hermelin gekleidet, führte den Vorsitz. Als die Ausgelassenheit den höchsten Grad erreicht hatte, kniete der Staroſt plötzlich vor der schönen Frau nieder, raubte ihr, nach polnischer Sitte, den Schuh vom Fuße und trank daraus auf ihr Wohl.

Die Musik begleitete diesen Act der Courtoisie, welche eine öffentliche Liebeserklärung war, mit einem Tusch.

Die Cavaliere schrien: Vivat kochajme sie! Vivat lieben wir uns!

Man umarmte, man küßte sich.

Dann rangirten sich die Paare, die Musikanten — in Polen stets Juden, wie in Ungarn Zigeuner — an der Spitze, zur Polonaise und fort ging es durch die lange Reihe der Säle, durch die Corridore

hin und zurück, bis die ganze lustige Gesellschaft im Tanzsaale Halt machte.

Nun spielten die langbärtigen, fettlockigen Juden die nationalen Weisen, den Mazur, den Kosack, Krakowiak, die Kolomijka, bis in den hellen Tag hinein beim Gestampf der Tänzer, dem Geklirr der Sporen und dem Jauchzen der Zechenden.

Lidwina zog sich nach Mitternacht in ihre Gemächer zurück. Sie ließ sich von ihren Dienerinnen entkleiden, schlüpfte in ihren Schlafpelz und machte Miene noch aufzubleiben, als sie jedoch allein war, schloß sie rasch die Thüre, schob zum Ueberflusse noch dem Riegel vor, und athmete auf.

Mit einem halb schelmischen, halb boshaften Lächeln ließ sie dann erst den kostbaren Schlafpelz langsam von ihren Schultern herab auf den Boden gleiten.

Sie war übermüthig geworden, die schöne Lidwina, aber noch hatte sie die Pflichten gegen ihren Gatten nicht verletzt.

Sie verlöschte jetzt rasch die Kerzen, so daß nur eine kleine Ampel ihr mattes rothes Licht in das Gemach warf, und ging dann zur Ruhe. Aber sie lag nicht lange, so streifte ein Luftzug ihre Wangen und der Starost stand vor ihr, er schien aus der Wand

zu treten. Eine geheime Thür hatte sich geöffnet und ihn eingelassen.

Lidwina schrak zusammen, sie unterdrückte einen Schrei, aber schon lag der Staroſt zu ihren Füßen, und sie — sie öffnete ihre Arme.

Während ihm sein junges Weib, durch Luxus und ritterliche Huldigung verführt, verloren ging, suchte Hmelnizki vergebens bei den polnischen Gerichten sein Recht gegen den Entführer. Dennoch gelang es der Leidenschaft, dem Ungestüm seines Sohnes noch immer nicht, ihn zu einer Gewaltthat fortzureißen.

Da beschloß Jan, den die Liebe, die Angst um Lidwina wahnsinnig zu machen drohte, auf eigene Faust zu handeln.

Der Adel der Staroſtei war eben in Tschehrin zu einem Maskenfest versammelt, als Flintenschüsse in der Straße ertönten, ein Haiduk, mit Blut bedeckt, stürzte in den Saal und schrie mitten in den Tanz, das frivole Geplauder, und die heitere Musik hinein: Ueberfall! Verrath! Der Feind ist in der Stadt!

Der Staroſt, welcher als Sultan maskirt war, riß die Larve herab und griff zu den Waffen, die Gäste folgten seinem Beispiel, die Sturmglocke tönte, die Fanfaren wurden geblasen, von allen Seiten stürzten die Einwohner, zur Noth bekleidet, mit Piken, Säbeln

in der Faust, den Angreifern entgegen. Rasch hatte der Staroſt im Hofe des Palaſtes die Edelleute, ſeine Koſacken, Haiduken und Diener geſammelt und führte ſie zu Fuße in die Straße. Schon kamen die Feinde im Sturme heran, ſie hatten mit Axtſchlägen das Thor eingebrochen, die Wache theils getödtet, theils gefangen genommen und drangen unaufgehalten bis in die Mitte der Stadt vor.

Der Staroſt überſah im Augenblick die Lage und traf ebenſo blitzſchnell ſeine Anſtalten; er warf die Edelleute in geſchloſſener Schaar den Stürmenden entgegen, während er mit ſeinen Soldaten durch die Hinterpforte des Palaſtes in eine Seitengaſſe eilte und auf Umwegen plötzlich bei dem Thore erſchien, das die Gegner nur mit wenigen Leuten beſetzt hatten. Er vertrieb dieſe, verrammelte das Thor und führte in demſelben, mit der Mündung gegen die Straße, zwei Karthaunen auf, welche auf dem Walle ſtanden.

Die Koſacken ließ er zurück, mit ſeinen Haiduken und bewaffneten Dienern fiel er dem Feinde ſo unerwartet und mit ſolchem Ungeſtüm in den Rücken, daß derſelbe zugleich von vorne und von allen Seiten durch die Edelleute und die Einwohner von Tſchehrin angegriffen, im Nu auseinandergeſprengt war. Ein Theil fiel auf der Stelle, ein Theil, von dem Staroſten

verfolgt, entkam durch Seitenstraßen bis zu dem Thore, wo
r von den Karthaunen niedergeschmettert wurde.
Was hier nicht todt oder verwundet liegen blieb, gab
ch endlich, vollkommen von Lanzen eingeschlossen,
fangen.

Unter diesen befand sich auch der Anführer der
einde.

Der Starost, an der Spitze des Adels in seinen
alast zurückgekehrt, ward von den Damen als Sieger
it wehenden Tüchern empfangen.

Er ließ den gefangenen Führer der Rebellen vor
ch bringen.

Lidwina, als Sultanin, im goldgestickten grünen
ermelinpelz, das dunkle Haar von dem weißen Turban
mwunden, stand in diesem Augenblick, die Larve in
r Hand, an seiner Seite.

Sie schrie auf und bedeckte ihr Gesicht.

„Was haben Sie?“ fragte der Starost, „wer
der Mann? Kennen Sie ihn?“

„Es ist Jan Hmelnizki, der Sohn meines Gatten“,
sterte die treulose Frau.

„Und deshalb entziehen Sie uns Ihr schönes An-
sicht“, sagte der Starost lächelnd. „Wen fürchten
e noch? Den Gefangenen, der gefesselt unseres Ur-

theilsſpruchs harrt? Ja Sie ſelbſt, reizende Lidwina, ſollen über ſein Schickſal entſcheiden."

„Das kann ich nicht", ſtammelte ſie.

„Sie können ja Gnade üben, wenn es Ihnen gefällt", erwiderte der Staroſt; „Jan Hmelnizki", fuhr er zu dem Jüngling gewendet fort, „wer hat Dich beſtimmt, gleich einem Räuber in unſere Stadt einzudringen?"

„Du biſt hier der Räuber", erwiderte Jan, „und ich ergriff die Waffen, um Dir Deinen Raub zu entreißen."

Der Staroſt antwortete mit einem verächtlichen Lachen. „Die Mühe hätteſt Du Dir erſparen können", ſagte er dann, „die Dame, welche Du befreien wollteſt, verlangt dieſen Ritterdienſt nicht, ſie weilt nicht als Gefangene in Tſchehrin, ſondern als Gebieterin."

„Du lügſt!" ſchrie Jan.

„Du wirſt Dich ſofort überzeugen", fuhr der Staroſt fort, „denn ſie iſt es, die Dein Urtheil ſprechen wird."

„Nein, nein, ich nicht", rief Lidwina und ließ die Maske fallen.

„Du hier!" rief Jan entſetzt, „in dieſen Kleidern, an der Seite dieſes Schurken, was bedeutet das?"

„Das bedeutet, daß Lidwina nicht im Entfernteſten

daran denkt, zu der Buchweizengrütze von Hmelin zu-
rückzukehren", ſprach der Staroſt.

Alle Anweſenden brachen in ein lautes Gelächter
aus.

„Elende!" rief Jan, „und um Deinetwillen, die
ch jetzt ebenſo verachte und verabſcheue, wie ich Dich
och vor Kurzem angebetet habe, ſoll ich mein Leben
erlieren, ich Thor, ich Wahnwitziger!"

Lidwina's Wangen waren bei der Schmähung,
ie ihr der Empörte vor ſo viel Zeugen in das Geſicht
hleuderte, dunkelroth geworden, zugleich vor Scham
nd Zorn.

„Nein, das ſollſt Du nicht", ſprach ſie mit eiſiger
älte, während ihre Augen racheluſtig funkelten, „ſterben
llſt Du nicht, aber die Peitſche ſollſt Du mir koſten,
nd ich will zuſehen und die Hiebe zählen bis es
undert ſind."

„Vortrefflich", rief der Staroſt, „ja er ſoll aus-
peitſcht werden und zwar auf der Stelle."

Auf ſeinen Befehl wurden hierauf die gefangenen
oſacken Hmelnizki's, dreiundzwanzig an der Zahl, an
n Bäumen, welche den Palaſt umgaben, aufgeknüpft,
nn ließ er Jan auf dem Platze vor demſelben an
nen Pfahl binden, bis zur Hüfte entblößen und wie
nen gemeinen Verbrecher durch den Henker peitſchen,

während die Edelleute und die Einwohner von Tſchehrin den Pfahl umſtanden, die Damen alle Fenſter des Palaſtes beſetzt hatten und Lidwina an ſeiner Seite vom Balkon herab zuſah und die Hiebe zählte.

Jan biß die Zähne zuſammen, das Blut ſtrömte ihm vom Rücken herab, aber er bat nicht um Gnade, er ſtieß nicht einmal einen Schmerzenslaut aus. Bei dem vorletzten Hiebe ſchwanden ihm die Sinne.

Noch einmal holte der Henker aus.

Lidwina gebot ihm nicht Einhalt.

Die Exekution war geendet.

Die Haiduken banden Jan Hmelnizki los und trugen ihn in ihre Wachtſtube. Als er das Bewußtſein zurückerlangt hatte, kam einer von ihnen in den Palaſt, um weitere Befehle einzuholen.

„Nun, was ſoll weiter mit Ihrem Sohn und Anbeter geſchehen?“ fragte der Staroſt.

„Die Haiduken ſollen ihn mit Hunden aus der Stadt hetzen und dann laufen laſſen“, gebot Lidwina.

Ihr Befehl wurde auf der Stelle vollzogen. Die ſchöne beleidigte Frau ſtand am Fenſter und ſah mit grauſamem Vergnügen zu, wie die Rüden den Mann, der ſie abgöttiſch geliebt hatte und noch immer liebte, gleich einem Wilde jagten, und ſie bog ſich hinaus,

um den armen von Peitschenhieben und den Zähnen der Hunde zerrissenen Mann noch recht weit mit ihrem teuflischen Lachen verfolgen zu können.

Hmelnizki kehrte von dem Wojewoden, den er fruchtlos um Hilfe gegen die Gewaltthaten des Staroſten von Tschehrin angesprochen hatte, spät Nachts zurück, und fand seinen Sohn in der Flur, das Haupt verhüllt, auf einem Steine sitzen.

Er fragte ihn und erhielt keine Antwort.

Er beschwor Jan, ihn nicht noch unglücklicher zu machen, als er ohnehin sei. „Um was trauerst Du?“ sagte er endlich, „um unser Gut — um Lidwina —?“

„Um meine Ehre“, sagte endlich der Sohn.

„Was ist geschehen?“ rief Hmelnizki entsetzt.

Jan stürzte schluchzend an seine Brust.

Als Hmelnizki erst die volle, furchtbare Wahrheit kannte, war er vollkommen ruhig geworden.

„Du mußt mich rächen, Vater“, schrie der Sohn, „Du kannst es, Du allein.“

Hemlnizki schüttelte nur den Kopf. Am Morgen ordnete er alle seine Angelegenheiten und reiste nach Krakau zu dem Könige.

Der arme Mann war so ehrlich und so durchdrungen von seinem guten Rechte, daß er den Gedanken nicht fassen konnte, Gewalt und Willkür

könnten gegen daſſelbe das Feld behaupten. Die Wa[illegible]yr-
heit mußte ſiegen, die Gerechtigkeit ihm volle Genugt[illegible]u-
ung geben, das ſtand feſt bei ihm.

Er blieb einen Monat aus, — zwei, — drei.

Als er zurück kam, war ſein ehrliches Geſicht ti[illegible]ef
eingefallen, ſein Haar grau geworden.

Er ſprach kein Wort, küßte den Sohn auf d[illegible]e
Stirne, und Thränen füllten ſeine Augen.

„Was hat der König geſagt?“ fragte endlich d[illegible]r
Sohn.

„Er hat nichts geſagt, er hat ſich nur den Schnur[illegible]=
bart geſtrichen“, ſagte Hmelnizki mit einem herbe[illegible]n
Lächeln.

„Du ſiehſt Vater, es gibt keine Gerechtigkeit a[illegible]f
Erden“, rief der Sohn vor Wuth weinend.

„Es gibt eine Gerechtigkeit“, entgegnete Hmelniz[illegible]i
mit furchtbarem feierlichen Ernſt „und wir wollen ſ[illegible]
dort ſuchen, wo ſie iſt — bei Gott, der richten wir[illegible]
zwiſchen den Schuldigen und den Unſchuldigen.“

„Was willſt Du thun?“ fragte der Sohn e[illegible]
ſtaunt.

„Mein Recht ſuchen, Du hörſt es ja“, erwide[illegible]
der Vater.

Hmelnizki ſchrieb noch denſelben Tag eine [illegible]
Fehdebrief an die polniſche Republik, welcher zugl[illegible]ch

Manifeſt an die Mißhandelten und Unterdrückten
ır, da er bei allen ordentlichen und außerordentlichen
:richten, ja beim Könige vergebens um Gerechtigkeit
beten habe, ſo wolle er dieſelbe mit dem Säbel in
r Fauſt bei Gott dem Herrn ſuchen und bei ihm
ıch die Strafe für die Schuldigen, für den Raub
ines Beſitzthums, die Entführung ſeiner Frau, die
ißhandlung ſeines Sohnes.

Dieſen Brief ließ er durch verläßliche Leute an
ıı Thoren aller Gerichte, Staroſteien, Wojewod-
ıaſten und Kirchen Polens, ſowie an den königlichen
ıläſten anſchlagen.

Dann zündete er Hmelin an allen vier Ecken an
ɔ befahl ſeinen Leuten aufzuſitzen.

„Wohin führſt Du uns?“ fragte ſein Sohn.

„Zu den Koſacken“, entgegnete Hmelnizki, „in die
:aine, wo der Krieg zu Haus iſt und die Freiheit.“

Hmelnizki führte ſeine kleine Schaar mit aller
rſicht, die Verkehrsſtraßen meidend, durch menſchen-
ɔe Wälder und Steppen, hie und da ſchlugen ſie
: kurze Zeit ihr Lager unter freiem Himmel auf,
ı ihre Pferde zu füttern und zu tränken und ſich
bſt, ſo gut es ging, zu laben; manchmal ſtand eine
ıſame Judenſchenke an ihrem Wege, ſo daß ſie ohne

Gefahr frischen Mundvorrath und Heu für ihre Thiere einhandeln konnten. Nach langer, mühevoller Wanderung, mehr als einmal von Wölfen in großen Rudeln verfolgt, erreichten sie das Grasland der Ukraine.

Der Frühling war angebrochen, der Schnee geschmolzen, die Bäche und Flüsse brausten mit erneuter Gewalt durch die Fläche.

Bei dem ersten kleinen Kosackendorf machte Hmelnizki Halt. Als die Bewohner die bewaffnete Schaar sahen, besorgten sie einen Einfall der Polen, deren übermüthiger Adel seine Raubzüge bis in ihr Gebiet auszudehnen pflegte. Die Sturmglocke wurde geläutet, Stangen, an denen Strohbüschel befestigt waren, angezündet, und dieses Feuersignal pflanzte sich von Hügel zu Hügel, von Dorf zu Dorf fort.

Es gelang Hmelnizki, sich schnell mit den Grenzbewohnern zu verständigen; während er ihnen noch seine Lage erklärte und seine Schicksale erzählte, sprengten von allen Seiten die Kosacken herbei, bald schien ein kleines Heer versammelt, so gut war dieses kühne, freie Volk, das die Treulosigkeit seiner Nachbarn kannte, gegen Ueberfall gerüstet.

Hmelnizki verlangte zu ihrem Hetman geführt zu werden.

„Wir haben nur im Kriege ein Oberhaupt", er-

widerte ein alter Koſack, „im Frieden leben wir auf freiem Boden als Gleiche mit Gleichen. Um Recht zu ſprechen nach den alten Bräuchen, wählen wir von Jahr zu Jahr, jede Gemeinde für ſich, einen Ataman und Geſchworene. Außer dieſer Obrigkeit, der ſich jeder gerne fügt, weil er ſie ſelbſt aufgeſtellt hat, kennen wir keine, als Gott im Himmel.“

„Nun, ſo geleitet mich zu dem Manne, der unter Euch das meiſte Anſehen genießt“, ſagte Hmelnizki.

„Dies iſt Nawalejko, ein Ataman, der uns vor fünfzig Jahren angeführt hat gegen die Polen“, antwortete der Alte, „er iſt zwar nun ein Greis, mit dem man wenig unternehmen kann, aber ſein Kopf iſt noch hell und alles gibt auf ſein Urtheil.“

„Wohnt er weit von hier?“ fragte Hmelinzki.

„Zwei Tagereiſen, in einem Orte, den man den Fuchsberg nennt“, entgegnete der alte Koſack.

„Gut, ich will zu ihm“, entſchied Hmelnizki.

Er gönnte ſich und ſeinen Begleitern nur kurze Raſt und brach noch denſelben Abend auf. Er, der noch vor Kurzem in den Vorzimmern der Gerichtshöfe geduldig, die Klage in der Hand geharrt hatte, der vor jedem Schritte der Gewalt wie vor einer dämoniſchen Verſuchung zurückzuſchrecken ſchien, war jetzt ganz Kraft, ganz That.

Als er den Fuchsberg erreichte, nahm er sich nicht einmal Zeit, den Staub von seinen Kleidern zu schütteln, sondern beeilte sich, den greisen Ataman sofort aufzusuchen. Man führte ihn in eine große, aus Weidenruthen geflochtene mit Stroh bedeckte Hütte, welche ein einziges weites Gelaß bildete, in dem Menschen und Thiere friedlich zusammen wohnten. In einem Raum, welcher durch ein paar Pfähle und Stangen abgetheilt war, standen die Pferde, stand das Vieh des Kosacken, auf den Stangen saßen seine Hühner, er selbst hatte mit den Seinen um den Heerd Platz genommen, auf dem ein offnes Feuer brannte, und der Greis, seine Söhne, kräftige Männer, ihre jungen, hübschen Weiber und seine rothwangigen, weißköpfigen Enkel, alle zusammen verzehrten ihr Abendessen, bescheiden und fröhlich, ächte Hirten.

Als der alte Krieger den fremden Mann im prächtigen Waffenschmuck eintreten sah, erhob er sich und entblößte für einen Augenblick sein Haupt.

„Ich suche Eure Gastfreundschaft und Eure Hilfe", begann Hmelnizki, „ich habe in Polen gegen schweres Unrecht und Gewaltthat vergebens Gerechtigkeit gesucht, so komme ich denn zu Dir und Deinem Volke und bitte Euch mich aufzunehmen als einen Verfolgten, einen Heimathlosen."

Der Greis begrüßte den Fremden mit Brod und Salz nach uralter slavischer Sitte und lud ihn dann ein, Platz zu nehmen. „Wir nehmen Dich gastlich auf von ganzen Herzen, wie es unsere Pflicht ist", fuhr er fort, „aber sage uns nun, was Dich so schwer getroffen, damit wir urtheilen können, ob Dir zu helfen ist."

Nach und nach hatte sich die Hütte Nawalejko's mit anderen Kosacken gefüllt, welche den Ataman im Halbkreis umstanden, und Alle lauschten jetzt mit der naiven Theilnahme urwüchsiger Naturmenschen der Erzählung Hmelnizki's, und wie sich das unverschuldete Schicksal des Gastes in derselben immer finsterer und trauriger gestaltete, wie er die Tyrannei des Adels, die Herrschaft der Gewalt, die Gesetzlosigkeit in seinem Vaterlande mit brennenden Farben schilderte, da begleiteten die freien stolzen Männer seine Worte mit Ausrufen der Empörung, mit Flüchen auf die verhaßten Polen, und als Hmelnizki zuletzt in den rührendsten Ausdrücken um ihren Schutz, um ihre Hilfe bat, da riefen sie einstimmig, sie wollten ihm zu seinem Rechte helfen, die Schuldigen bestrafen, mit ihm in den Krieg ziehen gegen Polen.

„Bedenkt es wohl", unterbrach der greise Ataman die allgemeine Wuth und Begeisterung, „bedenkt es,

ehe Ihr handelt, laßt Euch nicht hinreißen. Keiner unter Euch haßt Polen, wie ich es haſſe, war ich es nicht, der unſer Volk zum Aufſtande führte vor fünfzig Jahren? Aber wir ſind nicht ſtark genug, wir müſſen ſchließlich unterliegen, wie wir damals unterlagen."

„Erlaubt, daß ich Euch widerſpreche", rief Hmelnizki, „damals iſt nicht jetzt, die Zeiten haben ſich ſehr verändert, Polen iſt heute eine wurmſtichige Frucht, bereit, dem in den Schooß zu fallen, welcher den Muth hat, zuerſt die Hand nach ihr auszuſtrecken. Warum ſollt Ihr das nicht ſein? Ich kenne die Republik und ich kenne die Koſacken. Dort iſt die Herrſchaft des Adels, hier die Gleichheit, dort die Tyrannei, hier die Freiheit, dort die Geſetzloſigkeit und die ſchlimmſte lähmendſte Parteiung, hier die Gerechtigkeit und die Einigkeit. Sobald Ihr zu den Waffen greift, werden ſich die Unterdrückten, die Bauern, die man mißhandelt, die Andersgläubigen, denen man ihre Religion, die Kleinruſſen, denen man ihre Sprache und damit ihre Seele nehmen will, erheben und zu Eurer Fahne ſchaaren. Und hat dies übermüthige Polen nur einen Freund außerhalb ſeiner Grenzen? Ich ſehe eine Schaar von Feinden, die Schweden, die Ungarn, die Ruſſen, die Türken und Tartaren ſind bereit, auf das erſte Signal den

Kampf von Neuem zu beginnen. Wir werden Verbündete finden ohne ſie zu ſuchen.

Ihr braucht nur einen Wegweiſer, der Polens Schwäche kennt und Euch dorthin führt, wo Ihr es tödtlich treffen könnt, hier habt Ihr ihn. Ich gebe meinem Kopf zum Pfande für den Sieg. Das Ende Polens iſt gekommen, ſobald Ihr wollt."

Hmelnizki durcheilte hierauf, von ſeinem Sohn und einigen der kriegsluſtigen Koſacken begleitet, das ganze Gebiet des tapferen, freien Reitervolkes, in jedem Dorfe, in jeder einzelſtehenden Hütte zum Kampfe, zum Vernichtungskriege gegen Polen entflammend und es gelang ihm endlich, das ganze große Volk mitzureißen.

In einer Verſammlung von mehr als zwanzigtauſend freien Männern wurde der Zug gegen das ariſtokratiſche, Recht und Unabhängigkeit mit Füßen tretende Polen beſchloſſen und Bogdan Hemelnizki zum Hetman, zum Anführer dieſes Krieges gewählt.

Aller Orten wurde gerüſtet, mit einer Eile und Kraft, welche gegen die ſchwerfällige Wehrverfaſſung des europäiſchen Weſtens nicht weniger glänzend abſtach, als die demokratiſche ſozialiſtiſche Verfaſſung des Koſackenvolkes gegen die Adelsſtaaten deſſelben.

Sobald die Tartaren von dem beabſichtigten Zuge erfuhren, boten ſie den Koſacken Bündniß und Beiſtand

an. Hmelnizki empfing ihre Sendboten und nahm die Hilfe nur unter der Bedingung an, daß auch sie sich unbedingt seinem Befehle unterordnen müßten. Dies wurde angenommen.

Im Frühjahre 1648, in demselben denkwürdigen Jahre, in welchem der große deutsche Krieg sein Ende nahm, begann der Kampf der Kosacken gegen Polen, das Ringen des polnischen und russischen Stammes um die Herrschaft in der großen slavischen Welt des Ostens.

Hmelnizki kündigte im Namen der Kosacken der stolzen Republik den Gehorsam und Tribut und überschritt zugleich mit einem Heere von mehr als hunderttausend Mann die Grenze.

Der erste Eindruck dieser Ereignisse im königlichen Schlosse zu Krakau, sowie in der ganzen Republik war, wie es Hmelnizki vorhergesehen, ein lähmender, vernichtender, aber man raffte sich auf, der stark gesunkene kriegerische Geist der Nation wurde durch politische und religiöse Mittel angefacht, ein stattliches Heer aufgestellt und den „Rebellen" entgegen gesendet.

Bei Zoltewody — bei den gelben Wassern — trafen sich die Gegner und nach einigen unbedeutenden Plänkeleien stellten sich beide Heere zur Schlacht.

Hmelnizki vergaß keinen Augenblick, daß es den

ken vollständig an Geschütz fehlte, es galt also
m, seine Reiterhaufen dem Feuer der Polen so
als möglich auszusetzen und sich im ersten An-
durch eine kühne Bewegung der polnischen Artil-
zu bemächtigen.
Im dies zu erleichtern, stellte er die Tartaren,
ren Feigheit er keinen Augenblick zweifelte, in
itte und übertrug ihnen, zur größten Unzufrieden-
er Kosacken, die Ehre des ersten Angriffes. Er
gewiß, daß sie auf die erste Decharge der feindli-
Kanonen die Flucht ergreifen und die Polen, de-
Feuer im Angriff und Mangel an Gehorsam ihm
alls bekannt waren, in der Hitze der Verfolgung
ißen und auf diese Weise zwischen seine beiden
el bringen würden, welche von den verläßlichen
cken gebildet waren.
Die Polen hatten in der Mitte ihr Geschütz auf
n flachen, niederen Hügel, vor demselben und zu
n Seiten ihr Fußvolk, auf den Flügeln ihrer Rei-

In dem Augenblicke, wo die Polen auf der ganzen
: vorzurücken begannen, gab Hmelnizki, nachdem er
entblößtem Haupte ein kurzes Gebet gesprochen, das
gen zum Angriff.
Die Kosacken gingen im kurzen Trabe vor, die

Tartaren im Galopp, der bald zu einem wilden Jagen wurde, so stießen sie auf das polnische Fußvolk, dasselbe zugleich mit einem Hagel von vergifteten Pfeilen überschüttend.

Die Polen wichen zurück, theilten ihre Glieder und ließen ihre Geschütze spielen.

Die Wirkung war ungeheuer.

Hunderte von Pferden und Reitern wurden von den Kettenkugeln zu Boden geschmettert, im Augenblick wendeten sich die Tartaren rasch und überstürzt, wie sie angesprengt waren, zur Flucht, das Schlachtfeld weithin mit Todten und Verwundeten ihres Volkes bedeckend.

Angesichts der Verwirrung, die unter ihnen einriß, waren die Reitergeschwader des polnischen Adels nicht mehr zu halten und statt die feindlichen Flügel anzugreifen, warfen sie sich mit ritterlichem Ungestüm von beiden Seiten auf die Tartaren und folgten ihnen, die Fliehenden mit ihren Lanzen niederstoßend, in die Mitte der feindlichen Aufstellung, während das Fußvolk und die Geschütze zurückblieben.

Von dem wüthendem Anprall der Flucht und Verfolgung von mindestens sechszigtausend Reitern, zitterte der Erdboden, wirbelte der Staub hoch empor und hüllte das Schlachtfeld einige Zeit in tiefe, undurchdringliche graue Wolken.

Dies war die Wendung, die Hmelnizki vorausgesehen hatte.

Während die Polen sich Sieger glaubten, jagten die Kosacken, von den Staubwolken verborgen, von Niemanden aufgehalten auf beiden Flügeln vorwärts und fielen unerwartet mit lautem, vieltausendstimmigem Hurrah in Flanken und Rücken der Polen. Von rechts führte Bogdan Hmelnizki, von links sein Sohn Jan die ersten Sotnien der Kosacken auf die polnischen Geschütze, welche, im Rücken gefaßt, nicht mehr feuern konnten und im Augenblick genommen waren.

Damit war die Ueberlegenheit der Polen gebrochen und, von seiner Artillerie nicht mehr unterstützt, wurde das polnische Fußvolk, von allen Seiten umzingelt und angegriffen, nach hartnäckigem Widerstande theils zusammengehauen, theils gefangen genommen.

Die Tartaren hatten sich indeß außer dem Bereiche der Geschütze theilweise wieder gesammelt und den polnischen Reitern entgegengeworfen, der Kampf war hier ein echtes Reitergefecht, Mann gegen Mann mit der Pike und dem krummen Säbel.

Die Polen drangen zwar vor, aber sie waren nicht im Stande, den Feind vom Schlachtfelde zu treiben.

Die Tartaren beschäftigten die polnische Reiterei,

bis die Geschütze der Polen genommen und ihr Fu
volk vernichtet war. Damit hatten sie die ihnen v
Hmelnizki zugedachte Aufgabe glänzend erfüllt. Sch
kamen die Kosacken ihnen zu Hülfe.

Jan Hmelnizki sprengte seinen Reitern voran, v
dem wüthendsten Durst nach Rache fortgerissen,
hoffte dem Staroſten von Tschehrin im Kampfe zu b
gegnen und in seinem Blute für die Schmach, die
erlitten, Genugthuung zu finden.

So gerieth er unter die polnischen Ulanen u
sank, trotz tapferster Gegenwehr, von mehreren Lanz
zugleich getroffen, vom Pferde, über ihn brauste d
Sturm seiner Reiter, die Schlacht war entschieden.

Die Tartaren vor sich, die Kosacken im Rücke
kamen die polnischen Reiter zum Stehen. Es fol
ein wüthendes Handgemenge, eine nutzlose Schläch
welche mit der Flucht der Polen endete. Die Rei
des stolzen Adels lösten sich vollständig auf, ein Je
suchte sich so gut es ging zu retten,

Tausende fielen im Kampfe, Tausende auf
Flucht.

Hmelnizki verfolgte die Trümmer des polni
Heeres, so lange noch einer seiner Reiter und eines
ner Pferde Athem hatten. Erst die Nacht machte d
Jagd ein Ende.

Die Früchte des Sieges waren außerordentlich, die Geschütze und die Munition der Polen, ihr ganzer Wagentroß, ihre Feldherren und über zehntausend Gefangene blieben in den Händen der Kosacken. Bei vierzigtausend feindliche Todte und Verwundete bedeckten die Wahlstatt. Mehr als Alles dies, geradezu unermeßlich in seinen Folgen war es, daß der Wahn polnischer Unbesiegbarkeit für immer vernichtet war. An den gelben Wassern hatte Bogdan Hmelnizki mit den Kosacken den Beweis geliefert, daß regellose Schaaren eines freien Volkes ein geordnetes Heer trotz seiner Geschütze und Feuerwaffen nicht blos schlagen, sondern geradezu vernichten können.

Ein solcher Sieg konnte nicht zu theuer erkauft sein, Hmelnizki bezahlte ihn mit seinem Herzblut, mit dem Leben seines Sohnes. Er selbst suchte, als die Verfolgung aufhören mußte, als er seine Pflicht und mehr als diese gethan, den gefallenen Helden, er fand ihn, aus vielen Wunden blutend, von den Pferden zertreten, wickelte ihn in seinen Mantel und trug ihn auf seinen Händen zu dem nächsten Wasser, wo er ihn wusch und seine bleichen Lippen küßte, während ihm selbst die Thränen in den Bart herabliefen.

Dann saß er unter dem Sternenhimmel, welcher in voller, ruhiger Pracht das blutige Feld überspannt

hatte, auf einem großen Feldstein, das Haupt in die Hände gestützt in sich versunken, während ringsum die Wachtfeuer der Kosacken aufloderten.

Bald aber erhob sich sein Blick von der Erde, welche Todte, Sterbende, Verwundete weithin bedeckten zu den zahllosen ewigen Feuern oben, und seine Augen wurden trocken.

König Wladislaus IV. saß im Schlosse zu Krakau mit den vornehmsten Magnaten der Republik und den ersten Schönheiten des an schönen Frauen zu allen Zeiten so reichen Polens, bei türkischer Musik, an der üppigsten Tafel, als die Unglücksbotschaft von Zoltewody eintraf.

Der König blieb einen Augenblick starr, dann drehte er seinen Schnurrbart, hob die Tafel auf und zog sich mit dem Primas und den Würdenträger in sein Kabinet zurück.

Die Nachricht verbreitete sich rasch im ganzen Lande. Anfangs glaubte man sie nicht, wie konnten auch die Polen von den verachteten Kosacken, reguläre Truppen und eine wohlgerüstete, in den Waffen geübte Ritterschaft von „Bauern" geschlagen werden. Es war nicht möglich.

Als man aber das Unmögliche endlich doch für

r halten mußte, gab man der ſchlechten Führung Schuld, und endlich hieß es, wie jedesmal, wenn en ein Unglück traf — es war Verrath im Spiele.

Der Hof und der Adel rüſteten eifrig, um die arte auszuwetzen, Bald ſtand ein neues Heer un= Waffen und konnte den „Rebellen" entgegengeſchickt den. Indeß hatte auch Hmelnizki den Waffenſtill= d trefflich benutzt, bedeutende Verſtärkungen aus Heimath an ſich gezogen und durch ſtreifende Ko= enhaufen das Land ringsum inſurgirt. Das ſeit hrhunderten mißhandelte Landvolk erhob ſich, Sen= und Dreſchflegel wurden zu Waffen, vom Dnieper zu den Karpaten loderten die Schlöſſer und Höfe polniſchen Adels in Flammen auf, wurden die erdrücker vertrieben oder getödtet, nicht ſelten die ldeten Grauſamkeiten zurückgegeben.

Das polniſche Heer, auf ſeinem Marſche von den ruſſiſchen Bauern beunruhigt, kam geſchwächt und muthigt bei Korſun an, wo es, von Hmelniziki an= riffen, eine zweite Niederlage erlitt. Auch diesmal artete Rückzug bald in Flucht aus, doch gelang es den niſchen Generalen, einen großen Theil ihrer Trup= zu retten und wieder zu ſammeln.

Der neue Schlag weckte endlich die Republik voll= ndig aus ihrer Apathie. Für den Augenblick ſchien

jede Parteiung, jede Uneinigkeit verſchwunden, d[illegible] König, die Magnaten, die Kirchenfürſten, der niede[illegible] Adel, die Städte wetteiferten, Soldaten zu werb[illegible] und auszurüſten, Jung und Alt griff zu den Waff[illegible]

Hmelnizki hatte bei Pilawze ein Lager auf[illegible] ſchlagen, und mit leichten Erdwerken verſchanzt; h[illegible] erwartete er ruhig den feindlichen Angriff.

König Wladislaus IV. begab ſich diesmal ſelbſt zu ſeinem Heere, aber nur, um daſſelbe Revue paſſiren zu laſſen. Als er ſich von dem ausgezeichneten Zuſtande der Truppen und der Kampfluſt des Adels überzeugt hatte, drehte er ſelbſtzufrieden ſeinen Schnurrbart und kehrte beruhigt nach Krakau zurück, ja er ſchien bald jede Gefahr vergeſſen zu haben, feierte wie ſonſt ſeine Feſte, huldigte den Schönen und ritt auf die Jagd.

Auf der Jagd zu Merecze den 20. Mai 1648, beim Klange der Fanfaren und dem fröhlichen Gebell der Hunde, wurde ein Bote gemeldet, der Nachricht von der Armee brachte.

„Was gibt es?“ fragte der König ſeinen Schnurrbart ſtreichend, „Victoria?“

Der Bote wurde vorgeführt, bleich, in zerriſſenen Kleidern, mit Staub bedeckt.

„Nun, haben wir gesiegt?“ rief ihm der König „rede, was redest Du nicht?“

„Ist ein Unglück geschehen?“ fragten die Hofleute gstlich.

„Wir sind geschlagen?“ stammelte der Bote.

„Geschlagen?“ murmelte der König.

„Vernichtet, in offener Schlacht bei Pilawze, es ot kein polnisches Heer mehr“, erwiderte der Bote.

Der König erhob die Hand um sich den Schuurr- rt zu streichen, aber es gelang ihm nicht mehr —

Er sank um, Sanguschko eilte ihm zu Hülfe; man f einen Arzt, aber Alles kam zu spät.

„Dies ist das Strafgericht Gottes“, seufzte der nig. Es waren seine letzten Worte.

Es gab kein polnisches Heer mehr; was von den lnischen Truppen, den berittenen Kavalieren übrig blieben war, warf sich in die befestigten Schlösser ıd Städte und suchte sich in denselben zu vertheidigen· ie Kosacken drangen in Galizien bis Zamosc vor, eilhin war Polen nur eine Brandstätte, ein Leichen- d.

Erst jetzt, wo der Sieg des freien Volkes, das er hrte, ein vollständiger war, dachte Hmelnizki an seine ngelegenheit. Späher, welche er nach allen Seiten

ausſandte, brachten die verläßliche Mittheilung, daß der Staroſt von Tſchehrin ſich aus der blutigen Niederlage von Pilawze gerettet und mit dem treuloſen Weibe des Hetmans nach dem feſten Tſchehrin geflüchtet hatte.

Sofort traf Hmelnizki ſeine Anſtalten, nicht zur Rache, ſondern zu furchtbarem Gericht.

Während das Heer der Koſacken und der Tartaren bei Zamosc ein Lager aufſchlug und ſich in demſelben verſchanzte, von hier aus ſeine ſchnellen Reiter nach allen Weltgegenden zu Ueberfall und Plünderung ausſendend, zog Hmelnizki ſelbſt mit zehntauſend Koſacken und zwanzig der polniſchen Geſchütze, welche er erobert und ſeine Leute bedienen gelehrt hatte, auf Tſchehrin. Damit die Schuldigen ihm ja nicht entrinnen könnten, näherte er ſich mit der Hälfte ſeiner Leute und der Artillerie langſam dem Orte, während er die Uebrigen weit ausſchwärmen und einen rieſigen Kreis um die Feſte bilden ließ, der ſich raſch und immer enger um dieſelbe zuſammenzog. Als die Koſacken von Nord und Süd, von Oſt und Weſt zugleich unter den Mauern von Tſchehrin erſchienen, begrüßte ſie die Beſatzung mit Geſchützkugeln, aber Hmelnizki zog ſeine Truppen außer Schußweite und begnügte ſich für den Augenblick mit der vollſtändigen Einſchließung der Stadt.

In der Nacht begannen die Koſacken unter perſönlicher Leitung ihres Hetmans auf der Nordſeite eine Batterie zu bauen, welche durch die gemeinſamen Anſtrengungen von ſechstauſend Mann bis zum Morgen fertig war. Ehe die Belagerten noch inne wurden, was es galt waren die Kanonen ſchon aufgeſtellt und begannen ihr Feuer, welches von den Polen lebhaft erwidert wurde. Ihre Kugeln tödteten den Koſacken viele Leute, beſchädigten die Werke und demontirten zwei Geſchütze, aber bis zum Abende zeigte der niedere dünne Wall von Tſchehrin bereits eine weit klaffende Lücke.

Um dem Angriff der Gegner zuvorzukommen und womöglich ihre Belagerungsarbeiten zu zerſtören, machten die Polen in der folgenden Nacht einen Ausfall, welcher jedoch abgeſchlagen wurde. Die Koſacken ſetzten hierauf die Beſchießung lebhaft fort, brachten die wenigen Geſchütze des Staroſten zum Schweigen und hatten bis zum Abend vollſtändig Breſche geſchoſſen.

Unter dem Schutze der Dunkelheit befahl Hmelnizki den Sturm.

Während ſechstauſend Reiter den Platz umklammert hielten, ſo daß an Ausfall und Flucht nicht zu denken war, und zweitauſend Koſacken als Reſerve hinter der Batterie ſtanden, ſaßen zweitauſend ab und

stürzten sich mit wildem Hurrah auf die Bresche, welche sie im ersten Anlauf erstiegen.

Schon wüthete der Kampf in den Straßen, schon brannte ein Theil der Stadt, als die Bevölkerung und Besatzung verzweifelt die weiße Fahne aufsteckte. Der Starost wurde von seinen eigenen Soldaten gefangen genommen, während sich die Bürger von Tschehrin auf das Schloß warfen und sich seiner Geliebten bemächtigen.

Hmelnizki war indeß herangeritten und hatte dem Kampfe Einhalt geboten. Der Bürgermeister, begleitet von zwei Aeltesten der Stadt und einem Offizier, erschien vor ihm und bat knieend um Gnade für die Stadt, wogegen er die Auslieferuug der Schuldigen und die Zahlung von hundertausend polnischen Gulden an den Sieger anbot.

Der Hetman nahm diese Bedingungen an.

Seine Kosacken besetzten die Stadt, während die polnischen Soldaten vor dem Thore derselben die Waffen streckten.

Wenige Augenblicke später wurden der Starost von Tschehrin und Lidwina, die Hände auf den Rücken gebunden, vor ihn gebracht.

Hmelnizki, der vom Pferde gestiegen war, warf einen langen, schmerzlichen Blick auf sein treuloses Weib,

das er einst so innig geliebt hatte. Lidwina warf sich vor ihm nieder und flehte weinend um Gnade.

„Hier ist nicht von Gnade und Ungnade die Rede" erwiderte Hmelnizki gelassen, „sondern von Recht und Unrecht. Nicht ich werde die Schuldigen richten und strafen, ein ordentliches Gericht soll in dieser Sache gehalten werden und zwischen Euch und mir entscheiden."

Hierauf wurden der Starost und Lidwina abgeführt und auf Befehl des Hetmans an die Stangen seines Zeltes angekettet.

Am folgenden Tage zahlte die Bürgerschaft von Tschehrin die von ihr selbst angebotene Geldsumme und dann gab Hmelnizki sofort den Befehl zum Abzug.

Er stieg zu Pferde, dann ließ er nach Kosackensitte seine Gefangenen zusammengekoppelt an den Schweif seines Pferdes binden und verließ den Schauplatz seiner gerechten Rache in der Mitte seines kleines Heeres.

Es war ein seltsamer Zug, die kleinen feurigen Pferde der Ukraine fröhlich wiehernd und schnaubend, die kriegerisch gewaffneten Kosacken, ihre herrlichen Freiheitslieder singend, in ihrer Mitte der strenge, traurige Mann im schlichten Bauernrock auf einfachem Sattel, hinter sich den stolzen Despoten und das schöne treulose Weib in sammtenen mit dem kostbarsten Pelz-

werk besetzten Gewändern, barhaubt, gefesselt, Stricken nachschleifend. So kehrte Hmelnizki na Zamosc zurück.

Sein tapferes Volk begrüßte ihn mit jubelnde Zuruf, er ritt ernst und still im Lager ein und z sich in sein Zelt zurück.

Am nächsten Tage wurde in der Mitte der wan dernden Kosackenstadt ein freier Raum für das Gerich abgesteckt, das unter freiem Himmel „Gott zum Ze gen", wie es im Kosackenrechte heißt, von den beste Männern eines freien Volkes über adelige Willkür abg halten werden sollte.

Aus der Wahl des ganzen Heeres waren zwö Geschworene hervorgegangen, alte, in den Rechten n Bräuchen erfahrene Leute. Sie nahmen einen erhöht Platz ein. Die Angeklagten standen zur Linken, d Kläger Hmelnizki zur Rechten, den Geschworenen gege über die Zeugen. An den Schranken standen die K sacken, bei sechszigtausend, gespannt den Spruch z hören, unaufhörliches Gemurmel ging durch diese Me schenwogen. Der Himmel war von Wolken umzoge als der Aelteste der Geschworenen Hmelnizki auffo derte, seine Sache vorzutragen.

Der Hetman that es einfach, mit schmucklos Worten, aber mit der ganzen natürlichen Beredtsam

keit seines Volksstammes in Ton und Ausdruck, er ließ die Thatsachen, die Wahrheit für sich sprechen und diese Sprache ergriff die Herzen und Gewissen der Zuhörer so heftig, daß Krieger mit grauem Haare, die mehr als zwanzig Schlachten gefochten, und ebensoviel Narben trugen, laut zu weinen begannen.

Hmelnizki schilderte sein Daheim, sein Familienleben, sein Weib und seinen Sohn, sein stilles, friedliches Glück in Hmelin, dann den Raub seines Gutes, die Entführung und Treulosigkeit Lidwina's, das Auspeitschen seines Sohnes, seine fruchtlosen Schritte bei allen Gerichtshöfen Polens, ja beim Könige selbst, und den Heldentod des Entehrten in der Schlacht an den gelben Wassern.

Am Schlusse bat er um Gerechtigkeit und strenge Strafe.

Der Aelteste begann hierauf die Zeugen zu vernehmen, es waren dies theils die alten Diener Hmelnizki's, welche ihm in die Ukraine gefolgt waren, theils Leute von der Besatzung von Tschehrin und dem königlichen Hofe, welche sich in der Gefangenschaft der Kosacken befanden.

Alle sagten für den Kläger aus und beschworen ihre Aussagen.

Als sich der Aelteste an den Staroſten wandte,

verweigerte dieſer jede Antwort oder Rechtfertigung, da ſank Lidwina in die Knie und rief: „Es iſt Alles wahr, wir ſind ſchuldig, aber laſſet Gnade ergehen für Recht.“

Die Geſchworenen beriethen hierauf leiſe.

Dann erhob ſich der Aelteſte und ſprach das Urtheil.

„Die Geſchworenen haben das Recht zugeſprochen dem Bogdan Hmelnizki in Allem und Jedem.“

Ein jubelnder Beifallsruf der Koſacken begleitete dieſen Spruch.

„Der Staroſt von Tſchehrin“, fuhr der Aelteſte fort, „iſt ſomit gehalten, Dir Dein Gut und Dein Weib zurückzugeben. Für ihre Verbrechen ſind beide Angeklagte zu beſtrafen mit hundert Peitſchenhieben und dem Tode.“

Damit war das Gericht zu Ende.

Lidwina hob die Arme flehend zu ihrem Gatten Er wendete ſich ab.

Auf dem Platze, wo das Urtheil geſprochen worden war, ſollte daſſelbe ſofort vollſtreckt werden.

Zwei Schandpfähle wurden aufgerichtet und zwei Galgen.

Zuerſt wurde der Staroſt an den Pfahl gebunden und gepeitſcht und dann zum Tode geführt.

Als er seine Seele ausgehaucht hatte, zog sich elnizki in sein Zelt zurück.

Wenige Augenblicke später war der schöne Leib es Weibes von den Knuten der Kosacken zerfleicht.

Noch eine Spanne Zeit und auch sie hatte ihre uld mit dem Tode gebüßt.

Gerechtigkeit war geübt.

Nachdem Hmelnizki sein furchtbares Recht ge- rden, setzte er seine große Aufgabe, die Zerstörung polnischen Adelsreiches, mit erneuerter Kraft fort.

Auf Wladislaus IV. war dessen frommer Bruder hann Kasimir gefolgt, er bot dem siegreichen Hetman en günstigen Frieden, aber dieser nahm ihn nicht an.

Im nächsten Jahre belagerte Hmelnizki mit zwei- derttausend Mann Zbaraſch. Die Polen hatten neues Heer aufgeboten. Bei Zborow wurde eine ntschiedene Schlacht geliefert. Nach derselben nahm Kosackenführer die polnischen Bedingungen an, er die bei Zoltewody gefangenen polnischen Feldherren und wurde dagegen von Johann Kasimir als man anerkannt. Im Jahre 1650 erklärte Hmel- i jedoch Polen vom Neuem den Krieg Er wurde

anfangs von den Polen bei Berestetschko und Kopetschinze geschlagen, überfiel aber kurze Zeit darnach das polnische Heer bei Batow und vernichtete es vollständig.

Russen, Schweden, Ungarn unter Rakoczy, fielen jetzt abwechselnd mit den Kosacken und Tartaren in Polen ein, das sich allmälig in eine Wüste verwandelte.

Nach Hmelnizki's Tode schloß Polen den schmachvollen Frieden von Oliva, welcher auch nur ein längerer Waffenstillstand war. Die kleinrussischen Bauern setzten ihre Aufstände, die Kosacken ihre Einfälle fort.

Hetman Doroschenko erkämpfte die vollkommene Unabhängigkeit der Kosacken.

Unter Sobieski nahm Polen noch einmal einen kurzen Aufschwung, dann ging es unaufhaltsam seinem Ende entgegen.

Dieses Ende trat nicht durch die inneren Spaltungen, die Uneinigkeit ein, auch nicht durch die Adelsherrschaft, die Mißhandlung der Bauern und Dissidenten, alle diese Erscheinungen finden sich zu jener Zeit genau so in den andern Ländern Europa's.

Polen ging an der Unterdrückung der Kleinrussen in der Ukraine und in Galizien zu Grunde, an der Gegenwehr dieses unverwüstlichen, reich begabten Volkes,

lche bald zum Angriffe, zum Racenkampfe wurde, den Aufſtänden der kleinruſſiſchen Bauern und dem ßen hundertjährigen Koſackenkriege.

Die ſtärkere Race ſiegte über die ſchwächere, die mokratie über den Feudalismus.

Aber die Früchte der Saat, welche Bogdan melnizki der Koſack, der Rächer des Unrechtes und r Freiheit ausgeſtreut, fielen nicht der Republik am on und Dnieper, ſondern Katharina II. in den choß.

Noch einmal erhob unter ihrer Regierung Pugat- jew, auch ein Koſack, das Banner der Freiheit, aber wurde beſiegt und von der Despotin gleich einem ilden Thiere in einem Käfig geſperrt.

Erſt in unſeren Tagen iſt der Geiſt Hmelnizki's nd Pugatſchew's in Rußland wieder erwacht und at eine ebenſo großartige wie friedliche Revolution ollzogen.

Ein Geniestreich der Pompadour.

1750.

Es war die Zeit, wo in Frankreich Ludwig XV auf dem Throne ſaß und die ſchöne geiſtvolle Marquiſe von Pompadour ihr Garn luſtig um ſein Szepter wand, die Zeit der Zöpfe und Schönpfläſterchen, der Baſtille und der Goldmacherkunſt. In einer der engen Straßen des alten Paris, in einem kleinen Palais mit ſchmaler Front, altem bröckligen Wappenſchilde über dem Thore und einem winzigen Parke voll lächerlich geſtutzter Bäume, ſaß in einem reizenden kleinen Boudoir ein allerliebſtes junges Mädchen von kaum zwanzig Jahren, mehr pikant als ſchön, mehr graziös als formvoll, eine echte Franzöſin, Fräulein Adrienne von Marneville. Sie ſaß vor dem Klavier und ſpielte eine Sonate von Lully, während zu ihren Füßen auf

einem gestickten Schemel ein junger Mann saß, welcher auf seinen Knien ein Papier ausgebreitet hatte, auf das er von Zeit zu Zeit mit Bleistift schrieb und dabei ausgelassen lachte. Es war weder ein schöner noch eleganter Mann, aber sein Kopf trug jene Signatur des Geistes und Talentes, welche in dem damaligen Europa wenigstens eben so viel galt, als ein Adelsbrief, als Rang und Reichthum. Es war der Poet Desforges, dem die muthwillige Schöne am Clavier einen sehr gefährlichen Auftrag ertheilt hatte, einen Auftrag, der den dienstfertigen Anbeter in die Bastille bringen konnte, nämlich nichts weniger als eine Satyre auf das allmächtige Weib zu schreiben, zu dessen Füßen damals Frankreich lag und deren kleine Hand sogar entscheidend in die Geschicke des Welttheiles eingriff.

„Ich bin fertig, Adrienne", schrie plötzlich der junge Poet, sprang auf und tanzte im Zimmer umher, dann nahm er eine Attitude an, welche an das Théâtre français erinnerte, und las sein Poem vor. Adrienne hatte ihr Spiel unterbrochen und lauschte mit steigender Theilnahme den klingenden aber giftigen Versen. „Sehr gut! — Charmant!" rief sie von Zeit zu Zeit, endlich schnellte sie von ihrem Sessel empor und klatschte laut Beifall.

„Sie sind also zufrieden?“ fragte Desforges überglücklich.

Mit dem heutigen Tage ernenne ich Sie zu meinem Ritter und Hofpoeten“, sprach Fräulein von Marneville mit lustigem Pathos.

„Angenommen“, erwiderte Desforges.

„Und diese Verse gehören also mir?“ fragte das Mädchen.

„Ja, aber gestatten Sie mir, vorher eine Abschrift zu nehmen“, bat Desforges. Während er die kleine Satyre rasch kopirte, erklärte ihm Adrienne, wie sehr sie die Marquise von Pompadour, diese Schmach Frankreichs, hasse, und war hoch erfreut, als der junge Poet versprach, die boshaften Verse durch Abschriften in den Kaffeehäusern und den Bureaux d'esprit zu verbreiten.

Noch ein Handkuß, dann eilte er, sein Wort zu erfüllen, und sie setzte die Sonate fort, als wäre nichts vorgefallen, eine leichtsinnige Tochter Frankreichs und der Rokokozeit.

Kaum war die Schlußkadenz verklungen, trat Frau von Marneville, eine noch immer hübsche und galante Modedame, bei ihrer Tochter ein.

„Mein Kind, ich komme mit einer glänzenden Ueberraschung“, begann sie.

„Ah! Du haſt mir den Smaragdſchmuck gekauft, Mama, um den ich Dich neulich bat?“ unterbrach ſie freudeſtrahlend das Mädchen.

„Nein, Adrienne, es iſt mehr, was ich Dir bringe, der Marquis von Maurepas hält um Deine Hand an.“

„Maurepas, ein ſchöner Mann“, rief Adrienne, über und über roth.

„Ein junger Cavalier vom beſten Adel und ſehr reich“, fügte Mama hinzu.

„Und ich ſoll ihn alſo heirathen?“ meinte die Tochter naiv.

„Ja gewiß, wir ſind nicht reich und ſo wärſt Du nicht klug, wenn Du Dein Glück nicht mit beiden Händen ergreifen würdeſt.“

„Aber Desforges?“

„Dein Spielgenoſſe, der Poet?“

„Er liebt mich“, bemerkte Adrienne ſchüchtern.

„Sehr begreiflich.“

„Und ich, ich liebe ihn auch“, ſeufzte das Mädchen.

„Sehr unbegreiflich“, zürnte Frau von Marneville; „es iſt alſo die höchſte Zeit Dich zu vermählen.“

„Ich ſoll wirklich —“

„Marquiſe von Maurepas werden“, bekräftigte

Mutter, „in einer Equipage mit vier Pferden fah=
, bei Hofe glänzen, von Negern bedient werden,
ch einer Monarchin Aſiens.“

„Das iſt Alles ſehr ſchön —“

„Alſo ich darf dem Marquis Dein Jawort bringen?“

„Er hat Neger, der Marquis, ich habe ſie ſelbſt
ehen!“ murmelte Adrienne, deren Sinn ebenſo flat=
haft war, wie der jener Frau, die mit dem Szepter
ankreichs ſpielte.

„Du biſt alſo einverſtanden?“ fragte die Mutter.

„Ja, Mama, aber was wird Desforges dazu
gen, der arme Desforges?“

Die Mutter nahm lächelnd ihre Tochter bei der
nd und führte ſie in den Salon, wo der Marquis
Damen erwartete. —

Als der arme Desforges einige Stunden ſpäter
vollſten Jubel über den zündenden Erfolg ſeiner
hre daher kam, wurde er von Frau von Marne=
e mit einem froſtigen Kopfnicken, von Adrienne mit
dergeſchlagenen Augen und von dem ſchönen Cava=
r, welcher deren Hand zärtlich in der ſeinen hielt,
einem herausfordernden Blick empfangen.

„Wir haben Ihnen eine große Neuigkeit mitzu=
ilen“, begann die Dame des Hauſes; „Adrienne

hat sich mit dem Herrn Marquis von Maurepas verlobt

„Ich gratulire", stammelte Desforges — wurde Nacht vor seinen Augen, er verneigte sich u wankte hinaus.

„Ein seltsames Betragen", murmelte der Marqu

„Mein Gott, wie man es von einem Poeten warten kann!" lächelte die Mama.

Als Fräulein von Marneville am nächsten T von ihrer alten Amme begleitet die Notre-Dame-Kir verließ, stand Desforges da und grüßte sie mit kal Höflichkeit.

„Was habe ich verbrochen, mein Fräulein", bege er, „daß Sie mich an einem Tage zuerst zu dem (ligsten und dann Elendesten der Menschen machen? Sie sind kaum weniger herzlos und grausam als Marquise von Pompadour, welche Sie so sehr hasse

„Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig", widerte Adrienne stolz.

„Sie sagten mir doch, daß Sie mich lieben?" fi der unglückliche Poet von vorne an.

„Ich habe es mir einen Augenblick eingebildet, ic rief das Fräulein, die Achseln zuckend, „Sie waren doch der einzige Mann, den ich kannte; sind Sie n zufrieden?"

„Und jetzt?“ stieß Desforges erregt heraus.

„Jetzt liebe ich den Marquis, meinen Verlobten“, gte Adrienne, „das ist ein ganz anderer Anbeter als ie, mein armer Desforges. Adieu!“ —

Damit schied sie von ihm, er aber rannte in den traßen umher, raste wie ein Tobsüchtiger, weinte, rie und endete damit, daß er bei einem Schwert= er eintrat und einen Degen kaufte; er wollte sich t dem Marquis auf Tod und Leben schlagen. Noch nselben Abend erwartete er ihn unter dem Schutz es Bogenganges, welcher um das dem Palais Mar= ville gegenüber liegende Haus lief. Als der Mar= is in einen weißen Mantel gehüllt heraustrat und ch einmal zu den erleuchteten Fenstern hinauf blickte, l ihn Desforges an.

„Sie wollen mir Fräulein von Marneville rauben, ein Herr“, begann er mit bebender Stimme, „Sie issen wol nicht, daß ich sie liebe und Sie nur über ine Leiche mit ihr zum Altar schreiten können. ehen Sie Ihren Degen.

„Sind Sie verrückt!“ lachte der Marquis.

„Sie müssen sich mit mir schlagen“, schrie er.

„Schlagen — mit Ihnen?“ erwiderte Maurepas, a müßte ich doch ein Narr sein!“

„Elender Feigling!“ fuhr Desforges fort, „Du

biſt der Ehre eines ordentlichen Kampfes n
nimm dies!“

Und mit der Kraft der Verzweiflung
ſich auf ſeinen Nebenbuhler, wickelte ihn
Mantel ein, ſo daß er die Arme nicht
konnte, und ſchlug mit der flachen Klinge
auf denſelben los, bis Lärm in der Straß
und Fräulein von Marneville am Fenſter er
wo aus ſie ihren Verlobten in dieſer ſchlim
behandeln ſah. Anſtatt aber, wie es nahe la
tapferen Angreifer Partei zu nehmen, rief ſi
und ſchwor dem Poeten, der den Marquis m
Rache.

Desforges ließ endlich das Spiel mit
Klinge ruhen und entfloh, während der M
das Palais zurückkehrte, um ſeine derangir
zu ordnen.

Das Unglück wollte, daß, während der
zu den Damen zurückgekehrt war, um in
jungen Adrienne's Troſt für ſeine Niederlage
Frau von Marneville den Namen der Mar
Pompadour nannte; ſie äußerte nämlich
von derſelben einen Verhaftsbefehl gegen
zu erwirken.

„Das wäre ſo übel nicht“, meinte der

„die Pompadour ist eben jetzt auf alle Poeten sehr schlecht zu sprechen wegen einer Satyre, die ihr sehr böse mitspielt.“

„Wie?“ fragten die Damen.

„Es sind Verse im Umlauf, welche die Marquise seit zwei Tagen dem Gelächter von ganz Paris preisgeben.“

„Seit zwei Tagen?“ unterbrach Adrienne ihren Bräutigam.

„Richelieu, der galante Herzog, der in immerwährender Fehde mit der Marquise lebt, hat sie der Pompadour gebracht — das eitle Weib ist außer sich, sie hat die Polizei und die Justiz in Bewegung gesetzt, um den Verfasser zu entdecken.“

„Er ist also noch nicht bekannt?“ fragte Adrienne erregt.

„Nein.“

„Und würde ihn eine empfindliche Strafe treffen?“ fragte Adrienne weiter.

„Er würde wol für längere Zeit ein freies Quartier in der Bastille erhalten — —“

Adrienne erhob sich und verlangte ihren Mantel.

„Wohin willst Du denn, mein Kind?“

„Zur Marquise von Pompadour.“

„Zur Marquise?“ staunte Maurepas-Seladon.

„Jetzt — zu dieſer ungewöhnlichen Stunde?“ fügte die Mutter bei.

„Ich will Genugthuung haben“, ſprach das ſchöne Mädchen erregt, „und heute noch!“

Die Marquiſe von Pompadour war in Folge des Aergers, den ihr die Satyre des armen Desforges bereitet hatte, leidend, und daher viel früher, als ſie es gewohnt war, zu Bette gegangen.

Als Fräulein von Marneville bei ihr eingeführt wurde, lag die mächtige Gebieterin Frankreichs jedes Pompes entkleidet, müde und bleich, aber deshalb kaum minder verführeriſch, in den ſeidenen Polſtern und heftete ihre großen durchdringenden Augen, die ſchon manchem gewiegten Diplomaten ſeine Faſſung genommen hatten, auf das Mädchen.

„Nur eine Sache von Wichtigkeit kann es entſchuldigen, daß Sie mich aus meiner Nachtruhe ſchrecken“, begann die Pompadour, „denn Sie ſehen mich ſehr unwohl.

„Meine Nachricht wird Wunder wirken, ſo hoffe ich“, ſagte Adrienne reſolut. „Sie werden geneſen, Frau Marquiſe, da ich im Stande bin, die Urſache Ihrer Krankheit zu heben.“

„Und die wäre?“

„Die Satyre, welche . . .“

„Kein Wort mehr davon!“

„Doch, Madame, Sie gäben viel darum, den Faſſer zu kennen?“

„Alles in der Welt!“ rief die Pompadour auffahrend.

„Nun, ich verlange nur, daß ſie mich nicht als Geberin nennen . , .“

„Zugeſtanden!“

„Und daß Sie den Elenden ſtrafen!“ ſchloß das Mädchen mit flammenden Wangen.

„O, verlaſſen Sie ſich auf mich, er ſoll in einer Weiſe geſtraft werden, daß allen Poeten Frankreichs auf einem Male das Satyrenſchreiben vergeht!“ ſprach die Marquiſe raſch, während ihre Augen voll Rachelust funkelten.

„Ich habe alſo Ihr Wort, Madame?“

„Mein Wort.“

„Hier iſt das Manuſcript.“

Die Pompadour überflog es. „Aber der Name des Verfaſſers?“

„Desforges.“

„Iſt dies ſeine Schrift?“

„Seine Schrift.“

„Wie ſoll ich Sie belohnen, mein Kind?“ rief die Pompadour erregt.

„Indem Sie Desforges züchtigen, an ſeiner Strafe will ich ſehen, wie hoch der Lohn iſt, deſſen Sie meinen Dienſt werth halten.“

„Nun, Sie ſollen maßlos belohnt werden!“ lachte die Pompadour und entließ mit einer majeſtätiſchen Handbewegung das Fräulein. —

Noch in derſelben Nacht wurde Desforges verhaftet und in die Baſtille gebracht.

Die Marquiſe von Pompadour beſchäftigte ſich hierauf mehrere Tage nur damit, eine zugleich originelle und peinliche Strafe für den Poeten zu erſinnen. Endlich hatte ſie das intereſſante Problem gelöſt und traf alle Anſtalten, um ihren Einfall ſo raſch als möglich in Szene zu ſetzen.

Desforges befand ſich unterdeſſen in ſeinem Gefängniß in der Baſtille in der übelſten Verfaſſung. Es war, als ahne er, daß ihn die unerbittlichſten der Rachegöttinnen in Geſtalt zweier ebenſo ſchönen als grauſamen Frauen umſchwebten.

Er nahm nur auf Zureden ſeines Kerkermeiſters Speiſe und Trank, kam Tag und Nacht nicht aus ſeinen Kleidern, ſondern lag auf ſeinem Bett und weinte, oder deklamirte traurige Verſe, welche ihm aus klaſſiſchen Tragödien im Gedächtniß geblieben waren. Endlich kam der Tag, wo er ſein Schickſal erfahren ſollte.

Man führte ihn in einen kleinen Saal, in welchem hinter einem grün behängten Tische drei Gerichtspersonen in langen Talaren und ein kleiner einäugiger Schreiber saßen. Hinter dem Gerichtshofe stand eine große spanische Wand, während ein halbes Dutzend Schergen den Angeklagten umgab.

Das Verfahren zeichnete sich durch seine Kürze aus. Man legte Desforges eine Abschrift der Satyre vor und fragte ihn, ob er dieselbe kenne? Er bejahte. Ob er die Autorschaft derselben zugebe. Als er leugnete wurde ihm sein Manuscript vorgewiesen.

Er sah sich verloren, gestand jetzt, daß er die giftigen Verse auf die Marquise v. Pompadour geschrieben und verbreitet habe, und bat den König um Gnade.

Der Gerichtshof berieth wenige Sekunden, dann erhob sich der Präsident, um das Urtheil zu verkünden, es lautete auf Pranger und lebenslängliche Haft.

Entsetzt sank der arme Libelliſt in die Kniee und hob seine Hände zum Himmel empor. „Gnade!“ schrie er, „Gnade!“

In diesem Augenblick war eine schlanke Dame, in lichte Seide gekleidet, hinter der spanischen Wand her-

vorgetreten und ſtand jetzt vor Desforges, denſelben durch eine goldene Lorgnette betrachtend.

„Erwarten Sie keine Gnade vom Könige“, ſagte ſie dann mit kalter Nachläſſigkeit; „der Gerichtshof hat Sie verurtheilt und Seine Majeſtät hat mir unumſchränkte Vollmacht ertheilt, Ihre Strafe ganz nach meiner Laune vollziehen zu laſſen. Verſtehen Sie, geiſtreicher Satyriker, wiedererſtandener Juvenal, ganz nach meiner Laune!“

„Mein Gott, Sie ſind —“ ſtammelte Desforges.

„Die Marquiſe von Pompadour!“ fiel die Dame ein, „dieſelbe Pompadour, welche Sie mit ſo viel Geiſt beleidigt haben und die daher ihren ganzen Witz aufbieten muß, um Sie mit ebenſo viel gutem Geſchmack zu ſtrafen!“

Desforges bedeckte ſein Geſicht mit den Händen und blieb ſtumm. Bei dieſem Weibe mit dem Herzen von Stein hatte er auf kein Erbarmen zu rechnen, das wußte er nur zu gut; Todesangſt erfaßte ihn und er begann am ganzen Leibe zu zittern.

Auf einen Wink der Marquiſe wurde die ſpaniſche Wand entfernt und ein niedriger Käfig aus ſtarken Eiſenſtäben ſichtbar.

„Ich will dieſes ſeltene Exemplar eines Poeten

n dieſem Käfige hier verwahrt wiſſen", fuhr Frau von Pompadour fort; „ſeine Phantaſie wird ihm gewiß chilflich ſein, dies enge Gefängniß zu einer zweiten Baſtille zu erweitern . . . denn enge iſt es, ſehr enge, s iſt ſo gebaut, daß ein Menſch darin weder ſtehen, och ſitzen, noch liegen kann — aber ein Poet iſt ja in Menſch gemeiner Art und ſo wird ihn dieſer ngewöhnliche Kerker gewiß ſehr angenehm über= ſchen!" —

Die Kerkerknechte hatten den unglücklichen Des= rges ergriffen und warfen ihn jetzt in den Käfig, den e dann ſchloſſen und ſperrten. Den Schlüſſel nahm ie Marquiſe zu ſich.

„So mein junger Juvenal", ſprach ſie, noch im= ter die Lorgnette vor den Augen, „ſo ſoll Sie Paris eute noch ſehen und der Pöbel ſoll ſich bis Sonnen= ntergang mit Ihnen in einer Weiſe unterhalten, wie s ihm ſonſt nur bei den Affen der Menagerie von Verſailles gegönnt iſt."

Damit verließ die ſchöne Henkerin ihr unglückli= jes Opfer, das laut ſchluchzend in ohnmächtiger Verzweiflung ſein Haupt gegen die eiſernen Stäbe ſei= es Kerkers ſtieß. —

Es war kein Zufall, daß an demſelben Tage, wo Desforges in ſeinem Käfige auf dem Pranger ſtand,

die Hefe des Pariſer Volkes mit Stöcken nach ihm ſtieß, den armen Satyriker mit faulen Aepfeln und Koth bewarf, daß an demſelben Tage die Trauung des Marquis von Maurepas mit Fräulein von Marneville in der Notredame-Kirche ſtattfand. Der Marquis hatte es ſo gewollt. Der unglückliche Poet ſah in ſeinem Prangerkäfige die von Schönheit und Glück ſtrahlende Geliebte in durchſichtiger Glaskaroſſe an der Seite ihres Gemahls aus der Kirche zurückkehren — Adrienne freilich ſah ihn nicht, ſie war viel zu glücklich, um irgend etwas Anderes zu bemerken, als den ſchönen vornehmen Mann an ihrer Seite.

Jahre waren vergangen. Desforges war längſt vergeſſen von aller Welt, ſogar von den beiden Marquiſen, die ihn ſo elend gemacht und in ſeinem Käfige dem Wahnſinn nahe gebracht hatten. Da fiel eines Tages, durch einen Zufall, der mächtigen Gebieterin Frankreichs ein verroſteter Schlüſſel in die Augen, der von Niemandem beachtet auf ihrem Toilettentiſche lag. Keine ihrer Kammerfrauen wußte Beſcheid, man verſuchte da und dort, aber der ominöſe Schlüſſel wollte in keines der unzähligen Schlöſſer in Verſailles paſſen.

Endlich blitzte es in dem Kopfe der Marquiſe auf.

„Am Ende iſt es der Schlüſſel zu dem Käfige, in
n ich damals jenen elenden Satyriker — wie hieß
doch — geſperrt habe?“ ſagte ſie zu ihren Damen.

„Desforges?“ fiel eine aus dem Kreiſe ein.

„Ja Desforges! wiederholte die Marquiſe, „ſollte
noch leben? — Nun, ich bin guter Laune heute
d liebe derlei ſpaßhafte Vorfälle, wie die ſtumme
rſprache dieſes Schlüſſels für den längſtverſchollenen
oeten. Er ſei begnadigt! Man ſende in die Baſtille
d gebe ihm auf der Stelle die Freiheit und zugleich
e Weiſung, Frankreich binnen acht Tagen zu ver-
ſſen.“

Ein Schweizer eilte in die Baſtille, den Befehl
r Gebieterin zu vollziehen. —

Als man Desforges ankündigte, daß er ſein Ge-
ngniß verlaſſen dürfe, ſtarrte er erſt blöde vor ſich
n, dann begann er zu weinen und endlich zu lachen
ie ein Kind.

„Ich kann ja nicht, Monſeigneur“, ſtammelte er,
meine Glieder ſind gelähmt!“ . . .

Man zog ihn mit Mühe aus dem Käfig hervor
d er brauchte zwei Tage, ehe er den Gebrauch ſeiner
eine ſo weit wiedergewann, daß er auf eine Krücke
ſtützt die Baſtille verlaſſen konnte.

Es war Mittag. Paris glänzte im Frühlings-

ſonnenſchein, als eine in Lumpen gehüllte Geſtalt über den Platz Ludwig's XV. wankte, die Häuſer, die Schauläden, die geputzten Menſchen mit gleich kindiſcher Neugier muſternd.

Plötzlich kam ein Läufer vorbei und rief: Platz! Platz! für den Marquis von Maurepas!

„Maurepas?“ wiederholte der Mann in Lumpen, „Maurepas, woher kenne ich dieſen Maurepas — Wer iſt dieſer Maurepas?“ fragte er endlich einen Bürger.

„Der Miniſter der Marine“, gab dieſer kurz zur Antwort.

„So — ſo“, murmelte der Mann in Lumpen . . . Jetzt kam ein Wagen vorbei, worin an der Seite eines vornehm ausſehenden hübſchen Mannes eine reizende junge Frau ſaß, mit allem Raffinement einer Kokette der Rokokozeit gekleidet und vertraulich mit einem eleganten Offizier plaudernd, der neben dem Wagenſchlage ritt und ſein Pferd von Zeit zu Zeit ſtolze Lançaden machen ließ.

„Adrienne!“ ſchrie plötzlich der Mann in Lumpen, dem mit einem Male die volle Beſinnung ſeines Elendes zurückgekehrt ſchien, machte eine Bewegung, dem rollenden Wagen in das Rad zu fallen. Die junge Frau hörte ihren Namen nennen, warf einen gleichgil-

zen Blick auf den Bettler — denn dafür hielt sie esforges — und lächelte dann wieder dem Offi-er zu.

„Adrienne!“ wiederholte der unglückliche Poet or sich hin. Indeß war der Wagen enteilt, und Desforges saß nun auf einem Eckstein und weinte. So saß er bis es Nacht wurde, dann richtete er sich plötzlich auf erhob die Hände zu dem gestirnten Him-mel und stieß einen gräßlichen Fluch aus.

„Verflucht sei dieses Geschlecht, dem ein Wap-penschild mehr ist als Menschenwürde, Fluch diesen Weibern, die statt Tugend und Sitte nur kalte Grau-samkeit uud Ränke im Sinne tragen, Fluch diesen Tyrannen, die uns unter die Füße treten, um uns zu ründern, zu mißhandeln, uns das Herz aus dem Leibe reißen und lachen, wenn es in ihren Händen zuckt — Fluch ihnen Allen, Fluch!“

Mit diesen Worten wankte er davon, um die renze zu gewinnen . . .

Der Fluch des armen Satyrikers sollte nur zu utsetzlich in Erfüllung gehen.

Die Pompadour starb mit dem prophetischen Wort: Nach mir die Sündfluth!“ und sie kam diese Sünd-uth — die französische Revolution!

Vierzig Jahre, nachdem er im Käfige dem Ge-

ſpötte des Pariſer Pöbels preisgegeben worden war, ſah Desforges auf demſelben Platze die Köpfe des Marquis und der Marquiſe von Maurepas unter dem Beile der Guillotine fallen.

Ende,

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Sacher-Masoch,

Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten.

Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Be

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. 1 Band. 16
Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten. I. Bd. enthal
Maria Theresia und die Freimaurer.
II. Bd. enthaltend: Das Rendez-vous zu Höchstä
Die Keuschheitskommission. Preis pro Bd. 2 M. 50.

Sacher-Masoch, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten
der Bühnenwelt. 1 Bd. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. 1
Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Ueber den Werth der Kritik. Preis 1

Sacher-Masoch, Der Mann ohne Vorurtheil. Lustsp
Preis 1 M. 50.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. 4 Bde. Pr. 12

Sacher-Masoch, Kaunitz. Historischer Roman. Neue Ausga
2 Bde. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Der Emissär. Eine galizische Geschic
Neue Ausgabe. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Liebesgeschichten aus verschieden
Jahrhunderten. 3 Bde. à 4 M.

Sacher-Masoch, Ein weiblicher Sultan. 3 Bde. Pr. 9

Sacher-Masoch, Die Messalinen Wiens. 1 Bd Pr. 4 M.

Sacher-Masoch, Gute Menschen und ihre Geschichte
Novellen. 1 Bd. Preis 4 M.

Frei, Dr. **Jakob,** Neue Schweizerbilder. 1 Bd.

Klapp, Michael, Die Bankgrafen. Roman a. d. Schwind
zeit. 2 Bde.

Reymond, M., Der Culturkampf in der Bronze. E
Pfahldorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwan
Gemüther. 1 Bd., illustrirt.

Reymond, M., Das neue Laienbrevier des Häckeli
mus. Genesis oder die Entwicklungsgeschichte
Menschengeschlechts. Nach Häckels Anthropogenie
zierliche Reimlein gebracht. 1 Bd., illustrirt.

Sacher-Masoch, Das Vermächtniß Kain's. Zweiter Th
Das Eigenthum. 2 Bände von je 32 Bogen.

Liebesgeschichten

aus

verschiedenen Jahrhunderten.

Novellen

von

Sacher-Masoch.

Zweite Sammlung.

Neue Ausgabe.

Bern,
Georg Frobeen & Cie.
1877.

Die Bluthochzeit zu Kiew.

946.

I.

Unter dem Golddache des Schlosses zu Kiew saß der Czar Igor mit dem griechischen Mönche Anastasius, einem jener unermüdlichen Apostel des Christenthums, welche die byzantinische Kirche zu den damals noch heidnischen Slaven entsendete, beim Bretspiel, als einer seiner Kämmerer die Ankunft einer Gesandtschaft der in Podolien wohnenden Derewlaner meldete.

„Sage Ihnen, daß ich sie anhören will", sprach der Czar, eine echte Heldengestalt, groß, kräftig, schön, in dem weiten Beinkleide von Seide und dem langen, mit edlem Pelzwerk besetzten Ueberkleide von gleichem byzantinischen Stoffe eher einem Herrscher des Morgenlandes als einem europäischen Fürsten gleichend „morgen, wenn ich gelaunt bin oder übermorgen."

„Mächtiger Herr", erwiderte der Kämmerer, „sie verlangen sofort vor Dich geführt zu werden."

„Verlangen? Sind sie nicht meine Unterthanen, bin ich es nicht, der sie regiert und schützt?“ rief Igor aufgebracht, „doch wer weiß was sie uns bringen, vielleicht bedrohen die asiatischen Horden wieder einmal unsere Grenzen, laß sie ein, ich will sie auf der Stelle hören.“

Der Kämmerer verneigte sich und ging, die Derewlaner, welche in der großen Halle unten warteten, in den Thronsaal zu führen. Als sie in denselben traten, saß Czar Igor auf einem niederen, reich geschmückten Sitze, welcher auf hohen Stufen stand und neben ihm ein junges schönes Weib von üppig herrlichem Gliederbau, mit goldrothem Haar und hellblauen gebieterischen Augen, in nicht minder kostbare Gewebe und fürstliches Pelzwerk gekleidet.

Mak, ein junger Bojar, den die Edlen seines Landes zum Sprecher erwählt hatten, fragte den Kämmerer mit seltsamer Hast, wer das schöne Weib an der Seite des Czaren sei.

„Unseres Herren Gemahlin, die Czarin Olga“, lautete die Antwort. Die Züge des jungen Derewlaners verfinsterten sich für einen Augenblick, im nächsten schritt er jedoch mit stolzer Ruhe, von den übrigen Derewlanern gefolgt, zu dem Sitze des Czaren. Die Art, in der diese kühnen freien Männer ihren Fürsten

grüßten, war sehr verschieden von der schmeichelnden emuth, welche im Kaiserpalaste zu Konstantinopel rrschte, sie dachten nicht einmal daran, ihr Knie zu ugen, eine würdevolle Verneigung war Alles, wozu sich verstanden.

„Nun was bringt Ihr mir Gutes?“ begann Czar or.

„Wir sind nicht gekommen, Herr, um Dich zu be=nken“, nahm Mak das Wort, „nur um Dich zu ten, daß Du das Böse von uns nimmst, womit Du s beschenkt hast.“

Der Czar runzelte die Stirn. „Ihr beklagt Euch er die neuen Abgaben, die ich Euch auferlegt habe.“

„So ist es, Herr.“

„Ihr habt den Weg umsonst gemacht, ich vermag dem, was ich befohlen habe, nichts mehr zu än=n“, rief der Czar.

„Wir aber vermögen nicht zu leisten, was Du n uns verlangst“, sprach der Anführer der Derewer, „die Abgaben, die Du uns auferlegt hast, sind hoch, sie erdrücken uns, und sie reizen uns deßhalb on zur Auflehnung, weil ihr Ertrag, wie wir gut issen, nicht Dir und dem Reiche, sondern den Männern Deines Gefolges zufällt. Ist es gerecht, Czar gor, mit unserem Blute Jene zu bezahlen, die Dir

und Deinen Vorfahren nicht mehr geleiſtet als wir ſelbſt? Sind wir Dir und denen, die vor Dir regierten, nicht willig auf allen Kriegszügen gegen die Kaiſer von Byzanz zu Waſſer und zu Land gefolgt?“

„Wem fielen dafür die meiſten Vortheile unſerer Kriege zu“, unterbrach der Czar den Sprecher, „als Euch Männern von Podolien? Wer hat Euch von der Herrſchaft der Chaſaren befreit, wer von dem Tribut, den Ihr dieſen räuberiſchen Aſiaten leiſten mußtet? Wir, die Czaren von Kiew! Wem verdankt ihr den Schutz Eures Handels mit den Griechen, als wieder den Czaren von Kiew? Trägt nicht der Dniſter Eueren goldenen Weizen bis zum ſchwarzen Meere und das Meer bis zu den ſieben Thürmen? Tauſcht ihr nicht dafür die koſtbaren Gewebe und andere ſeltene Waare, welche die Kunſt des Griechen erzeugt und bringt ſie auf unſere Märkte? Man ſagt Podolien fließt von Honig und Milch, ſeine ſaftigen mit Salz getränkten Weiden ſind mit Rinder- und Schafherden bedeckt, weithin ſtreckt ſich fettes Ackerland, ein gelbes Meer von Aehren, und an den Ufern des Dniſter wächſt die edle Rebe, wachſen die ſüßen Früchte des Südens. Ihr wohnt in einem Paradieſe und ſpielt hier in Kiew die Bettler, die ſich in einer Wüſte mühſelig ernähren.“

„Unſer Volk hat uns entſendet, Dich zu bitten, rr“, begann der junge Bojar von Neuem.

„Und wenn ich dieſe Bitte abſchlägig beſcheide?“

„Dann werden wir trotzdem nicht leiſten, was von uns verlangſt.“

„Ihr bietet mir alſo Trotz“, rief der Czar ſich ebend, „nun wir wollen ſehen, kehret zurück in Euer ch- und Honigland und ſagt Jenen die Euch zu mir ndt, wenn ſie mir nicht gutwillig geben, was ich en aufgetragen, ſo werde ich zu ihnen kommen und ſelbſt die Steuern holen.“

„So gnädig läßt Du dieſe anmaßenden Knechte en“, rief die Czarin mit blitzenden Augen die Dewlaner meſſend, „ich wüßte beſſeren Rath.“

„Was würdeſt Du beginnen?“

„Ich ließe ſie auf der Stelle gefangen ſetzen und rde neue Foltern, neue Qualen erſinnen, ſie für en Uebermuth zu ſtrafen.“

„Es bleibt bei meinem Worte“, ſprach der Czar, eht Ihr Männer von Podolien!“

„Ein ſchönes Weib“, murmelte Mak, als die Dewlaner aus dem Saale gingen.

„Sie hätte uns am liebſten gleich geviertheilt“, chte einer von ſeinen Begleitern.

„Deshalb gefällt ſie mir noch beſſer“, ſprach Mak,

„den Czar aber haſſe ich doppelt, ſeit ich ſeine Frau geſehen. Ein Grieche, der mit Waaren zu uns kam, erzählte mir von einem Weib mit goldenem Haar um deretwillen alle Könige in den Krieg gezogen ſind und eine große Königsſtadt verbrannt iſt. Ich habe es für ein Märchen gehalten, aber jetzt glaube ich daran!“

2.

Czar Igor blieb feſt bei ſeinem Ausſpruch, den Derewlanern die neuen Abgaben nicht zu erlaſſen und die Männer aus Podolien blieben ebenſo feſt dabei dieſelben nicht zu leiſten. Tagtäglich kamen die Männer aus Igor's Gefolge, die Edlen, die Bojaren, denen er die Abgaben der Derewlaner geſchenkt hatte und beklagten ſich, „was nützt uns Deine Großmuth mächtiger Czar, wenn wir nicht im Stande ſind, aus dem was Du uns geſchenkt haſt, Nutzen zu ziehen? Du hätteſt uns ebenſo gut die Schätze des Kaiſers von Konſtantinopel oder Güter im Monde geben können!“

Die ſpöttiſche Unzufriedenheit ſeiner Leute verdroß den Czaren und da ſein Weib klug und niemals um guten Rath verlegen war, fragte er ſie, was er wohl nach ihrer Meinung thun ſolle um die Derewlaner zur Leiſtung der von ihm feſtgeſetzten Steuern zu vermögen. Olga beſann ſich nicht lange. „Zeige Ihnen

den Herrn", sprach sie, „ziehe mit Deinem Kriegsgefolge in ihr Land, treibe die Abgaben, die sie Dir und den Deinen schuldig sind mit guten Worten und wenn nöthig mit Gewalt ein, und wenn sie sich widersetzen, dann gib Dir den Schein ihren Forderungen nachzugeben und komm' das zweite Mal mit einem Heere wieder."

Czar Igor entschloß sich hierauf, selbst zu den Derewlanern zu ziehen. Er entbot seine Bojaren und es versammelten sich in kurzer Zeit bei fünfhundert trefflich gerüstete und bewaffnete Reiter im Schlosse zu Kiew. Der Czar selbst legte nun mit Hilfe seiner Kammerer Panzer und Sporen an, gürtete den krummen, mit Edelsteinen besetzten Säbel um, küßte sein Weib und bestieg sein milchweißes Roß, um sich an die Spitze seines Gefolges zu setzen. Als sie über die Brücke ritten, stand Olga auf der Zinne des großen Thurmes und ließ ihren Schleier im Winde flattern; sahen ihn noch lange Zeit gleich einer weißen Taube über den goldenen Thürmen von Kiew schweben und endlich ganz verschwinden.

Die Derewlaner, von dem Zuge des Czaren benachrichtigt, sendeten ihm hundert ihrer Edlen zu Pferde entgegen, welche ihn an der podolischen Grenze empfingen und nach der Hauptstadt des herrlichen, gesegn-

neten Landes, dem aus Holz erbauten aber stark be-
festigten Iskoretsku, geleiteten.

Als die Brücke niedergelassen wurde und das
milchweiße Pferd Igors dieselbe betrat, scheute das
sonst so muthige und gehorsame Thier und der Czar
mußte ihm die Sporen in die Flanken einsetzen, um
es vorwärts zu bringen. Das Gefolge Igors nahm
dies für ein schlechtes Vorzeichen, während die Derew-
laner seltsame Blicke eines unheimlichen Einverständ-
nisses wechselten.

Noch an dem Tage seiner Ankunft versammelte
der Czar die vornehmsten Bojaren, die angesehensten
Bürger von Iskoretsku, sowie die Vorsteher der Land-
gemeinde um sich und gab denselben seinen Willen be-
kannt, die rückständigen Eingaben selbst einzutreiben.
Niemand erhob eine Einsprache und so begann Ig
seine Reiter nach allen Weltgegenden auszusenden. D
sich aber weder die Edlen noch die Gemeinde zu ein
Zahlung herbeiließen, begannen die Leute aus dem G
folge des Czaren, den ersteren die werthvollen Pfer
den Bürgern die aufgespeicherten byzantinischen W
ren, den Bauern Vieh und Getreide abzunehmen
wegzuführen. Unter den Derewlanern entstand inf
dieser Vorgänge eine dumpfe Gährung, welche b
in thätliche Auflehnung ausartete, aller Orten gab

blutige Zusammenstöße zwischen den Bojaren Igors und den Männern von Podolien.

Eines Morgens wurde der Czar durch die Unglücksbotschaft geweckt, daß die Bürger der Landstadt Jampol seine dahin entsendeten Krieger, zwanzig an der Zahl, im Schlafe überfallen und erschlagen hätten; die in der Hauptstadt anwesenden Bojaren seines Gefolges verlangten stürmisch strenge Bestrafung dieses Frevels, der Czar selbst glühte vor Zorn, er rüstete sich auf der Stelle zum Auszug und verließ mit seiner Schaar das Schloß von Iskoretsku in der Absicht, in dem rebellischen Jampol ein furchtbares Gericht zu halten. Doch als sie den Markt erreichten, fanden sie denselben von den Bürgern von Iskoretsku und einer Menge Volkes aus der Umgebung gefüllt, welche ihren Pferden mit lautem Geschrei in die Zügel fielen. Als der Czar sich mit Gewalt der Waffen den Weg frei zu machen drohte, gaben sie denselben frei, in demselben Augenblicke erschien jedoch eine berittene Schaar adeliger Derewlaner, den kühnen Mak an der Spitze, und sperrte denselben auf's Neue.

„Wir sind hier", rief der Anführer der Empörer, „um noch einmal mit den Waffen in der Hand von Dir zu verlangen was Du unseren Bitten versagt hast, großer Czar. Erkläre daß Du die neuen Abgaben

zurücknimmſt und gib uns dies ſchriftlich mit Deinem fürſtlichen Wort, Namen und Siegel, dann laſſen wir Dich ziehen, wenn Du Dich weigerſt, wirſt Du unſere Hauptſtadt nur verlaſſen, ſobald es Dir gelingt über unſere Leichen hinweg zu reiten."

„Ich laſſe mir niemals abtrotzen", rief der Czar, „was ich aus freiem Willen nicht zugeſtanden habe."

„Iſt dies Dein letztes Wort, Czar Igor?"

„Eines Mannes Wort iſt ſtets ſein letztes Wort", gab der Fürſt ſtolz zurück, „gebt den Weg frei!" Er ſpornte ſein Roß und ſprengte auf die Empörer los, dieſe wichen zu beiden Seiten aus, in dem Augenblick aber, wo der Czar mitten unter ihnen war, zog Mak blitzſchnell ſeinen Säbel und hieb ihn von rückwärts über den Kopf. Igor wankte im Sattel und ſtürzte lautlos zur Erde nieder, ſein Pferd beugte ſich über ihn, ſtieß ein ſeltſames Wiehern aus, das wie Weinen klang und jagte dann wie vom Sturmwind getrieben durch die Menge und verſchwand.

Die Leute von Igors Gefolge hatten ebenſo wie die Derewlaner die Säbel gezogen und die Lanzen eingelegt, beide Theile ſtanden ſich kurze Zeit kampfbereit gegenüber, dann ſprach Mak: „Der Czar iſt todt; iſt ein Todter ſo viel werth, daß ſich Lebendige um ſeinetwillen morden?"

Die Leute von Kiew berathschlagten und endlich nahm der Aelteste das Wort. „Laßt uns den Todten begraben und ruhig in die Heimat zurückkehren, so wollen wir zufrieden sein.“

„Es soll sein wie Ihr es verlangt“, sprach Mak. Alle steckten die Säbel ein, dann trugen die von Kiew den todten Fürsten hinaus vor die Stadt, wo drei große Eichen standen, dort gruben sie ein Grab, in das sie den Todten senkten und wälzten einen großen Stein auf das Grab. Sie sammelten noch an demselben Tage die Ihren und ritten schweigend, ohne Gespräch und ohne Gesang nach Kiew zurück. Die Derewlaner aber beschlossen, den Czaren zu Kiew nicht länger mehr zu gehorchen und wählten den kühnen Mak zu ihrem Fürsten.

3.

In tiefer Nacht schreckte die Czarin aus angstvollem Traume empor, sie schrie auf und hatte den einen Fuß bereits auf das Bärenfell gesetzt das vor ihrem Bette lag, besann sich aber als sie bei dem matten Schein der Lampe, welche an schwerer Kette von der Decke des Gemaches herabhing, um sich blickte. Sie saß jetzt wach in ihren Polstern und sann nach, da hörte sie deutlich und immer deutlicher ein schweres

dumpfes Pochen, es schien ihr zuerst als schlage eine Riesenfaust an das Thor der Burg, bald war sie jedoch nicht mehr im Zweifel, es war der Huf eines Pferdes, der im langsamen schwermüthigen Takt auf die Steine des Thorweges schlug. Olga rief ihre Frauen und kleidete sich an, das ganze Schloß war in Bewegung. Von einer entsetzlichen Ahnung erfaßt, hüllte sich die Fürstin in einen Pelz und stieg selbst, von ihren Leuten mit Fackeln begleitet, rasch hinab, das Thor wurde geöffnet und da stand mit Schweiß und Blut bedeckt, den Kopf gesenkt, das milchweiße Pferd des Czaren. Als das treue Thier die Herrin erblickte, stieß es ein kurzes trauriges Wiehern aus und legte sich dann zu Tode ermüdet vor ihre Füße nieder.

„Ein großes Unglück ist geschehen", murmelte Olga todtenbleich, am ganzen Leibe bebend, „der Czar ist verwundet und gefangen oder gar erschlagen."

Sie sendete auf der Stelle Boten aus und Späher, ehe dieselben jedoch zurückkehrten, ritten die Bojaren, die mit Igor ausgezogen waren, im langen traurigen Zuge in Kiew ein und brachten der Fürstin die Botschaft, daß ihr edler Gatte von mörderischer Aufrührerhand erschlagen sei. Olga hörte sie stumm an, weder ihre Sinne schwanden noch weinte sie, schweigend

tließ sie die Bojaren, schweigend und thränenlos saß drei Tage und drei Nächte in ihrem Gemach, ohne ›eise zu sich zu nehmen, ohne ein Auge zu schließen .d starrte vor sich hin. Am vierten Tage ging sie ıab wo das milchweiße Pferd des Czaren stand und ılang den Arm um den Hals des Thieres und dieses ıte seinen Kopf auf ihre Schulter. So stand sie nge, dann kehrte sie in ihr Gemach zurück, hüllte sich Trauergewänder und ordnete die Todtenfeier an.

Von zwanzig Meilen in der Runde strömte das olk herbei und kamen die Bojaren in Wehr und Waffen und Trauerkleidern. Düsterer Grabgesang er›nte und die Priester brachten das Todtenopfer. Dann ›rsammelten sich die Bojaren in der großen Halle. ›anze gebratene Schafe und Rinder wurden von den ›ienern herbeigeschleppt und auf die lange Tafel ge›tzt, der Küchenmeister schnitt mit seinem großen blitzenen Messer die Stücke herab und dazwischen brachten ie Sklaven immer neue irdene Krüge mit schwerem Meth gefüllt und die Becher wurden nicht leer.

So hielten sie das Todtenmahl in Kiew, während ie Czarin das Antlitz in dichte Schleier gehüllt in ›rem Gemache saß und ihre Frauen weinend herzzerreißende Klagelieder sangen.

Der neue Fürst der Derewlaner hatte indeß die

Edlen und die Vorsteher der Gemeinden im Schlosse seiner Hauptstadt versammelt und berieth mit ihnen weitere Schritte gegen Kiew. Alle waren darin einig, daß Podolien nur dann seine Unabhängigkeit behaupten könne, wenn es bei dem ersten Schritte der Befreiung von Kiew nicht stehen bleibe, sondern gleich den zweiten größeren thue, Kiew sich unterwerfe und den Schwerpunkte des Reiches nach Iskoretsku verlege. Ueber die Mittel, dies zu erreichen, gab es jedoch erbitterten Streit. Die Jüngeren und Kampflustigen stimmten dafür, das herrenlose, von einem schwachen Weibe regierte Land mit Krieg zu überziehen, ehe es einen Herrscher, einen Feldherrn finde; die Aelteren riethen friedlich vorzugehen, für ihren Fürsten Mak um Olga's Hand zu werben und auf diese Weise Kiew ihrem Lande zu unterwerfen, in der Art wie das Weib dem Manne unterworfen sei und die Czarin von Kiew den Fürsten von Podolien durch die Vermählung als ihren Herrn anerkennen müsse.

Mak stimmte diesmal den Aelteren und Bedächtigeren zu, nicht weil ihn die gewohnte Kampfeslust und Kühnheit verlassen hatte, sondern weil die wilde stürmische Leidenschaft, welche ihm der Anblick Olga's erregt hatte, seinen Willen vollständig beherrschte und er als Friedensbringer viel eher hoffen durfte das stolze

ine Weib zu erobern, als wenn er mit dem Schwerte die Thore ihres Wittwensitzes pochte.

Der Mond war seit dem Tode Igors noch nicht n ersten Male voll geworden, als der grüne brau- de Dniſter schon ein vergoldetes Schiff von nie ge- ener Pracht gegen Kiew trug, in dem die Brautwer- : der Derewlaner an den Hof der schönen Wittwe ien, um für ihren Fürsten Mak um deren Hand zu ten.

Eine unabsehbare Volksmenge empfing sie am Ufer id geleitete sie nach Kiew.

Die Czarin, welche an dem kleinen Thurmfenster ß, und gedankenvoll, unermüdlich auf Rache sinnend, die nebelhafte Ferne blickte, bemerkte endlich das ewoge und Gedränge und fragte ihre Frauen was gäbe

„Der Dniſter hat ein goldenes Fahrzeug zu uns bracht", meldete man ihr, „und in dem goldenen ihrzeug tapfere Männer von Edelsteinen blitzend. Es id Bojaren aus Podolien, der neue Fürst der Derew- ner sendet sie zu Dir."

„Ich will sie nicht hören", sprach die Czarin die rauen finster zusammenziehend, „mein Ohr bleibt für : verschlossen. Weist sie ab."

Nach einer Weile kamen wieder ihre Frauen in

das Gemach und ſprachen: „Die Derewlaner bitten um die Gunſt, daß ſie ſich Dir zu Füßen niederwerfen dürfen.“

„Die Gunſt wäre wahrhaftig ſchon zu groß für ſie“, erwiderte Olga.

„Sie ſind gekommen“, ſagte eine ihrer Frauen, „um Dir als Sühne für den erſchlagenen Gatten die Hand ihres Fürſten, des tapferen Mak, zu bieten.“

Olga ſah die Sprecherin groß an, in ihren hellen durchdringenden Augen blitzte ein übermenſchlicher, dämoniſcher Gedanke auf. „Sprichſt Du die Wahrheit?“ fragte ſie finſter.

„Die volle Wahrheit.“

„Das iſt etwas Anderes“, verſetzte die Czarin raſch, „führe ſie zu mir, ich will ſie hören.“

„Die Männer von Podolien, Herrin“, meldete jetzt Einer aus der Leibwache der Czarin, „verlangen, daß die von Kiew ſie auf ihren Armen in das Schloß tragen.“

„Mit vollem Recht“, entſchied Olga, „ſie ſind die Sieger, ihr ſeid die Beſiegten, thut ſofort was ſie von Euch verlangen.“

Die Kiewer gehorchten dem Befehl der Fürſtin und trugen die Geſandten der Derewlaner auf ihren Armen in das Schloß, wo ſie ſofort vor Igors Wittwe

geführt wurden, welche auf goldenem Stuhle sitzend, mit einem bösen Lächeln ihre Werbung hörte und sie dann zum Mahle lud.

In derselben Halle, in der sie das Todtenmahl für den erschlagenen Czaren gehalten hatten, war die Tafel gedeckt. Obenan saß die Fürstin, dann saßen in zwei langen Reihen die Derewlaner und die Kiewer Bojaren. Ehe sie sich niederließen, hatten die letzteren ihre Waffen abgelegt und die Podolier folgten ihrem Beispiel. Die Fürstin füllte einen goldenen Becher mit altem Weine bis zum Rande und hob ihn hoch auf, auf das Wohl ihrer Gäste.

Das war das Zeichen für ihre Leibwachen und ihr Gefolge, von allen Seiten in den Saal zu dringen. Die wehrlosen Boten der Empörer wurden rasch bewältigt und gebunden.

„Igors, des Czaren Blut, schreit um Rache wider Euch", rief Olga, welche jetzt gebieterisch vor den Derewlanern stand, „das Recht des Todten soll ihm werden."

Sie ließ hierauf am Ufer des Dniſter ein Riesengrab ausschaufeln. Hunderte von Bauern arbeiteten Tag und Nacht daran, und als es fertig war, wurde auf ihren Befehl das goldene Schiff der Derewlaner

sammt den Brautwerbern ihres Fürsten in denselben versenkt und mit Erde verschüttet.

Die Czarin entbot hierauf durch zwei vornehme Bojaren dem Fürsten Mal Gruß und Dank für seine Werbung. Sie sähe dieselbe gern, ließ sie ihm sagen, doch sei ihr die Gesandtschaft zu gering, er möge die angesehensten Männer seines Landes zu ihr schicken, um ihr seine Hand anzubieten, ihre hohe Stellung verlange dies. Die Derewlaner, welche von dem grauenvollen Loose, das ihren ersten Boten zu Theil geworden war, keine Ahnung hatten, wählten hierauf die edelsten aus ihren Bojaren und sendeten sie auf einem Fahrzeuge, das noch viel prächtiger war als das erste, nach Kiew an den Hof der Czarin.

Olga empfing sie in Trauerkleidern und hörte sie mit einem Lächeln an, das die Brautwerber für ein gutes Zeichen nahmen. Dann lud sie die Derewlaner ein es sich bequem zu machen und bei ihr zu speisen. Die Gesandten dankten für die Ehre, die ihre Herrin ihnen so gnadenreich erweisen wolle, und schon erschienen zwölf Jungfrauen, alle schön und reich geschmückt, um sie nach russischer Sitte in das Dampfbad zu führen. Die Männer von Podolien folgten ihnen ahnungslos die Treppe hinab durch den Hof in den Garten, in welchem das hölzerne Badehaus ganz vereinzelt stand.

Kaum hatten sie dasselbe betreten, wurden die
ɔüren von den Mädchen gesperrt und diese trugen
ig mit Theer und Pech getränkte Reisigbündel herbei,
:lche sie rings um das hölzerne Bad aufschichteten
ıd dann in Brand steckten.

Als die Flammen von allen Seiten emporschlu=
n und der Rauch die Derewlaner zu ersticken drohte,
:fen sie in ihrer Todesangst um Hilfe, nachdem sie
rgebens versucht die Thüren zu öffnen.

„Ein Bad sondergleichen", hörten sie die Czarin
außen rufen, „es ist sogar im Stande vom Czaren=
ıt zu reinigen, seht aber zu, daß es Euch nicht zu
ırm werde!"

Vergeblich flehten die überlisteten podolischen Bo=
:en um Gnade, vergeblich boten sie Sühne an für
ıors Blut, die Czarin blieb unerbittlich, sie antwor=
e nicht auf ihr Angstgeschrei und ließ sie ohne Er=
rmen verbrennen.

4.

Olga versammelte hierauf ein zahlreiches Gefolge,
ıs genügend war, sie vor Ueberfall zu schützen und
ıdete Boten zu Mak, dem Fürsten der Derewlaner,
n ihm ihren Besuch anzukündigen. Das Herz des
ngen leidenschaftlichen Mannes schwoll bei dieser
achricht, die seiner Eitelkeit nicht minder als seinen

heißen Wünschen schmeichelte, vor Lust und Stolz; er traf die größten Anstalten, das schöne geliebte fürstliche Weib wie es demselben gebührte zu empfangen. Die Ungeduld sie, die er mit aller Wildheit seines heidnischen Gemüthes liebte, die er anbetete wie keine seiner Götter, wiederzusehen, machte es ihm unmöglich die Czarin, wie es seine Würde forderte, an den Thoren seiner Hauptstadt zu erwarten, er eilte ihr bis zur Grenze entgegen und als sie an der Spitze ihrer Leute, in schwarze Schleier und Gewänder gehüllt von vielen ihrer Sklaven in einer vergoldeten Sänfte getragen, sichtbar wurde, warf er sich, seiner selbst nicht mehr mächtig, vom Pferde herab und zu ihren Füßen nieder. „Die Götter mögen Deinen Eintritt segnen", rief er, „erweise mir, dem ersten Deiner Knechte, diese Gunst und laß Deinen Fuß über mich hinweg in dieses Land schreiten."

„Erhebt Euch", erwiderte Olga mit ruhiger sanfter Stimme, „nicht einen Knecht such' ich in diesem Lande, sondern einen Herrn und Beschützer, einen Gatten." Sie reichte ihm ihre Hand auf die er noch immer knieend seine heißen Lippen preßte und hob ihn auf.

„Du bist zu nachsichtig, zu gütig, mit Deinem Knechte, Herrin", sprach der junge blühendschöne Fürst

mit einem Blicke voll Bewunderung und Hingebung das majestätisch holde Weib verschlingend, dessen Locken gleich goldenen Schlingen um sie spielten.

„Noch wäre Güte nicht am Platze", erwiderte Olga ernst, „wir sind gekommen um des Czaren Igor, meines erschlagenen Gatten Blut zu sühnen." Der junge Fürst erbleichte unter dem Blicke dieser großen hellen Augen die bis auf den Grund seiner Seele zu dringen schienen und er neigte stumm sein Haupt wie ein Sünder der um Vergebung, ein Verbrecher der um Gnade fleht.

„Wir sind gekommen", fuhr Olga fort, „um wie es einem treuen Weibe und treuen Dienern ziemt, am Grabe unseres Herrn, unseres Fürsten, zu trauern und zu weinen, ihm eine Mohila (Erdhügel, welche die Russen ihren gefallenen Helden auf das Grab setzten) zu errichten und ein Todtenmahl abzuhalten."

„Wir werden, wenn Du es erlaubst, hohe Frau, Deine Trauer theilen und mit Dir vereint dem Todten Opfer bringen", erwiderte Mak.

Die Czarin nickte zustimmend mit dem Kopfe und der Zug setzte sich auf ihren Wink wieder in Bewegung, der junge Fürst ritt ehrerbietig einige Schritte entfernt zur Seite ihrer Sänfte, und gab, ihren Schmerz ehrend, nur auf ihre Fragen bescheidene Antwort, ohne

es zu wagen ſelbſt das Wort an ſie zu richten. So kamen ſie in der Hauptſtadt an, von deren hölzernen mit Gold gedeckten Thürmen Fahnen wehten, während vor den Thoren die Vorſteher von Iskoretsku knieend der Czarin, nach alter Slavenſitte Salz und Brod, die Symbole des Friedens, der Treue und der Gaſtlichkeit, reichten.

Als Olga in den für ſie mit byzantiniſcher Pracht geſchmückten Gemächern des Schloſſes mit ihren Frauen allein war, nahm ſie den ſchwarzen Wittwenſchleier ab und ließ ſich vor dem in Gold gefaßten Spiegel nieder, um ſich in demſelben lange und aufmerkſam zu betrachten. „Meine Wangen ſind vom Schmerz gebleicht“, murmelte ſie, „aber ich bin noch immer ſchön und liebenswerth. Ich will ſchön ſein und er ſoll mich lieben!“

„Ein ſchöner Mann, der Fürſt“, ſprach eine ihrer Frauen.

„Schön und adelig“, ſagte die Czarin nachſinnend, „aber es klebt Blut an ſeinen Händen, das Blut meines Herren, meines Mannes, und ſchreit um Rache! Ich könnte ihn lieben, ja! wenn ich ihn nicht von ganzem Herzen haſſen müßte.“

Am frühen Morgen zog die Czarin mit ihren Frauen und den Männern ihres Gefolges zu dem Grabe

Ihres Gatten. Sie warf sich auf demselben nieder, ließ ihre heißen Thränen auf die kalte Erde strömen, und raufte ihr goldenes Haar. Dann ließ sie durch ihre Leute eine Mohila aufwerfen, einen großen sargähnlichen Erdhügel, und sie selbst trug die drei ersten Schaufeln Erde zu derselben herbei. Von den Derewanern durfte keiner Hand anlegen, sie duldete es nicht, und Mak unterwarf sich in allem ihrem Willen.

Als das Todtenmahl gehalten war, berief die Czarin den Fürsten in ihr Gemach. Sie hatte den Wittwenschleier abgelegt, aber trug noch die Trauerkleider. Mak ließ sich vor ihr auf ein Kniee nieder und erwartete von ihren Lippen die Entscheidung, er bebte, als hätte sie sein Urtheil zu sprechen, ein Urtheil auf Tod und Leben.

„Dem Todten ist genug gethan", begann die Czarin ernst aber milde, „nun soll auch den Lebendigen ihr Recht werden. Ihr habt um meine Hand geworben, edler Fürst, so nehmet sie hin, ich bin die Euere."

„Wie danke ich Dir, Herrin", rief Mak mit vor Entzücken trunkenem Blick. „Du machst mit diesem Worte Deinen Sklaven zum Gott."

„Ich bin bereit, diese düsteren Gewänder mit jenen zu vertauschen, die der Freude, der Liebe und dem Glücke ziemen", fuhr sie fort, „und eh' der Mond noch

voll wird, feiern wir, ſo die Götter wollen, zu Kiew unſere Hochzeit."

„Warum zu Kiew, Herrin?"

„Hier iſt nicht der Ort zu ſolcher Feſtlichkeit", gab ſie ernſt zur Antwort, „Ihr wißt daß auf dem Markte dieſer Stadt —"

„Genug davon, wenn Du erlaubſt", unterbrach ſie Mak, „Du befiehlſt und ich gehorche."

„Wie es dem Sklaven ziemt", ſprach ſie und beugte ſich mit einem Lächeln zu ihm herab um ihm, wie es die Sitte forderte, den erſten bräutlichen Kuß zu geben, aber ihre Lippen berührten die ſeinen kalt und ſtarr wie die Lippen einer Todten.

5.

Die Pauken dröhnten, die Trompeten ſchmetterten von Kiews goldenen Thürmen und jubelnder Zuruf vieler Tauſende begrüßte die Schiffe der Derewlaner, welche mit rothen Segeln den Dniſter heraufgeſchwommen kamen, voran das vergoldete, reichgeſchmückte Fahrzeug, das ihren Fürſten, den jungen Mak, trug. Olga kam ihm mit ihren Frauen und ihrem Gefolge bis an das Ufer des Fluſſes entgegen. Als der Fürſt die angebetete Frau erblickte, wartete er nicht bis ſein Fahrzeug gelandet und das Brett gelegt war, ſondern

ang über den brausenden Dniſter hinüber auf das
nd und beugte ſein Knie vor Olga.

Die erſte Frage der Derewlaner galt ihren Braut-
rbern.

„Sind Sie Euch nicht begegnet?“ ſagte Olga,
ltſam, es ſcheint ſie ſchämen ſich ihrer mißlungenen
erbung und ſind in aller Stille heimgekehrt.“ —

„So wird es ſein“, erwiderte Mak.

Von den Kiewern geleitet, zogen die Derewlaner,
nftauſend an der Zahl, in die Stadt. Der Tag
rging mit Feſten aller Art, die ritterlichen Bojaren
gten ihre Waffenkunſt in unblutigem Kampfſpiel,
inde Sänger ſchlugen die Saiten ihrer Leier und
ngen die alten Lieder von den Helden des Vol-
s und ihren Heldenthaten, und als die Dunkelheit
reinbrach, tranken die Männer in den großen Hallen
d würfelten; der junge Fürſt aber ſaß im Frauenge-
ache auf ſeidenen Polſtern der Czarin zur Seite, hielt
re marmorkalte Hand in der ſeinen und ſprach mit ihr.

Am folgenden Tage war die Hochzeit; am Mor-
n deſſelben legte Olga zum erſten Male ihre Trauer-
ider ab und ſchmückte ſich mit Hilfe ihrer Frauen
icher als je, reicher als an dem Tage wo Czar Igor,
r geliebte theure Mann, ſie heimgeführt. Unten in
m großen Hofe erwarteten die Bojaren von Kiew

und die Männer von Podolien vereint die Fürstin, während Mak mit fiebernder Ungeduld im Vorgemache ihrer harrte. Er selbst prangte in den kostbaren Gewändern eines russischen Herrschers, Alles starrte an ihm von schwerem Damast, Gold, Juwelen und edlem Pelzwerk, als aber Olga, von ihren gleichfalls prächtig gekleideten Frauen begleitet, heraustrat, da schien er vollständig verdunkelt. Ein blauer Seidenrock, welcher ihre kleinen Füße in Stiefeln von feinem gelben Leder sehen ließ und eine Art kurzer Scharafan von strotzendem Goldstoff mit blendendem Hermelin gefüttert und ausgeschlagen, die hohe Stirnbinde von blauem Damast mit Goldstickerei und funkelndem Juwelenbesatz, welche wie ein Heiligenschein um ihr schönes Haupt lag und von dem der weiße Schleier gleich zwei schwimmenden Fittichen eines Schwanes über ihre Schultern fiel, gaben ihr eine Alles besiegende Majestät, ohne ihr jene Anmuth zu nehmen, welche sich von der höchsten, vollendeten weiblichen Schönheit niemals trennen läßt.

Der junge Fürst stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Entzückens aus und eilte die Herrliche in seine Arme zu schließen, aber ihr ernster stolzer Blick wies ihn zurück und zu ihren Füßen nieder.

Als die beiden die mit Teppichen belegte Treppe hinabkamen, da tönten ihnen stürmische Segenswünsche

entgegen. „Glück und Gesundheit!“ riefen die einen, „viele Jahre! viele Jahre!“ die anderen.

Zwei in weiße Seide und weißes Pelzwerk gekleidete Jungfrauen führten das milchweiße Pferd der Czarin vor, dessen Sattelzeug von Gold und Edelsteinen blitzte, und Olga schwang sich mit Hilfe Maks auf den Rücken desselben. Das Thier trug seine schöne Last mit fürstlichem Stolze allen voran. Der Fürst der Derewlaner folgte gleichfalls zu Pferde, hinter ihnen schritten die Männer von Kiew und Podolien im langen glänzenden Zuge.

So begaben sie sich zum Tempel des Feuergottes, welcher zugleich der Gott der Ehen und der Hochzeiten war.

Als sie nach geschlossenem Bunde in das Czarenschloß zurückkehrten, ritt Fürst Mak an Olgas Seite, hob sie, im Hofe angelangt, mit seinen kräftigen Armen vom Pferde und führte sie an der Hand die Treppe hinauf. Oben in allen Sälen und unten in den weiten Hallen waren die langen Tische gedeckt zum Hochzeitsmahle. Die Begleiter Maks saßen gemischt mit den Bojaren von Kiew und hunderte von Dienern und Sklaven schleppten die riesigen Schüsseln herbei und die Krüge mit Wein und Meth. Ein ganzer Wald in der Nähe von Kiew war gefällt worden, um alle die Rin-

der und Schafe zu braten, die auf die Tafeln im Schloſſe kamen und in den Höfen dem Volke aufgetiſcht wurden.

Der junge Fürſt der Derewlaner und Olga, jetzt ſein Weib, das ihm, wie er meinte Niemand mehr entreißen konnte und ſollte, ſaßen in dem letzten Saale auf einer hölzernen mit Teppichen bedeckten Bühne, und ſpeiſten zuſammen, allein und doch in Geſellſchaft ihrer Getreuen. Der Fürſt aß und ſprach dem Weine zu und die ſüßen Worte der Liebe floſſen ihm vom Munde. Olga ſaß ſtumm und marmorkalt, ſie berührte keine Speiſe, ja nicht einmal den Rand eines Bechers.

Die Männer zechten bis in die Nacht hinein, ſie zechten noch fort, als ſich die Czarin und der Fürſt erhoben und in das hochzeitliche Prachtgemach zurückgezogen hatten.

Der junge Fürſt der Derewlaner, der nichts in der Welt fürchtete, nicht einmal die Götter, erbebte als er die Schwelle deſſelben überſchritt, und ein ſeltſamer Schauer kam über ihn, als hätte ihn die Luft des Grabes angeweht. Wenn das nicht Leidenſchaft, nicht Liebe war, was war es ſonſt? Er konnte ſich keine Rechenſchaft geben. Während er Säbel, Ueberkleid und Gürtel ablegte, zog ſich Olga mit ihren Frauen hinter einen weißen Vorhang zurück, welcher das Gemach in der Mitte theilte, als ſich ihre Frauen ent-

fernt hatten, rief die Czarin den Fürsten zu sich. Er schlug den Vorhang zurück und sah das herrliche Weib auf ihrem prächtigen Lager sitzen, das auf goldenen Füßen ruhend, auf Stufen erhaben stand. Sie trug jetzt einen weiten Hermelinpelz der bis zur Erde reichte und um das goldene Haar ein rothes Tuch wie einen Turban gewunden.

„Kniee nieder und thue Deinen Dienst", begann die Czarin mit kalter Majestät.

Der Fürst stieg die Stufen empor und ließ sich vor seiner Gemahlin auf ein Kniee nieder, um ihr wie es Hochzeitsbrauch war, die Stiefeln auszuziehen. Es war dies die erste und die letzte Demüthigung des Mannes vor dem Weibe, welche die Sitte gebot, von demselben Augenblicke an war er ihr Herr.

Während Olga ihren Fuß auf das Knie des Fürsten setzte und ihren Blick mit einem seltsamen, halb drohenden, halb mitleidigen Ausdruck auf ihm ruhen ließ, rief er mit aller Begeisterung der Jugend und der Leidenschaft: „Ich diene Dir heute zum ersten, aber nicht zum letzten Male, Herrin, denn ich will Dein Sklave bleiben für alle Zeit."

„Du dienst mir zum ersten und zum letzten Male", erwiderte Olga finster; „aber mein Sklave bist Du in der That und sollst darnach behandelt werden, Ver-

meſſener. Hinweg!“ Sie ſtieß ihn zugleich mit aller Kraft mit dem Fuße vor die Bruſt. Der Stoß kam ſo unerwartet, daß der junge Fürſt die Stufen hinabſtürzte und zu ihren Füßen lag, als ſie bereits aufgeſprungen war und mit der Streitaxt ihres erſchlagenen Gatten, die zu Häupten ihres Lagers hing, an das runde Schild deſſelben ſchlug.

Es gab einen tiefen dröhnenden Klang, der wie Sturmglockenton durch das ganze Schloß hallte, aber er weckte die Derewlaner nicht, welche von dem alten Meth berauſcht unter Tiſchen und Bänken lagen und ſchliefen; es war nur das Zeichen für die Bojaren von Kiew und die Leibwache der Czarin, die Trunkenen zu überfallen und niederzumetzeln, es war das Zeichen für die Sklaven, in das Hochzeitsgemach zu ſtürzen und den Fürſten, der ſich vergebens aufraffte und zu wehren verſuchte, von Neuem zu Boden zu werfen und an Händen und Füßen gefeſſelt der Czarin, jetzt ſeiner Richterin, vor die Füße zu legen.

„Du biſt in meiner Hand, Fürſt von Podolien, Mörder meines Gatten“, begann die Czarin mit furchtbarem Hohn, „ſo war die Liſt des Weibes doch mächtiger als die Tapferkeit und Kraft von fünftauſend Männern.“

„Verrath!“ ſtöhnte Mak, „Verrath von Dir, die
liebe.“

„Die Liebe eines Sklaven!“ lachte Olga verächt-
h, „ein Verbrechen mehr, das ich zu ſtrafen habe.“

Von unten tönte jetzt verworrenes Geſchrei, tön-
ı Schmerzensrufe, Flüche und Todesröcheln herauf.

„Was iſt das?“ ſchrie Mak entſetzt auf.

„Das iſt die Hochzeitsmuſik“, rief Olga, „fünf-
ıſend Derewlaner, welche ich hinüberſende zu Czar
or, ein Todtenopfer wie noch keines war, ſeitdem
ın Todte ehrt und ihre Mörder ſtraft.“

„Fürchteſt Du die Götter nicht, Furchtbare!“ rief
c junge Fürſt, nachdem er vergeblich mit wahnſinni-
: Wuth an ſeinen Feſſeln gezerrt.

„Haſt Du ſie geehrt und gefürchtet“, gab ſie feier-
) zur Antwort, „als Du Deinen Fürſten, Deinen
rrn hinterrücks ermordet haſt? Und Du konnteſt
ıuben, Verblendeter, daß ein tugendhaftes Weib, daß
ıe Fürſtin aus dem Hauſe Rurik, ſich ſo weit ver-
ſſen könnte, den heiligen Schatten ihres Gatten unge-
cht zu laſſen und dem Mörder ihre Hand zu reichen,
nnteſt glauben, daß ich mich ſo weit wegwerfen würde,
ıem Sklaven meine Liebe, meine Gunſt zu ſchenken?
o frevelhaft Deine blutige That, ſo entwürdigend
r mich Deine Hoffnungen und Deine Wünſche waren,

o grausam soll jetzt Deine Strafe sein. Alle die Dir hierher gefolgt, sollen sterben, alle, nur Du nicht! Der Tod wäre Gnade für Dich und ich kenne kein Erbarmen, Du sollst mir nicht sterben, Du nicht!"

Die Czarin ließ den gefesselten Fürsten im Hochzeitsgemache liegen und eilte jetzt von Dienern und Sklaven mit Fackeln begleitet hinab, um das blutige Rachewerk zu vollenden. Mehr als viertausend Derewlaner waren hingeschlachtet worden, als sie in der von Blut dampfenden Halle erschien, nur die vornehmsten Bojaren aus dem Gefolge Maks, meist solche die an der Ermordung ihres Gatten theilgenommen, harrten noch gebunden ihres Urtheilsspruches.

Olga hätte ihrem eigenen Gefühle, hätte dem Herzen ihres Volkes nicht genug gethan, wenn sie sich damit begnügt hätte ihre Feinde einfach zu tödten, eine echte Tochter ihrer barbarischen Zeit wurde sie nicht müde, unmenschliche Qualen für ihre Opfer zu ersinnen und dieselben unter ihren Augen zu Tode martern zu lassen.

Einigen ließ sie zuerst Hände und Füße und dann erst die Köpfe herunter sägen, andere ließ sie zwischen zwei Breter nageln und durch ihre Frauen, welche auf denselben saßen, langsam ersticken, wieder andere wurden im Hofe in langen Reihen mit dem Gesichte auf-

wärts zu Boden gelegt, an Pflöcken, welche in die Erde geschlagen waren angekettet und die Czarin bestieg das milchweiße Pferd ihres ermordeten Gatten und ritt, schön und furchtbar wie die Rachegöttin, über ihre Leiber, von einer Schaar junger übermüthiger Bojaren gefolgt, bis der letzte unter dem Hufschlag ihrer Pferde seinen Athem verhaucht hatte. Hier loderten Scheiterhaufen auf denen einige der unglücklichen Derewlaner verbrannt wurden. Dort lagen sie auf glühendem Rost und schrieen im wahnsinnigen Schmerze gleich wilden Thieren, während im Garten große Gruben aufgeworfen und zehn und zehn lebendig begraben wurden. Zu beiden Seiten des Thores wurden aus den Köpfen der niedergesäbelten Derewlaner niederen Standes zwei ungeheure Pyramiden errichtet.*)

So rächte die Czarin Olga den Tod ihres Gatten, des heldenmüthigen Igor, der mit seinen weißen Schiffen Konstantinopel wiederholt in Schrecken gejagt hatte, um zuletzt durch Mörderhand zu fallen.

Der Fürst der Derewlaner wurde in Ketten geschmiedet und in einen unterirdischen Kerker geworfen, in welchem er ohne Luft und Licht, so befahl es Olga,

*) Alle diese Gräuel sind, wie überhaupt die ganze Handlung, streng historisch wiedergegeben.

ſo lange liegen ſollte, bis es ihr beliebe, ſein Urtheil zu ſprechen.

6.

Nachdem der Fürſt der Derewlaner ſich in ihrer Gewalt befand und die vornehmſten und tapferſten Männer ſeines Volkes niedergemetzelt waren, rüſtete ſich die muthige Frau, in deren berückend ſchönem Körper der Geiſt eines Mannes wohnte, das führerloſe Podolien vollſtändig ihrer Herrſchaft zu unterwerfen. Sie ſammelte ein großes Heer, beſtieg das weiße Pferd, das ihr Gemahl in ſo vielen ſiegreichen Kriegen geritten hatte, die zarte Bruſt von einem ſilbernen Panzer bedeckt, das Schwert an der Seite, den Hermelin von den Schultern niederwallend, und führte ſo ihr Volk gegen die Derewlaner. Dieſe boten alle waffenfähigen Männer auf, wählten Oleg zum Feldherrn und zogen ihr muthig entgegen.

Es kam unweit des Dniſter zu einer großen Schlacht, in welcher die Derewlaner vollſtändig geſchlagen die Wahlſtatt in wilder Flucht verließen. Olga verfolgte ſie an der Spitze ihrer Reiter, ſo lange die Pferde noch Athem hatten und nahm noch Tauſende gefangen, welche ſie auf der Stelle niederhauen ließ. Den Feldherrn Oleg, welcher ſchon während der Schlacht

in ihre Hände gefallen war, überließ sie den Bogenschützen ihrer Leibwache als Zielscheibe.

Im raschen Siegeslaufe zog sie gegen Iskoretsku, unterwegs Städte und Dörfer niederbrennend und die Einwohner hinschlachtend. Die Hauptstadt der Derewlaner leistete verzweifelten Widerstand. Schon waren mehrere Stürme der Kiewer abgeschlagen, da sendete die Czarin einen vertrauten Mann in die Stadt, welcher den Bürgern in ihren Namen erklärte, ihre Rache sei gesättigt, sie verlange nichts weiter als den Schein der Unterwerfung und zum Zeichen derselben von jedem Hause drei Sperlinge und von jedem Hof drei Tauben.

Den Bürgern von Iskoretsku schien die Bedingung leicht und sie beeilten sich, Tauben und Sperlinge den Kiewern abzuliefern. Die Czarin nahm sie huldvoll auf und versprach am folgenden Tage mit ihrem Heere abzuziehen. Als aber die Nacht hereinbrach, ließ sie Sperlinge und Tauben unter ihre Soldaten vertheilen, an dem Fuße eines jeden Vogels einen brennenden Zündschwamm befestigen und befahl dann dieselben fliegen zu lassen. Die Vögel kehrten in raschem Fluge in ihre Nester in der Stadt zurück und setzten dieselbe in Brand. Bald schlugen aus allen Dächern von Iskoretsku und den Thürmen der Burg die hellen Flammen empor, da die ganze Stadt aus Holz erbaut

war, dachten die Einwohner nur daran ihr Leben zu retten, aber die Kiewer trieben sie mit den Waffen zurück. Wer nicht durch das Schwert fiel, ging in den Flammen zu Grunde. Die Czarin sah, auf goldenem Sessel hoch oben auf dem Grabhügel ihres Gatten sitzend, mit dämonischer Freude dem grauenvollen Schauspiel zu, bis die Hauptstadt der Derewlaner ein Aschenhaufen war.

Dann durchzog sie Podolien nach allen Richtungen mit Feuer und Schwert, bis das ganze Volk der Derewlaner vor ihr im Staube lag, seines Adels beraubt, besiegt, geplündert, unterworfen. Die gefangenen Bojaren und Edlen machte sie zu Sklaven, suchte einige für sich aus und vertheilte die anderen unter die Leute ihres Gefolges, welche sie an die Schweife ihrer Pferde gebunden mit sich führten. Dem Lande gab sie einen Statthalter, der dasselbe in ihrem Namen mit eiserner Strenge regierte.

Olga kehrte nach Kiew im Triumphe, von ihrem Volke jubelnd begrüßt zurück. Ihr Erstes war, den Mörder Igors, den unglücklichen Fürsten der Derewlaner vor sich bringen zu lassen. Er erbebte bei dem Anblick des schönen Weibes, das in düsterer Majestät, in einen prächtigen dunklen Zobelpelz gehüllt, auf einem Ruhebette lag, umgeben von ihren Frauen und Sklaven,

unter denen er einige der angesehensten Edlen seines Landes erkannte.

„Ich habe Dir eine Strafe versprochen", begann sie mit einem höhnischen Lächeln, „welche grausamer sein soll als der Tod. Podolien liegt besiegt zu meinen Füßen, ich habe seine Krieger getödtet, seine Edlen zu Sklaven gemacht, seine Städte niedergebrannt und Iskoretsku —, wo Czar Igor durch Deine Hand fiel, dem Erdboden gleich gemacht.

„Unmöglich", rief Mak entsetzt.

„Es ist so", bestätigten die Derewlaner, welche Olga als Sklaven dienten.

„Es ist so", wiederholte die Czarin, „und Dich will ich damit strafen, Verräther, daß Du den Untergang, die Schmach Deines Landes überleben mußt. Du sollst mein Sklave sein, nein weniger noch, ein Thier das auf allen Vieren umherkriecht und das ein Jeder, dem es in den Weg kommt, mit dem Fuße von sich stößt. Thut mit ihm wie ich befohlen."

Die Grausame ließ hierauf dem Fürsten der Derewlaner Hände und Füße abhacken und er mußte zeitlebens unter ihrem Tische die Brosamen mit der Zunge auflesen. Olga aber regierte im Namen Svätoslavs, des unmündigen Sohnes des Czaren Igor, lange Jahre mit einer Klugheit und Kraft, welche den Russen von

Kiew einen Herrscher, einen Helden zu ersetzen im Stande war. Die Länder, welche ihr gehorchten, blühten mächtig auf. Durch griechische Mönche für die Lehre Christi gewonnen, ging sie nach Konstantinopel um dieselbe näher kennen zu lernen und ließ sich 955 taufen.

Sie starb 969 von Allen beweint. Der große russische Chronist Nestor nannte sie das „Rettungsgestirn", die Geschichte die „Weise", ihr Volk die „Schlaue" und die Kirche die „Heilige."

Ariella.

1592.

I.

An einem hellen Wintermorgen, ſchritten drei junge Kavaliere durch die von friſchgefallenem Schnee und warmem Sonnengold ſchimmernden Straßen des fröhlichen Alt-London. Alle trugen die ſchöne männliche Tracht aus den Tagen der jungfräulichen Königin, hohe Stiefel und weite Beinkleider, welche ſich zu hundert Falten und Fältchen bauſchten, weite Jacken und kurze Mäntel, welche frei von den Schultern fielen, Alles von koſtbarem Sammt, reich mit Gold geſtickt und mit flandriſchen Spitzen beſetzt, welche an einem ſteifen Kragen befeſtigt den Hals umgaben, vorn die Bruſt umſäumten und in vollen Wellen auf Hand und Knie herabſtürzten. Die Köpfe, denen das kurze Haar und der Spitzbart etwas Kühnes, Herausforderndes gaben, waren mit breiten runden Hüten bedeckt, die

ſchief ſaßen und ihre Goldtroddeln und ihren Federnſchmuck ſtolz über den Rücken fallen ließen.

Die drei jungen Herren ſangen ein derbes Matroſenlied und ſchlugen mit ihren Degen an den Abſätzen ihrer Stiefel den Takt dazu, bis ſie mitten in der Strophe durch einen Ausruf freudiger Ueberraſchung unterbrochen wurden. Vor ihnen ſtand in dieſem Momente ein junger hübſcher Gardeoffizier, welcher dem Matador des heiteren Kleeblattes, dem eben volljährig gewordenen Lord Glendower, herzlich beide Arme entgegenſtreckte.

„Du, Amias“, rief nicht weniger entzückt der Lord, „Du hier in London? Haben Dich Deine ſieben alten Tanten, welche gleich ebenſoviel Parzen Deinen langweiligen Lebensfaden ſpinnend und Dich vor aller ſchnöden Weltluſt behütend in Higby um Dich ſaßen, endlich flügge werden laſſen? Willkommen Jugendfreund, willkommen!“

Die beiden jungen Männer umſchlangen ſich, wie es damals Sitte war und küßten ſich ſo zärtlich, wie es heutzutage nur zwei junge Mädchen vermögen.

„Und weshalb hat man mich nicht aufgeſucht, Ungetreuer?“ fragte Glendower.

„Ich bin erſt kurze Zeit hier und wagte es daher nicht, den Dienſt zu verlaſſen“, erwiderte der Offi-

zier, „heute bin ich jedoch frei und stehe Dir zu Diensten.“

„Vortrefflich“, rief Glendower, „hier meine guten Freunde Sir Hazlitt und Sir Cornwall und dieser brave Krieger nennt sich Sir Amias Rapely. Nun komm aber mit uns und wenn Du erratheſt wohin es geht, zahle ich einen feinen Sekt.“

„Wohin kann es gehen“, lachte der Offizier, den Arm des jungen Lords nehmend, „in eine Taverne.“

„O, wir sind sehr tugendhaft, Kamerad, hier in London“, scherzte Glendower, während alle vier ihren Weg fortsetzten, „und vor Allem höchst kunstsinnig, weißt Du, wer Mäcenas war?“

„Ich weiß es nicht, aber ich denke irgend ein papistischer Heiliger.“

„Teufel! ein Protektor der Künste und Wissenschaften war er, und ich, sieh mich nur an, bin auch so ein Mäcen, nur wende ich meinen Schutz mit Vorliebe den Künstlerinnen zu. Höre also, wir sind auf dem Wege zu den Black-Friars.“

„Das soll wol ein Scherz sein“, staunte der Offizier, „was könnte Dich in das Kloster der schwarzen Brüder führen?“

Die jungen Gentlemen brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Höre Amias“, sagte Glendower, „es ist ein sehr lustiges Kloster, in das wir Dich führen, denn es wird dort Theater gespielt und es gibt da Nonnen, welche ebenso liebenswürdig als schön sind.“

„Wie soll ich das Alles verstehen?“

„Mann, hast Du denn hundert Jahre irgendwo in einem verzauberten Schlosse geschlafen?“ lachte der Lord.

„Du kennst ja das Leben bei uns auf dem Lande“, erwiderte Sir Rapely. „Die Neuigkeiten kommen bei uns sehr altgebacken an.“

„Aber Freund, es ist längst keine Neuigkeit mehr, nicht einmal eine altgebackene, daß wir in London Jahr aus Jahr ein unser festes Theater haben, ja mehrere sogar. Früher zogen die Schauspieler umher und spielten in Städten bald in einer Kirche, bald in einer Schulstube oder einem Gerichtssaale, und auf dem Lande in den Palästen der Lords und wenn es sein mußte, auch in irgend einer Scheune vor Bauern und Matrosen.“

„Ich habe selbst welche in Stratford gesehen“, fiel der Offizier ein. „Sie gaben ein grausames Stück, in dem zuletzt alle umgebracht werden. Die Handlung war in Frankreich.“

„Grausam? Alle umgebracht?“ riefen die Andern durcheinander, „das kann nur Marlowe sein.“

„Hieß das Stück nicht die Massakre von Paris?“

„In der That, so hieß es.“

„In London also hielt der Hof seine Truppe und jeder große Lord hatte seine eigenen Schauspieler“, fuhr Glendower fort, „genau vor sechszehn Jahren, da wir also jetzt 1592 zählen, im Jahre 1576, erwarben die Schauspieler des Grafen Leicester das aufgehobene Kloster der Black-Friars und errichteten in demselben ein Theater.“

„Jetzt verstehe ich“, sprach der Offizier, „aber wird denn da schon am frühen Morgen Komödie agirt?“

„Nein, Du Unschuld“, spottete Glendower, „es wird nur Probe gehalten von dem Stücke, das sie heute Abend geben. William Shakespeare will mit demselben der regelrechten Tragödie nach dem Muster der Alten, wie sie die gelehrten Poeten schreiben und Hof und Adel protegiren, den Todesstoß versetzen. Es ist eine Liebesgeschichte, die in Verona wirklich vorgefallen sein soll.“

„Shakespeare?“ sprach der Offizier, „ist das ein Poet? Ich kenne einen Wollhändler Shakespeare in Stratford.“

„Ganz richtig", fiel Sir Cornwall ein, „es ist sein Vater."

„Und dessen Sohn William, der lustige Taugenichts", staunte Rapely, „schreibt Stücke von denen alle Welt spricht."

„Die ganz London aufregen", setzte Sir Hazlitt fort, „Hof und Adel, Schriftsteller und Gelehrte in Parteien spalten, welche sich heftig bekämpfen. Aber wir wollen heute der Herrlichkeit dieses Clown ein Ende machen."

„In wiefern ein Clown?" fragte der Offizier.

„Weil er sich herausnimmt für das Volk zu schreiben", erklärte Glendower hitzig, „und den Matrosen und Dirnen, welche ihn bejubeln, zu Lieb einen gemeinen Geschmack einzubürgern sucht, was wir aber nicht länger dulden wollen. Leute auf die Bretter bringen, wie sie beim hellen Tage in den Straßen einherlaufen und Nachts in den Tawernen spielen, trinken und raufen, dazu gehört wenig Kunst, lieber Amias, und dies ist Alles was dieser Shakespeare vermag. Hat er sich doch selbst zuerst in der feinen gelehrten Art versucht, als er aber sah, daß seine Sudlereien „Venus und Adonis", „der Raub der Lucretia", und wie das Zeug sonst hieß, mit dem edlen Talente eines

Lilly oder Hughes nicht zu wetteifern vermögen, begann er für den Pöbel zu schreiben."

„Es sieht ihm ähnlich", sagte der Offizier, „in Stratford erzählt man sich die tollsten Streiche von ihm. Ich habe mich halb todt gelacht über eine Geschichte, bei der er als Wildieb ergriffen und bestraft wurde."

„Shakespeare ein Wilddieb", rief Glendower, „herrlich, das ist eine Waffe mehr gegen den süßen „Schwan von Avon", wie ihn seine Schauspieler nennen."

Eben waren die vier Herren vor dem Black-Friars-Theater angelangt und schritten an dem Thorhüter stolz vorüber auf die Bühne. Nachdem sich seine Augen an die hier herrschende Dunkelheit gewöhnt hatten, begann der junge Offizier sich neugierig in dieser fremdartigen Welt umzusehen und ließ sich von seinen Genossen die Einzelnheiten, welche ihm auffielen, erklären.

Die ganze Decoration der Shakespeareschen Bühne, jenes für alle Völker und alle Zeiten geheiligten kleinen Raumes, in welchem Othello, Macbeth und Lear zuerst das Licht der Lampen erblickten, bestand aus Teppichen, welche jetzt einen Thronsaal und im Handumdrehen eine Schenke oder einen Wald darzustellen hatten. Der Tag wurde durch hellblaue, die

Nacht durch ſchwarze Tücher, welche von der Decke herabhingen, angedeutet. Ein Brett, das vorn ſtand, nannte mit Rieſenlettern das Land, den Ort, in dem die Szene ſpielte, die Verwandlung fand durch das Wechſeln deſſelben ſtatt. Zwei Seſſel bedeuteten eine Schenkſtube, ein Tiſch mit Tintenfaß und Feder ein Geſchäftszimmer. Die Mitte der Bühne nahm ein Balkon ein, welchen zwei Säulen trugen und zu dem rechts und links Treppen führten.

Auf dieſem Balkon erblickte der junge Offizier jetzt ein Mädchen von wahrhaft überirdiſcher Schönheit, ſchlank wie eine Waldnymphe, mit dem feinen zartgefärbten Kinderantlitz einer Märchenprinzeſſin, friſchen vollen Lippen und Augen, die wie Sterne durch die künſtliche Nacht des Theaters leuchteten, und er hätte aus voller Seele einſtimmen mögen, als der junge Schauſpieler, welcher unten, den Blick erhoben, ſtand zu ihr die begeiſterten Worte emporſandte:

Ein Paar der ſchönſten Stern' am ganzen Himmel,
Wird ausgeſandt, und bittet Julia's Augen,
In ihren Kreiſen unterdeß zu funkeln.
Doch wären ihre Augen dort, die Sterne
In ihrem Antlitz? Würde nicht der Glanz
Von ihren Wangen jene ſo beſchämen,
Wie Sonnenlicht die Lampe? Würd' ihr Aug'

Aus luft'gen Höhn ſich nicht ſo hell ergießen,
Daß Vögel ſängen, froh den Tag zu grüßen?

Ihm klangen dieſe Worte des Romeo durchaus nicht als gemein, ſondern wie Muſik, zu der die Saiten ſeiner Seele herrlich ſtimmten und es verletzte ſein Gefühl als Glendower zu den Anderen ſagte: „Was dieſer Shakeſpeare ſeinem Romeo für ſpaßiges Zeug in den Mund legt, bei dieſer Stelle muß geziſcht werden!"

„Romeo nennt ſich der junge Mann?" fragte Rapely.

„Romeo, Sohn des Montague", erwiderte Hazlitt, „und die Dame nennt ſich Julia, Capulets Tochter, in dem närriſchen Stücke meine ich, ſonſt iſt er der treffliche Richard Burbadge, dem alle Töne unterthan, die je eines Menſchen Bruſt bewegt, und ſie iſt die reizende Schauſpielerin Ariella, der wir alle vergeblich den Hof machen. Der dort vorn iſt der Dichter und der bei ihm ſteht Henry Lord Southampton, ſein Protektor."

Die jungen Herren verloren ſich hierauf in die Couliſſen und machten Jagd auf die Schauſpielerinnen, nur der Offizier konnte ſich von dem wunderbaren Feenbilde auf dem Balkon nicht trennen. Als die Szene zu Ende war, klatſchte Southampton laut Beifall.

„In dieser Verwandlung hast Du Dich selbst überboten, mein süßer Schwan von Avon", sprach er, den Arm um den Nacken des Poeten legend.

Shakespeare, damals erst vierundzwanzig Jahre alt, kein Adonis aber wie er seinen Brutus schildert, jeder Zoll ein Mann, lächelte schmerzlich. „Sie werden es doch nicht gelten lassen", murmelte er, „Ben Jonson, Hughes, Marlowe und wie sie alle heißen, meine Gegner, sie werden finden, daß der Clown ernsthaft geworden ist, nichts weiter."

„Was bekümmert uns das", lachte Southampton, „Du wirst heute über alle triumphiren, eine neue Zeit der englischen Poesie wird von diesem Tage datiren, willst Du noch mehr?"

„Nun wie seid Ihr zufrieden, Meister Shakespeare?" fragte Burbadge.

„Gut", er blickte auf Ariella, welche noch immer auf dem Balkon stand, auf beide Arme gestützt, wie verloren, „und Ihr, Ariella, ist Euch meine Meinung so gleichgiltig? Weshalb fragt Ihr mich nicht?"

„Weil ich weiß, daß ich es Euch nie recht machen kann, Sir William", sagte sie ohne sich zu bewegen.

„Ich bin auch unzufrieden mit Euch —"

„Nun, habe ich nicht Recht?" schmollte sie.

„Die Balkonszene geht an", fuhr der Dichter fort,

„aber die erſte Begegnung Romeos mit Julia will mir noch immer nicht gefallen.“

„Wollt Ihr noch einmal probiren?“ fragte Burbadge die junge Schauſpielerin.

„Ich muß wohl.“ Sie ſtieg langſam die Treppe herab.

„Alſo fangen wir an“, bat Romeo, doch ſchon nach den erſten Worten Julias unterbrach Shakeſpeare die beiden. „Wollt Ihr es denn nicht faſſen, daß es ein Sonnett iſt, das Ihr zuſammen ſprecht“, rief er, „zerreißt mir nicht die Verſe, und Ihr Ariella, könnt Ihr denn nicht küſſen?“

„Es ſcheint nein“, gab ſie trotzig zur Antwort.

„Soll ichs Euch lehren?“

„Es frägt ſich ob ich lernen will.“

„Immer hat ſie eine Antwort bereit“, wendete ſich Shakeſpeare zu Southampton. „Sie iſt widerſpenſtig und vor Allem gegen mich, aber es gibt Mittel, ſolche ſanfte Tauben zu zähmen.“

Ariella zuckte die Achſeln. „Verſucht es, Sir William“, ſagte ſie, „mit Euch nehme ich es noch auf.“

„Bleibt bei der Sache“, bat Burbadge.

„Die Sache iſt eben ein Kuß“, rief Shakeſpeare „den Ariella in die Luft haucht ſtatt auf Eure Lippen. Alſo beginnen wir.“ Zu Julia tretend erfaßte er

ihre Hand, nicht mehr Shakeſpeare mehr, ganz Romeo und doch Shakeſpeare mehr als je.

Entweihet meine Hand verwegen Dich,
O Heilgenbild, ſo will ich's lieblich büßen,
Zwei Pilger, neigen meine Lippen ſich,
Den herben Druck im Kuſſe zu verſüßen.

„Er iſt im Stande es zu thun", murmelte Glendower, der mit ſeinen Genoſſen wieder zu Napely zurückgekehrt war, „aber ich bin der Mann es nicht zu dulden."

„Haſt Du ein Recht auf ſie?" fragte der Offizier.

Glendower verneinte, aber ſeine Eiferſucht war in einem Maße entflammt, daß er alle Regeln des Theaters und des Anſtandes vergaß und Julia aus der Couliſſe zuwinkte und zurief, ſo daß ſie immer verwirrter den Ton, den der Poet wünſchte, immer weniger traf. Plötzlich errieth Shakeſpeare den Zuſammenhang. „Ah ich merke", ſprach er beleidigt, „Burbadge iſt wieder einmal ſchläfrig nach einer wüſten Nacht und Ihr ſeid zerſtreut, Ariella. Blickt mir nicht in die Couliſſen." Er ſtampfte mit dem Fuße auf, ſo daß Ariella zuſammenſchrak.

„Mäßigt Euch Shakeſpeare", rief Glendower laut und anmaßend, „und behandelt mir dies holde Geſchöpf ſo zart wie ſie es verdient."

„Ich bin nicht ſo ſanft als ich ſcheine“, ſpottete Ariella, „ich ſchütze mich ſelbſt, bietet Eure Dienſte dort an, Lord, wo man ſie benöthigt und ſie — wünſcht.“

„Ihr habt unſere Geſetze verletzt“, wendete ſich Shakeſpeare, der Theilhaber an dem Black-Friars-theater war, zu den Herren. „Ich erſuche Euch, ſofort die Bühne zu verlaſſen.“

Die Anderen wendeten ſich zum Gehen, aber Glen-dower hielt ſie zurück. „Sind wir Diener, die man fortſchickt“, rief er.

„Ungezogen ſeid Ihr“, gab Ariella zur Antwort.

„Verlaßt ſofort das Theater, Lord Glendower“, gebot Southampton auf ihn zutretend. „Ihr wißt, daß die Königin die Geſetze befolgt ſehen will, wenn es auch nur Theatergeſetze ſind.“

Glendower drehte ſich hochmüthig auf dem Abſatz um und ging, ſeine Freunde folgten ihm.

„Ich habe eine Niederlage erlitten“, begann er, um dem Spott der Genoſſen zuvorzukommen, „ſo lange dieſer Wilddieb an ihrer Seite iſt, habe ich nichts zu hoffen, aber der heutige Abend ſoll ihn für immer be-graben. Und dann iſt die Jagd frei.“

„Wohin wollen wir?“ fragte der Offizier.

„In die Syren-Taverne, Unſchuld“, lachte Glen-

bower, „dem Rendezvous aller geiſtreichen Leute Londons.“

Indeſſen hatte Shakeſpeare ſein ſchönes Sonnett von Neuem begonnen, diesmal ſchien Ariella von dem Augenblicke an, wo ſeine Hand die ihre berührte, ganz in der Rolle, ihre Augen hingen während er ſprach, mit kindlichem Staunen und langſam erwachender Liebe zugleich an den ſeinen:

„Entweihet meine Hand verwegen Dich,
O Heilgenbild, ſo will ich's lieblich büßen,
Zwei Pilger, neigen meine Lippen ſich,
Den herben Druck im Kuſſe zu verſüßen.“

Es war ein wunderbarer Ton, mit dem ſie ſchalkhaft halb, und halb verſchämt die Antwort gab:

„Nein, Pilger, lege nichts der Hand zu Schulden
Für ihren ſittſam andachtsvollen Gruß.
Der Heilgen Rechte darf Berührung dulden,
Und Hand in Hand iſt frommer Waller Kuß.“
„Hat nicht der Heilge Lippen wie der Waller?“

fuhr Shakeſpeare fort.

„Ja, doch Gebet iſt die Beſtimmung aller“

klang die muthwillig abweiſende Antwort.

„O, ſo vergönne, theure Heilge, nun,
Daß auch die Lippen wie die Hände thun.
Voll Inbrunſt beten ſie zu Dir: erhöre,
Daß Glaube nicht ſich in Verzweiflung kehre.“

Es war, als ob nicht Romeo, als ob Shakeſpeare

flehe und es ſchien auch nicht mehr Komödie ſondern Wahrheit, als Ariella den Blick zu Boden gesenkt, die halben Worte hauchte:

„Du weißt, ein Heilger pflegt ſich nicht zu regen,
Auch wenn er eine Bitte zugeſteht.“

und wie von einer höheren Macht gezwungen, den Dichter ſanft gewähren ließ.

„So reg' Dich, Holde, nicht, wie Heilge pflegen,
Derweil mein Mund ſich nimmt, was er erfleht.“

Seine Lippen berührten die ihren und in dem Augenblicke geſchah etwas Wunderbares: Ariella wehrte ihm nicht nur nicht, ſie erbebte am ganzen Leibe und flammende Röthe bedeckte mit einem Male ihre Wangen. Niemand ſah es, aber Shakeſpeare fühlte ihre Hand in der ſeinen fiebern.

„Nun Burbadge“, ſagte er raſch, „verſteht Ihr, wie ichs meine?“

„Vollkommen“, entgegnete der berühmte Schauſpieler mit einem ſeltſamen Blick auf Ariella, „aber ich fürchte, es wird mir nicht gelingen, es Euch ſo nachzumachen.“

Die Probe ging nun ihren Gang, die Schauſpieler begannen wieder mit der Balkonſzene. Southampton ſtand mit dem Rücken an der Rampe. „Was haſt Du mit dieſer Ariella“, murmelte er, „Du behandelſt ſie ſchlecht, fühlſt Du eine Abneigung gegen ſie?“

„Ich? im Gegentheil.“

„Es sieht aber so aus.“

„Nein theurer Lord, ich möchte zu ihr sprechen, wie Romeo zu seiner Julia“, sagte Shakespeare, „aber ein Mann der eine Frau gehabt hat und drei Kinder und dieser muthwillige Engel! Ihr seht, das geht nicht wohl. Ich bin auch kein Lord, der ihr einen Palast bieten kann und eine Staatskutsche, aber seht doch wie schön sie ist — wie sie auf die Hand die Wange lehnt.

Wär ich der Handschuh doch auf dieser Hand
Und küßte diese Wange!

II.

Seit langer Zeit war die Syren-Taverne nicht so besucht gewesen wie heute; der kurze Faltenrock der hübschen runden Wirthin Frau Ellis flog wie eine Fahne im Winde hin und her, denn sie suchte in dem Eifer, ihre Gäste zu bedienen, ihresgleichen und ihr galt jeder gleich, ob Lord ob Matrose, Jeder bekam seinen gutgemessenen Krug Ale und ein freundliches Wort als Zugabe.

In einer Nische des düsteren Raumes, dessen Gewölbe auf die Köpfe der Zechenden zu drücken schien und dessen roh getäfelte Wände von der Zeit geschwärzt waren, saßen an einem langen Tisch vier Männer,

welche in der Literatur jener Tage eine hervorragende Rolle spielten: Ben Jonson, der gefürchtete Kritiker, Christopher Marlowe, der geniale Nebenbuhler Shakespeares, John Lilly, der gefeierte Hofpoet und Günstling der Königin Elisabeth und der Dramatiker Thomas Hughes.

Unweit von ihnen hatten sich Glendower und seine Freunde mit anderen jungen Lords zusammengefunden, und an einem dritten Tisch in der Nähe saßen Matrosen und Handwerker und alle sprachen von dem Ereigniß des Tages, der bevorstehenden Aufführung von „Romeo und Julia."

Ben Jonson griff Shakespeare heftig an. „Ich läugne seine großen Gaben nicht", sprach er, „aber um so mehr ist es zu tadeln, wenn er dieselben mißbraucht, um den edleren Geschmack, die hehren Ideale so vieler Jahrhunderte zu verdrängen und die Gestalten, Sitten, Eigenheiten und Ausdrucksweise des englischen Pöbels auf die Bühne zu bringen. Er ehrt keine Tradition, er spricht allen Regeln Hohn und vor allem wirft er die verschiedenen Kunstgattungen und Formen mit einer Art schadenfroher Wildheit durcheinander, er stellt die gewöhnliche Prosa neben den schwungvollen Vers, wie er Erhabenes, Zartes, Tragisches mit Komischem, Rohem ja Gemeinem mischt.

Wenn man seine Stücke sieht, meint man bald eine Tragödie, bald eine Posse vor sich zu haben."

„Ganz richtig", unterbrach Marlowe den gelehrten Pedanten, „Shakespeare strebt darnach, ein Volksschauspiel zu schaffen, er will nicht für Gelehrte, er will für alle Welt schreiben. Mit gewöhnlichen Staatsactionen ist da keine Wirkung zu erzielen, er versucht das Leben zu geben wie es ist, den Lauf der Welt, der allerdings nur zu häufig das Lächerliche neben das Traurige stellt. Ich halte diesen Weg für den allein richtigen —"

„Ihr sprecht pro Domo, Marlowe", rief Thomas Hughes, „auch Ihr seid den Regeln edler Kunst ungetreu geworden, aber Ihr habt nicht jene Erfolge gehabt wie Shakespeare, deshalb seid Ihr auch nicht so schädlich."

„Ich habe nicht die Kühnheit Shakespeares", murmelte Marlowe, „und vielleicht auch nicht sein Genie, das ist es, das allein. Ihr alle tadelt Shakespeares Art, die Ziele, die er anstrebt und Euch ist wohl dabei, ich aber muß ansehen wie ein Anderer leistet was ich versucht, wie ein Größerer erreicht was ich angestrebt, und das ist es, was mich zum Mysanthropen macht. Ich hasse Shakespeare vielleicht nur

deshalb, weil ich ihn am Ende zu sehr bewundere, und es sei gesagt — beneide."

„Und Ihr glaubt im Ernste, daß es Shakespeare gelingen wird das regelrechte Drama zu verdrängen?" fragte Lilly ängstlich.

„Das braucht wenig Arbeit mehr", entgegnete Marlowe, „ich denke Kyd, Lodge, Peele, Greene und ich haben gehörig die Mauernbrecher angesetzt und seitdem die Schauspieler sich von dem Einfluß der Lords frei gemacht, und diesen Shakespeare zum Poeten ihrer Volksbühne erhoben haben, kräht kein Hahn mehr nach Euren Hofkomödien und der Adel Englands, unsere glorreiche Königin an der Spitze, wetteifert mit Krämern, Matrosen und Handwerkern den Stücken Shakespeares Beifall zu klatschen. Man kritisirt dieselben, wahr, aber weder Euer Alexander und Diogenes noch sonst ein regelrechtes Stück hat dem Publikum je so gefallen wie Heinrich VI., Verlorene Liebesmüh, Ende gut Alles gut, die Komödie der Irrungen, die beiden Veroneser und von Romeo und Julia versprechen sich die Schauspieler eine förmliche Umwälzung der Bühne und des Geschmackes."

„Nun wir werden ja sehen", sagte Ben Jonson den Kopf nachdenklich auf dem goldenen Knopfe seines großen Stockes hin und her wiegend.

„Verzeiht, Ihr gelehrten Herren", rief Glendower herüber, „aber ich denke, Ihr macht mit dem Wollhändler von Stratford zu viel Umstände."

„Macht Ihr Shakespeare seine Abkunft zum Vorwurf?" gab Marlowe zur Antwort. „Es ist jedenfalls bequemer, mit dem Einkommen eines Lord geboren zu werden, als sich dasselbe zu erwerben."

„Wie das?"

„Shakespeare bezieht für seine Stücke und als Theilhaber am Globus und Blackfriars-Theater einen Gehalt von vierhundert Pfund*) jährlich, ein Einkommen, um das ihn mancher Lord beneiden kann, für einen Wollhändler ist das artig genug."

„Bah, er bleibt doch ein Mensch ohne Bildung", machte der Lord.

„Ich bin ein Gegner Shakespeares", sagte Ben Jonson bedächtig, „aber hierin muß ich Euch Unrecht geben. Er ist wild, oft sogar roh, aber er ist ein Poet von großem Talente, und glaubt mir, der wahre Dichter ist ebenso sehr gebildet als geboren.**)

„Ah, da ist er selbst", murmelte Lilly.

---

*)Vierhundert Pfund bedeuteten damals so viel wie heute 2000 Pfund (20,000 fl.)

**)Ben Jonsons eigene Worte,

In der That trat Shakeſpeare mit Burbadge und anderen Schauſpielern in die Taverne und ſetzte ſich an den Tiſch der Matroſen, welche ihn erkannten und ihm ehrerbietig Platz machten.

„Gebt Acht", flüſterte Lord Glendower ſeinen Genoſſen zu, „wie ich ihm jetzt die Rechnung bezahlen werde." Dann wendete er ſich zu den Schriftſtellern hinüber und ſprach ſo laut, daß es Jedermann hören mußte: „Ihr ſeid doch auch der Anſicht, ſehr verehrter Ben Jonſon, daß die Schauſpielunternehmer in neuerer Zeit nur deshalb weibliche Rolle von Frauen ſpielen laſſen, um damit ein Lockmittel mehr zu gewinnen. Mit der Poeſie dieſer groben Poeten allein will es nicht vorwärts gehen, man nimmt alſo den Clown zu Hilfe und die Reize hübſcher Mädchen und ſo florirt das Volkstheater. Ich würde einem ſolchen Inſtitute einen andern Namen geben, man wüßte doch gleich woran man iſt."

„Ich denke, Männer ſollen von Männern und Frauen von Frauen dargeſtellt werden", entſchied Ben Jonſon.

Shakeſpeare ſchien die Herausforderung des Lord überhört zu haben, denn er unterbrach ſich keinen Augenblick in dem Geſpräche mit den Schauſpielern denen er eben den Plan zu ſeinem Richard III. ent-

wickelte. „Das wird eine Rolle für Dich, Burbadge, da kannst Du alle Elemente der Menschennatur durcheinander stürmen lassen, Feigheit und Tapferkeit, Heuchelei, Liebe, Haß, Arglist, Blutdurst wie Gewissensbisse und Todesangst."

„Es wird also ein grausames Stück wie Titus Andronicus", meinte Burbadge.

„Ja und nein", erwiderte Shakespeare, „den Titus Andronicus habe ich geschrieben, um den Herodes Marlowe, welcher damals die Volksbühne beherrschte, zu überherodisiren. Heute habe ich das nicht mehr nöthig, es wird ein blutiges Stück, aber ohne Marlowes Gräuel und Bombast."

„Das heutige Stück", sprach Glendower zu den Lords, „ist ein ganz gewöhnliches Machwerk, ich war bei der Probe, es wird ohne Zweifel ausgepfiffen werden, aber was kann man auch von einem Wilddieb Besseres erwarten!"

„Wer ist ein Wilddieb?" schrie ein Matrose, der mit Shakespeare an demselben Tische saß.

„Sir Rapely hat es uns erzählt", fuhr der Lord fort, ohne den ehrlichen Burschen zu beachten.

„Wie so? Erzählt die Geschichte! Das ist nicht übel!" riefen die Lords durcheinander.

„Eigentlich eine ganz harmlose und lustige Ge-

ſchichte", nahm der Gardeoffizier das Wort, „Shakeſpeare jagte und ſtahl Wild mit einigen ausgelaſſenen Geſellen in dem Sir Lucy gehörigen Parke zu Charlecote, wurde dabei erwiſcht und beſtraft."

Schon ſtand der Matroſe die Hände in den Hoſentaſchen vor den Lords. „Ich bin der Jack von ihrer Majeſtät Marine", ſprach er, „und ſage Euch, Ihr lügt."

„Unverſchämter!" rief der Offizier und machte Miene, den groben Seemann zu faſſen, aber ſeine Genoſſen hielten ihn zurück.

„Beruhige Dich, braver Jack", rief in dieſem Augenblicke Shakeſpeare, auf den ſofort die ganze Schenke blickte, „der ſehr ehrenwerthe Gentleman hat die Wahrheit geſprochen, aber er hätte hinzufügen ſollen, daß ich hierauf dem albernen Sir Lucy ein Spottgedicht an das Thor ſeines Parkes heftete, infolge deſſen er ſich auf zwanzig Meilen in der Runde nicht blicken laſſen kann ohne ausgelacht zu werden, und ſo Gott will ſollſt Du bald Gelegenheit haben, ihn als Friedensrichter Schaal in meinem Stücke, „die luſtigen Weiber von Windſor" zu ſehen und dann wird ganz England über ihn lachen."

„Wie gefällt Euch dieſer Schmuck?" fragte Lord Glendower, welcher jetzt ſeinen letzten giftigſten Pfeil

zu verschießen im Begriffe war. Er reichte Hazlitt ein Etui, das an dem Tische der Lords von Hand zu Hand ging. „Herrlich! Kostbar! Ein feiner Geschmack!“ tönte es durcheinander. „Für wen mögen diese funkelnden Steine bestimmt sein?“ fragte die hübsche Wirthin, welche ein Dutzend leere Krüge in den Händen neben Glendower stehen blieb.

„Für die schöne Julia“, erwiderte der Lord laut und prahlerisch.

„Der Liebe Müh umsonst“, spottete Shakespeare.

„Die Sprödigkeit einer Schauspielerin“, rief Glendower, „steht in einer Linie mit der Hartnäckigkeit eines Hebräers, der einen guten Handel machen will. Diamanten fallen bei der schönen Ariella schwerer in die Wagschale als Liebesschwüre, ich kanns bezeugen.“

„Jetzt lügt Ihr“, sprach Shakespeare, „Ariella verlacht Euch und Eure Geschenke.“

„Dies freche Wort sollt Ihr mir büßen“, rief Glendower sich erhebend, er griff nach dem Degen und seine Genossen folgten seinem Beispiel, aber Shakespeare war nicht der Mann sich zweimal herausfordern zu lassen, schon blitzte die Klinge in seiner Faust und er drang auf Glendower ein. „Hinaus mit ihnen“, schrie Jack zu gleicher Zeit. Im Nu waren die Matrosen mit Stuhlbeinen bewaffnet und draschen auf

die Lords los, welche in dem engen Raum ihre Waffen nicht brauchen konnten und sich daher arg zerbläut in das Freie retteten, von dem Spott der Sieger verfolgt.

Shakespeare kehrte lächelnd zu den Schauspielern zurück und die in der Taverne Anwesenden, durch die Schlägerei in die heiterste Stimmung versetzt, brachten einen Toast auf den beliebten Poeten aus und leerten noch manches gute Glas Ale.

Als Shakespeare aber mit Burbadge aus der Taverne trat, um nach dem Theater zu gehen, wurde er in der Straße von einem Sherif, der ihn offenbar erwartet hatte, verhaftet und trotz der Einwendungen welche er erhob, gefesselt nach dem Gerichtshause gebracht.

Vergebens eilte Burbadge zu Southampton und dieser zur Königin, Shakespeare hatte die Beleidigung der Lords mit dem Gefängniß zu büßen und sollte noch denselben Abend nach dem Tower gebracht werden, zur selben Zeit, wo ganz London in unbeschreiblicher Aufregung zum Blackfriarstheater eilte, um „Romeo und Julia" zu sehen.

III.

Lord Glendower war mit Sir Hazlitt, Sir Rapely und Sir Cornwall geraume Zeit vor Beginn der

Vorstellung in einer Loge erschienen, welche sich unmittelbar neben dem Proscenium befand. Schon hatte das Volk die Gallerie gefüllt und im Parterre sah man Bürger, Handwerker, Studenten und Offiziere, welche sich die Zeit mit Kartenspielen vertrieben, während oben im Olymp der Alekrug von Hand zu Hand ging und das Knacken der Nüsse ein ganz merkwürdiges Geräusch machte. Da die Logen mit der Bühne in Verbindung waren und den Herren, welche in denselben saßen, das eigenthümliche Vorrecht eingeräumt war, sich in das Proscenium zu begeben, wo sie auf Stühlen sitzend oder auf Binsenmatten liegend, ihre Pfeifen rauchten, ja selbst die Bühne zu betreten, so eilte Lord Glendower, sobald er annehmen durfte, daß die schöne Ariella bereits angekleidet war, hinter die Couliſſen, entschlossen, den Vortheil zu benutzen, den ihm die Verhaftung Shakespeares gewährte. Er brauchte nicht lange zu suchen. Ariella stand gleich hinter dem Vorhange mitten auf der Bühne, strahlend von jugendlicher Schönheit, welche durch das fließende weiße Seidengewand und den einfachen Schmuck des Haares, eine weiße Rose, nicht wenig gehoben wurde. Als der Lord sich ehrerbietig vor ihr verneigte, ruhten ihre großen sprechenden Augen mit einer Art unwilligen Erstaunens auf ihm.

„Wen ſucht Ihr hier bei uns, edler Herr“, begann ſie lebhaft, „ich hätte Euch heute Abend am wenigſten an dieſem Orte erwartet.“

„Sollte die ebenſo kluge als reizende Ariella nicht längſt errathen haben, daß Lord Glendower ihr Sklave iſt?“

„Verſchont mich mit Euren doppelzüngigen Artigkeiten“, erwiderte Ariella, während ein Lächeln vernichtender Geringſchätzung um ihre rothen Lippen ſpielte.

„Ich ſpreche die Wahrheit“, fuhr der Lord fort, „wenn ich Euch den Zauber ſchildere, mit dem Ihr mich wie in einem unſichtbaren Netz gefangen habt.“

„Kein Wort mehr“, unterbrach ihn die Schauſpielerin, „um Euretwillen wurde unſer Shakeſpeare nach dem Tower gebracht, ich verabſcheue Euch.“

„Verabſcheut Ihr auch dieſe Steine?“ lächelte Glendower, indem er das Etui öffnete und die herrlichſten Diamanten vor Ariellas Augen blitzen ließ. Julia erbleichte, dann maß ſie den ſtolzen Lord von oben bis unten und noch einmal von unten bis oben und ließ ihn dann ſtehen wie einen Schulknaben. Glendower biß die Zähne zuſammen und kehrte beſchämt, im Antlitz wie mit Blut übergoſſen, in ſeine Loge zurück. Man hatte eben die gelben Wachskerzen

angezündet, welche das Theater ſchlecht genug erhellten, dafür aber den ganzen Zuſchauerraum mit einem ſilbernen Rauch erfüllten, welcher demſelben etwas Magiſches gab und nicht wenig dazu beitrug, das äpfeleſſende und nüſſeknackende Publikum in die richtige Stimmung zu verſetzen.

Man erwartete nur noch die Königin, um anzufangen. Hinter einem Pfeiler ſaß im Parterre Chriſtopher Marlowe in unbeſchreiblicher Aufregung neben Ben Jonſon. Er griff immer wieder in ſein Haar, nicht um es zu ordnen, wie er beabſichtigte, ſondern um es mit ſeiner fiebernden Hand nur noch mehr zu verwirren.

Endlich wurde die Thüre, welche zu der königlichen Loge führte, von zwei Pagen geöffnet und Eliſabeth, die jungfräuliche Königin, welche ſelbſt die Feder eben ſo ſicher zu führen verſtand wie das Scepter, trat von ihrem Hofſtaat gefolgt ein. Die große hagere Geſtalt ſah in der Tracht jener Zeit, dem Doppelkleide von ſchwerem Brocat und abgeſtepptem goldgeſticktem Sammet, den rieſigen Puffenärmeln, dem ſteifen Kragen von Goldſpitzen, der ihren Kopf gleich einem Heiligenſchein umgab, nicht allein majeſtätiſch, ſondern voll und üppig aus, nur ihr blaſſes, mit Sommerſproſſen bedecktes ſchmales Geſicht ſprach unter

dem rothblonden mit einer kleinen Krone gezierten Haarthurm dieser Fülle Hohn.

Sie blickte einen Augenblick um sich und nahm dann Platz. Eine Glocke ertönte, welche das Nüsseknacken und das Aufschlagen der Karten sofort zum Schweigen brachte und jetzt ging der Vorhang in die Höhe. Gleich die erste Scene, die kräftige Sprache, die volksthümlichen Witze der Bedienten Capulets und Montagues erheiterten die Gallerie und nahmen sie für das Stück ein, die Gestalt der Amme erregte beifälliges Gelächter, während Mercutio mit seiner Erzählung von der Königin Mab auch das Publikum der Logen zu interessiren begann. Die erste Begegnung Romeos und Julias, von Burbadge und Ariella wunderbar gespielt, wirkte zündend und so erntete der Dichter schon nach dem ersten Akte lebhaften Beifall, der sich im Laufe des Abends von Szene zu Szene steigerte. Athemlos lauschte das ganze Publicum von der Königin hinab bis zum letzten Schiffsjungen den ergreifenden Schicksalen der beiden Liebenden, der herrlichen Dichtung. Als der Vorhang am Schlusse fiel, erhob sich ein wahrer Sturm im Hause, Shakespeare feierte einen vollständigen niedagewesenen Triumph.

Diesen Augenblick gedachten die jungen Lords mit anderen Gegnern Shakespeares zu benützen, um

die Einstimmigkeit, mit der sein Werk anerkannt wurde, durch einen grellen Mißton zu stören. Lord Glendower und seine Freunde waren es, welche zu zischen begannen, aber sie sollten, gegen ihre Absicht, dem Sieg des Feindes nur noch größeren Glanz verleihen, denn in demselben Momente wendete sich Königin Elisabeth gebieterisch gegen die Loge Glendowers und brachte ihn und seine Freunde durch einen einzigen strafenden Blick zum Schweigen. Plötzlich stand im Parterre Marlowe auf und rief mit lauter Stimme den Namen des Dichters.

Bisher war es nicht Sitte gewesen den Verfasser eines Stückes hervorzurufen, es folgte daher eine kurze Pause, in der Alles auf Marlowe blickte, in dem Augenblicke aber als das Publikum ihn erkannte und die ungewöhnliche Huldigung begriff, die sein großer Nebenbuhler Shakespeare erwies, stimmten Logen, Parterre und Gallerie gleich begeistert in den Ruf ein. Es brauchte indeß lange, bis der Vorhang wieder aufging, das allgemeine Stürmen zwang endlich den Director des Blackfriarstheaters herauszutreten und mit durch Verlegenheit gepreßter Stimme mitzutheilen, daß der Dichter nicht erscheinen könne.

Nun folgte eine jener naiv familiären Szenen, wie sie nur in dem altenglischen Theater bei dem

intimen Verhältniß, in welchem dort Publikum und Schauspieler standen, möglich war.

„Shakespeare muß erscheinen", rief es von allen Seiten.

„Es ist ihm leider nicht möglich", erwiderte der Director.

„Weshalb nicht?"

„Weil —" der Director blickte ängstlich auf die königliche Loge, zuckte die Achseln und verstummte, da trat mit raschen Schritten die eben erstochene Julia auf die Bühne und rief mit dem ganzen Muthe, der ihr eigen war und sie so unwiderstehlich schön machte: „Shakespeare kann nicht erscheinen, weil er infolge eines Streites mit einigen anmaßenden Lords verhaftet ist und nach dem Tower gebracht wird."

Diese Worte wirkten zuerst wie ein Donnerschlag, das Publikum blieb indeß nur wenige Sekunden stumm, um dann in ein wüthendes Toben, Schreien, Pfeifen und Stampfen auszubrechen; Lord Glendower und seine Genossen, von der Gallerie mit Nüssen und Aepfeln beworfen und mit Bier begossen, mußten schleunigst ihre Loge verlassen. Ein förmlicher Aufruhr entstand, hier wurden Rufe laut, welche die Freilassung des großen Dichters verlangten, dort forderten Andere zur Volksjustiz an den Lords auf, denen

Shakeſpeare ſeine Verhaftung dankte. Vergebens drohte Königin Eliſabeth mit ihrem dominirenden Blicke in das Parterre hinab. Da wollte es der Zufall, daß Shakeſpeare gefeſſelt und von Hellebardièren begleitet durch eine Gaſſe, welche hinter dem Blackfriarskloſter lag, eben in dem Tower geführt wurde.

An der Hinterpforte des Theaters vorbeikommend hörte er den Beifallsſturm wie das Toben des Publikums, er hörte ſeinen Namen rufen, vielhundertſtimmig, da ergriff es ihn mächtig, unwiderſtehlich, und ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft davon zu geben was er wollte, was er that, warf er durch eine plötzliche Bewegung die Wächter zur Seite und ſtürzte auf die Bühne, hinter ſich die Hellebardière. Er kam in namenloſer Erregung bis zur Rampe, wo er in die Kniee ſank, und ſich auf die eine ſeiner gefeſſelten Hände ſtützend mit der anderen dem Publikum dankend zuwinkte. Zwei der Hellebardière ereilten ihn in dem Augenblicke, blieben aber, von dem vollen begeiſterten Hauſe verwirrt, ſtarr hinter ihm ſtehen. Kränze und Blumen flogen dem Dichter zu und endlich erhob ſich ſogar Königin Eliſabeth, nahm eine Roſe, welche bisher an ihrer ſtolzen, jungfräulichen Bruſt geblüht und warf ſie Shakeſpeare zu.

Dann verließ ſie ihre Loge.

Allmählig legte sich der Sturm im Theater und der Vorhang konnte fallen, das Publikum zerstreute sich, während die Schauspieler auf der Bühne Shakespeare umrangen und Burbadge ihm einen Kranz von Lorbeer auf das Haupt setzte.

Da erschien der Offizier der Hellebardière von mehreren seiner Leute gefolgt und erklärte, Shakespeare müsse ihm folgen. Vergebens baten, vergebens drohten die Schauspieler, er faßte den großen Dichter nicht eben sanft beim Arme und dieser selbst beschwor die Freunde, sich zu fügen und das Gesetz zu achten, in dessen Auftrage der Offizier ja handle. Die Wache nahm den gekrönten Poeten in die Mitte und machte Anstalten, ihn in den Tower abzuführen, als sie vor der Pforte des Theaters auf ein neues und ernsteres Hinderniß stieß. Von einigen muthigen Studenten und Matrosen aufgestachelt, hatte sich ein Theil des Publikums hier angesammelt und verlangte mit wüthendem Geschrei die Freilassung Shakespeares. Als der Offizier der Hellebardière dieselbe verweigerte und für seine Leute und seinen Gefangenen mit dem Degen in der Faust Bahn zu brechen suchte, da forderte der brave Jack, welcher stets geneigt war in seinem Feuereifer für Shakespeare in den Tod zu gehen, das Volk

auf, die Hellebardière anzugreifen und den „großen William“ mit Gewalt zu befreien.

Schon flogen von allen Seiten Steine auf die Hellebardière, als sich Lord Southampton, den die Menge jubelnd begrüßte, rasch durch dieselbe Bahn brach und dem Offizier zurief: „Gebt William Shakespeare frei, Kapitän, im Namen der Königin.“

Der Offizier steckte sofort den Degen ein und seine Leute nahmen dem Dichter die Fesseln ab, die Menge aber warf jauchzend die Mützen in die Höhe und begleitete Shakespeare und Southampton nach der Syren-Taverne, wo sich bald zahlreiche gleichgestimmte Freunde und Bewunderer des großen Dichters, alle noch voll von dem Eindruck seiner unsterblichen Tragödie, zusammenfanden und manches Glas edelsten Weines dem Verfasser von „Romeo und Julia“ gebracht wurde.

IV.

Als Shakespeare die berühmte Syren-Taverne verließ und nur von seinem Freunde Lord Southampton begleitet, seinem Hause zuschritt, bemerkte er zwei dunkle Gestalten, welche ihnen von Weitem folgten.

Er hielt wiederholt an, um sie näher kommen zu lassen, aber jedesmal blieben auch sie dann stehen oder

verschwanden gar in einem Seitengäßchen, um unerwartet wieder zu erscheinen, wenn er seinen Weg fortsetzte.

An der Thür seines Hauses angelangt, verweilte er einige Zeit noch im Gespräche mit Southampton, dies schien seine Verfolger endlich ungeduldig zu machen und sie kamen rasch näher.

„Die zwei haben nichts Gutes im Schilde", sagte Shakespeare, „ich wette zehn gegen eins, sie sind von Glendower gedungen, uns zu überfallen."

„Nein William", sprach sein Freund, „ich kenne den Lord, er ist anmaßend und leichtfertig, aber solcher Bubenstreiche halte ich ihn nicht fähig."

„Jedenfalls wollen wir uns vorsehen." Shakespeare zog seinen Degen und stellte sich mit dem Rücken gegen die Hausthüre. Als die beiden seine Klinge im Mondlicht blitzen sahen, denn es brannte keine Laterne in der Straße und auch die große himmlische Nachtlampe konnte ihr Licht nur spärlich durch dichte Nebelschleier versenden, begannen sie laut zu lachen und dieses Lachen klang so hell und muthwillig, daß Southampton dem Freunde zuflüsterte: „Das sind Weiberstimmen William, ein galantes Abenteuer, das Dir winkt, da bin ich überflüssig, wer weiß, welche stolze Lady aus ihrem Olymp zu dem ge-

feierten Dichter herabsteigt, gute Nacht.“ Er entfernte sich hierauf rasch und Shakespeare stieß seinen Degen zurück in die Scheide.

Die beiden Damen, beide in lange schwarze Mäntel gehüllt und Sammtlarven vor dem Gesichte, blieben in der Entfernung von wenigen Schritten stehen und schienen sich zu besprechen, dann näherte sich die eine Shakespeare und schlug ihn mit ihrem Fächer leicht auf die Wange. „Ihr habt Gnade gefunden, Meister William“, sprach sie mit verstellter Stimme, „vor den Augen einer mächtigen Frau, die in heißer Liebe zu Euch entbrannt ist. Wollt Ihr mir folgen, so winken Euch Amors höchste Wonnen. Ja, Alles was Ihr „Venus und Adonis“, „Romeo und Julia“ in Eurer Dichterphantasie an Liebesseligkeit und Märchenzauber zugemessen habt, soll Wahrheit werden, kommt nur mit mir.“

Shakespeare zweifelte keinen Augenblick an der Ehrlichkeit der Liebesbotin, denn er war in dem damaligen galanten London an ähnliche mehr oder minder poetische Abenteuer gewöhnt, aber nie war er weniger in der Stimmung gewesen, dem Lockruf einer aristokratischen Potiphar Folge zu geben, als gerade heute.

„Entschuldigt mich bei Eurer schönen Herrin“,

ſprach er, „aber meine Seele iſt in dieſer Nacht voll Weihe und Begeiſterung, und ich vermag nicht ſo raſch aus wolkenloſer Höhe auf dieſe neblige engliſche Erde herunterzuſtürzen.“

„Ah! Ihr liebt eine Andere“, rief die maskirte Dame.

Shakeſpeare blieb die Antwort ſchuldig.

„Meine Gebieterin“, fuhr die erſtere fort, „iſt vornehm, jung, ſchön, geiſtvoll und reich. Seit zwei Jahren Wittwe, verfügt ſie frei über Herz und Hand. Zögert nicht, mir zu folgen. Es iſt kein galantes Frauenzimmer, das Euch ruft, die Sache iſt ernſt und ehrenhaft gemeint.“

„Ich danke nochmals.“

„Ihr liebt, Meiſter William“, erwiderte lebhaft die Maske, „ſoll ich Euch das Ideal nennen, das Ihr verehrt? Ariella iſt ſein Name.“

„Und wenn es ſo wäre?“

„Dann würde ich Euch beklagen, denn Eure Julia hat ſich ſoeben von Lord Glendower entführen laſſen.“

„Nein, nein“, rief Shakeſpeare, „das iſt nicht wahr, das kann nicht wahr ſein, dieſes Engelsangeſicht lügt nicht! Ariella verläßt ihre Kunſt, verläßt ihren Dichter nicht!“

„O Dank Euch, William, tauſend Dank“, rief in

dieſem Augenblicke eine herrliche wohlbekannte Stimme, „Ihr habt Euch nicht getäuſcht, Ariella bleibt ihrer Kunſt, ſie bleibt der Poeſie und ihrem Shakeſpeare treu.“

Mit dieſen Worten nahm die zweite Dame ihre Maske ab und Shakeſpeare blickte in das reizende, lächelnde Antlitz ſeiner Julia. Von dem ſüßen Augenblicke hingeriſſen ergriff er ihre beiden Hände und küßte ſie.

„Mißdeutet nicht, daß ich Euch folgte“, flüſterte Ariella, „aber mein Herz wäre mir geborſten, ſo voll iſt es voll Bewunderung für Euch und von Glückſeligkeit, ich mußte Euch ſprechen, heute noch und vor den Andern konnte ich Euch doch nicht ſagen —“

„Was holde Ariella?“

„Helft mir“, murmelte ſie, „jetzt wo ich bei Euch bin, weiß ich von dem Allen nichts mehr, nichts, ja doch das eine weiß ich, Ihr müßt mir ein Stück ſchreiben.“

„So viele Ihr wollt.“

„Ein ſehr ernſtes und ein ſehr luſtiges Stück, und wir wollen es nennen.“

„Wie theure Ariella —“

„Der Widerſpenſtigen Zähmung.“

Sabbathai Zewy.

1666.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lebte in Smyrna ein Jude Mardochai Zewy und zwar in großer Armuth. Er zog mit Federvieh umher und ernährte von dem geringen Erlös die Seinen, sein Weib und seine drei Söhne Joseph, Elias und Sabbathai. Später wurde er Makler englischer Kaufleute und kam auf diese Weise in die Lage, für die Ausbildung seiner Kinder besser sorgen zu können. Der jüngste seiner Söhne, Sabbathai, welcher ihm im Jahre 1625 geboren wurde, zeichnete sich früh in der Schule aus und stellte nicht allein seine Mitschüler sondern auch seine Lehrer in Schatten. Nachdem er die Schule verlassen hatte, vergrub er sich ganz in der Kabbalah, der jüdischen Geheimlehre, schien für alle Freuden der Welt abgestorben und setzte schon mit achtzehn Jahren die Rabbiner durch seine Weisheit und Gelehrsamkeit so sehr in Erstaunen, daß sie ihn Chacham*) nannten. Alle jüdi-

*) Bei den levantinischen Juden ebensoviel als Rabbi.

schen Gelehrten von Smyrna gingen zu ihm in das Haus seines Vaters und ließen sich von ihm Unterricht ertheilen.

Sabbathai war indeß kein einfacher Kabbalist, ebensowenig nur ein außerordentlicher Gelehrter, er war ein Fanatiker. Er begnügte sich nicht mit dem Fleiße und dem Wissenseifer seiner Zuhörer, die ihm alle an Jahren voranwaren, sondern er verlangte von ihnen die strengsten Ausübungen. Sie mußten gleich ihm mehrere Tage in der Woche fasten und Nachts im hohen Meere baden.

Sabbathai selbst war bald mit diesen und anderen ähnlichen Kasteiungen nicht zufrieden; um sich noch größere Leiden aufzuerlegen, begehrte er das schönste Mädchen Smyrnas, Sarah, die Tochter des reichen und angesehenen Jakob Eldavid, von diesem zum Weibe. Bei dem Rufe den der zwanzigjährige Heilige genoß schätzte sich Eldavid glücklich, ihm sein einziges Kind zu vermählen. Die Hochzeit wurde mit unerhörtem Glanze gefeiert und nach einem Mahle, das jenem zu Kanaan glich, die bebende Braut dem jungen Gatten zugeführt.

In einem prunkvoll eingerichteten Gemache stand ein Lager von asiatischer Ueppigkeit. Auf den seidenen Kissen eines blauen Divans saß das wunderbare Ge-

schöpf, das jetzt ihm gehörte, dicht verschleiert, in einem Kaftan von weißer Seide mit Perlen überſäet, das Haar von einem Goldnetz bedeckt an dem Juwelen gleich blitzenden Tropfen herabhingen, und vor demſelben ſtand Sabbathai in ſeinem Leichenhemde, dem langen Talar und den Schaufäden, die weiße Kappe auf den ſchwarzen Locken, genau ſo wie der Jude am Verſöhnungstage vor Gott im Tempel erſcheint.

Die ſchöne Sarah ließ ihre ſchwarzen Gazellenaugen erſtaunt auf ihm haften.

„Haſt Du bemerkt, daß ich von den Speiſen beim Hochzeitsmahl nichts berührt habe?“ begann Sabbathai.

„Ich habe es bemerkt“, hauchte Sarah.

„Weißt Du auch weshalb?“

„Um Dich in Enthaltſamkeit zu üben und auf dieſe Weiſe Gott zu gefallen.“

„So iſt es“, ſprach Sabbathai Zewy, „und um Gott zu gefallen will ich noch Herrlicheres nicht berühren. Du biſt das ſchönſte unter den Weibern, deshalb habe ich Dich genommen, damit Du mich in Verſuchung führſt mit Deinen Reizen, Du Braut des hohen Liedes, und ich meine Leidenſchaften zähmen lerne, denn der Herr hat mich gewählt und beſtimmt zu Großem auf Erden.“

Sarah erzitterte, sie fand keine Worte, aber sie hätte schreien mögen: „Wahnsinniger! ich liebe Dich! willst Du mich tödten?“

Sabbathai war der schönste Mann, den die Phantasie nur zu ersinnen vermag. Seine Zeitgenossen schildern ihn wie einen Engel, dessen Antlitz blendenden Glanz und dessen Körper die herrlichsten Wohlgerüche von sich gab. Lange schwarze Locken umflossen sein ideales Antlitz, das unten ein weicher Bart umrahmte, seine Lippen waren wie die Lippen eines Mädchens, sie glichen einer halbgeöffneten Rose, seine Augen schienen dunkle Sterne denen ein überirdisches Licht entströmte.

„Entschleiere Dich“, fuhr Sabbathai fort, und als Sarah sich nicht regte, fasste er das Ende ihres Schleiers mit seiner Hand, die wie von innen erleuchteter Alabaster zart und rosig war, und schlug ihn zurück. „Wie schön Du bist, Dein Haar ist wie Nachtschatten, Deine Augen sind Rehaugen, Deine Lippen Korallenschnüre, Deine Wimpern kostbare Gewebe Indiens. Ich liebe Dich Sarah.“

„Du liebst mich“, murmelte das schöne junge Geschöpf, „und willst mich nicht zu Deinen Weibe machen?“

„Ich mache Dich zu meinem Weibe, nach dem

Willen des Herrn. Du ſollſt an meiner Seite ſein wie eine ſüße Plage, ich will an Deinen weißen Halſe liegen, wie auf einer Folter. Du wirſt mir beiſtehen, Gott gefällig zu werden. Komm Sarah, komm küſſe mich."

Sarah ſprang auf, leichtfüßig wie ein Reh des Waldes, und ſchlang ihre bloßen, mit Goldſpangen geſchmückten Arme, mit der ganzen heißen Gewalt der Liebe um den Nacken Sabbathais und ihre Lippen ſaugten ſich durſtig feſt an den ſeinen.

„So iſt es gut", ſagte Sabbathai als ihr Haupt endlich müde an ſeine Bruſt ſank und hier ausruhte, „ſo werden die Engel ihre Freude an Dir haben und die Dämonen werden ſich verbergen."

„Du liebſt mich, Mann", flüſterte ſie, „leideſt Du denn nicht, wenn ich Dich umfange in meiner Zärtlichkeit?"

„Ob ich leide?" ſchrie Sabbathai auf, „bin ich nicht ein Menſch, ſtrömt nicht heißes Menſchenblut durch meine Adern? Ob ich leide, Sarah, ich kann es nicht mit Menſchenworten ausſprechen wie Du mich marterſt. Der Türke martert ſeinen Chriſtenſklaven nicht ſo wie Du mich marterſt. Aber je mehr ich leiden muß, um ſo mehr jauchze ich, Weib, und lobe

Gott der mich auserwählt hat unter Tausenden und abermals Tausenden."

Dreißig Tage und dreißig Nächte versuchte es die schöne Sarah ihren Gatten zur Liebe zu verführen, aber er blieb unerschütterlich wie ein Marmorbild. Endlich erlosch das Lämpchen der Hoffnung in ihrem Herzen und sie ging zu ihrem Vater und klagte wider ihn. Jakob Eldavid erschien im Hause seines Schwiegersohnes und ermahnte ihn, einmal, zweimal, dreimal. Sabbathai lächelte jedesmal und gab die Antwort, es sei der Wille Gottes, daß er sich keinem Weibe hingebe.

Der Ruf seiner heiligen Selbstqual verbreitete sich rasch in Smyrna und das Volk nannte ihn einen Auserwählten des Herrn. Die angesehensten Männer kamen zu ihm, damit er sie belehre und segne. Ein Arzt der ihn in jenen Tagen besuchte und den Duft wahrnahm der von Sabbathai strömte, schüttelte den Kopf und sprach: „Wie kannst Du, ein so frommer gottesfürchtiger Mann, Dich salben wie eine leichte Dirne?"

Sabbathai warf auf dies seine Kleider ab und der Arzt überzeugte sich, daß weder eine Salbe noch Spezerei an ihm war, sondern dieser überirdische Duft seinem Körper entströmte. „Ein Räthsel", murmelte der Arzt.

„Ich will es Dir erklären", sprach Sabbathai, „als ich von Gott erwählt wurde, in derselben Nacht, sind mir die drei Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob erschienen und haben mich gesalbt. Seit dieser Zeit versendet mein Körper Wohlgerüche."

Von Tag zu Tag stieg auf diese Weise Sabbathais Ansehen, es gab Niemanden der ihn nicht bewunderte und verehrte, nur seine junge Frau bewunderte ihn nicht, denn sie liebte ihn und der ganze Stolz des Weibes in ihr empörte sich gegen seine heilige Kraft und Kälte.

Ihr Vater belangte ihn also vor das Rabbinalgericht in Smyrna. Hier erklärte Sabbathai sein seltsames Betragen in derselben Weise wie er es seinem Weibe erklärt hatte.

„Ist es nicht genug", sagte einer der Rabbiner, „wenn Du das vermeidest, was nicht erlaubt ist?"

„Es ist nicht genug", erwiderte Sabbathai Zewy, „was wäre dies auch für ein Verdienst? Wer das Unerlaubte thut ist ein Sünder, wer das Unerlaubte unterläßt ein Gerechter, ein Auserwählter ist aber nur jener, welcher sich auch des Erlaubten enthält."

Das Gericht entschied, daß Sabbathai sein Benehmen ändern oder seiner Frau den Scheidebrief ausstellen müsse.

Sabbathai that das Letztere. Die schöne Sarah verließ zur selben Stunde sein Haus. „Weine nicht“, sprach er, als sie sich das letzte Mal schluchzend an seine Brust warf, „der Wille des Herrn muß geschehen.“

Sabbathai ging aber noch an demselben Tage zu einer reichen Wittwe, Rebekka Jagis, welche eine junge Tochter von seltener Schönheit Namens Hanna hatte. „Ich habe meiner Frau Sarah den Scheidebrief ausgestellt“, sprach er, „weil die irdische Liebe in ihr mächtiger war als die Furcht des Herrn. Es ist aber der Wille Gottes, daß ich nicht unvermählt bleiben soll, auf daß die Schönheit des Weibes und seine List mich versuche, wie Eva den Adam versucht hat. Willst Du mir Deine Tochter zum Weibe geben?“

Hanna saß in der Tiefe der Stube und vor ihr lag ein kostbares levantinisches Gewebe, das sie mit Gold stickte. Sie sah Sabbathai und liebte ihn. „Ich will sein Weib werden Mutter“, rief sie aus tiefstem Herzen, „auf daß der Wille des Herrn sich erfülle an ihm.“

Sabbathai erzitterte bei der Stimme Hannas die wie holde Musik erklang, er blickte auf sie, die von ihren dunkeln Locken umflattert war wie von Rabenfittichen, und sprach: „Aus Dir hat Gott gesprochen, denn Du

bist mir vorher bestimmt durch die Bathkol*), Du süße Qual."

Sabbathai peinigte sich in seiner neuen Ehe in unerhörter Weise. Er ließ sein verführerisches Weib die halbe Nacht an seiner Seite ruhen, dann lag er bis zum Morgen auf einem Lager von Dornen, das seinen Leib blutig riß. Oder er nahm mit Hanna am Sabbath ein köstliches Mahl ein und fastete dann ununterbrochen vom Ausgange bis zum Eingange des Sabbath, sechs volle Tage und Nächte, und zwar so, daß er die ganze Woche hindurch weder Speise noch Trank nahm. Dann schlief er wieder durch sechs Nächte nicht, sondern saß an dem Ufer des Meeres und betete, und um Mitternacht stieg er in die Wogen und badete sich im Meere mit Gefahr des Lebens.

Seine zweite Frau that nie etwas, seine Sinne in Aufruhr zu bringen, sie hätte es für eine große Sünde gehalten, sie weinte nur, sie weinte aber Tag und Nacht und Nacht und Tag, bis es Sabbathais Herz mit namenlosem Schmerz ergriff. „Es ist meine Sache, mich selbst zu quälen", sprach er zu ihr mit seiner heiligen Sanftmuth, „aber es ist nicht der Wille des Herrn, daß andere durch mich leiden. Zieh hin in

*) Nach dem Talmud die Himmelsstimme, welche bei der Geburt eines Knaben die ihm von Gott bestimmte Gattin verkündet.

Frieden.“ Er gab Hanna den Scheidebrief und entließ sie gleich Sarah zu ihrer Mutter.

Das Volk aber pries Sabbathai Zewy den Erwählten des Herrn, der gekommen sei die Sünden der Welt auf sich zu nehmen.

* * *

Um diese Zeit begann Sabbathai öffentlich zu lehren. Er zog mit seinen Schülern hinaus auf das Feld oder an das Ufer des Meeres, gleich den griechischen Philosophen Pythagoras und Plato, den Kabbalahlehrern Rabbi Simon Ben Jochai und Rabbi Isaak Luria oder dem Heiland, und unterrichtete und predigte unter freiem Himmel, er beachtete dabei den Spott des türkischen Pöbels ebensowenig, als die sengenden Strahlen der Sonne, welche auf seinen Scheitel fielen. Das Volk sammelte sich in Schaaren und zog mit ihm und vergaß Speise und Trank wenn er begann die Geheimnisse der Kabbalah zu entschleiern. Man sprach von ihm jetzt schon im ganzen türkischen Reiche.

Als er vierundzwanzig Jahre zählte und einmal Nachts mit zahllosem Volke unter dem Sternenhimmel saß am Ufer des brandenden Meeres, stand er plötzlich auf und sprach: „So wisset denn, daß ich der Messias bin, der Sohn Davids, der Erlöser Israels, den Jehovah gesandt hat Euere Sünden auf sich zu nehmen.“

„Er hat den Gottesnamen ausgesprochen", murmelten seine Schüler, murmelte das Volk.

Die Rabbiner von Smyrna sendeten am folgenden Morgen zwei Diener zu ihm und luden ihn vor.

„Sabbathai Zewy", sagten sie, „Du hast den Gottesnamen ausgesprochen. Weißt Du nicht, Du Gelehrter, Du Weiser, daß der Name Gottes nicht ausgesprochen werden darf?"

„Wohl weiß ich es", gab Sabbathai zur Antwort, „denn im III Buche Moses. 24, 15, 16. heißt es: Wer den Namen des Herrn nennt, der soll sterben."

„Weßhalb hast Du ihn also genannt?"

„Weßhalb bin ich nicht gestorben als ich ihn genannt habe?" rief Sabbathai, sein Antlitz leuchtete in diesem Augenblicke so, daß seine Richter geblendet den Blick vor ihm zu Boden schlagen mußten. „Ich bin nicht gestorben, weil das Gesetz des Herrn für Euch gilt, nicht aber für mich, denn ich bin der Sohn Davids, der Messias, und Jehovah Zebaoth hat mich gesandt Israel zu erlösen."

„Wehe! er hat den Namen Gottes ausgesprochen", riefen die Rabbiner. Sabbathai Zewy verließ das Haus und eine große Menge Volkes begleitete ihn bis zu seinem Hause. Die Rabbiner aber erklärten ihn noch zur selben Stunde eines doppelten Todes schuldig,

weil er den Namen Gottes ausgesprochen habe und sich für den Messias ausgebe. „Wer Sabbathai Zewy tödtet", machten sie öffentlich kund, „thut eine gottgefällige That und wir werden für ihn die Buße erlegen, die das Gesetz des Sultans vorschreibt."

Sabbathai versammelte seine Schüler und sprach: „Mir ist durch die Ruach hakodesch bekannt geworden, daß ich aus diesem Orte fliehen soll."

In derselben Nacht floh er nach Thessalonich. Auch hier fand er zahlreiche Schüler und großen Anhang, als er sich aber auch hier für den Messias erklärte und den Namen Jehovah aussprach, verbannte ihn das Rabbinaltribunal von Thessalonich aus der Stadt unter Androhung des Todes. Er durchzog hierauf Morea, aber an allen Orten geächtet und verfolgt, ging er zu Schiff nach Aegypten und später nach Jerusalem.

In der Stadt Gasa lebte damals ein deutscher Jude Nathan Benjamin, welcher seiner Heiligkeit und Gelehrsamkeit wegen allgemein verehrt wurde. Er hatte die Tochter eines vornehmen Mannes Samuel Lisabona geheirathet und war bei aller Talmudwissenschaft und Kabbalahgrübelei heiter, witzig und in allen Gesellschaften beliebt. Plötzlich begann er sich von den Menschen abzusondern, dieselben zur Buße zu ermahnen

*)Inspiration

und kündigte endlich die baldige Ankunft des Messias an. Als nun Sabbathai Zewy durch Gasa kam rief dieser Nathan: „Dieses ist der Heiland Israels, außer ihm ist keiner und vor ihm haben alle Propheten geweißsagt!“ Sabbathai entbot hierauf Nathan zu sich, welcher zitternd in sein Gemach trat, sich auf sein Angesicht vor ihm zur Erde niederwarf und unfähig war ein Wort hervorzubringen.

„Stehe auf“, sprach Sabbathai zu ihm, „wer hat Dir gesagt daß ich der Heiland Israels bin?“

„Ich schwöre bei dem allmächtigen, großen und furchtbaren Gotte“, gab Nathan am ganzen Leibe bebend zur Antwort, „daß ich ihn auf seinem Thronwagen gesehen habe, wie einst der Prophet Ezechiel, und die zehn Sephiroth*) wie Meereswogen um ihn her. Aus diesem hörte ich eine Stimme hervorgehen die mir zurief: So spricht Jehovah, gekommen ist Euer Heiland, er heißt Sabbathai Zewy. Er wird wie ein Held auftreten, wie ein Kriegsmann von Rache entflammt: Aber nicht nur gehört habe ich diese Prophezeihung sondern sie stand auch vor mir, geschrieben mit feurigen Buchstaben.“

In Jerusalem strömte alles Volk dem Sabbathai

*) Die zehn Legionen der Engel, welche ebensoviel Emanationen Gottes entsprechen.

zu und er offenbarte seinen Schülern, daß er der Messias sei und deßhalb an zwei Trauertagen wegen der Zerstörung Jerusalems, am zwölften Tage des Monates Thamus und am neunten Tage des Monates Ub nicht mehr gefastet werden solle.

„Wer sagt Dir, daß Du der Messias bist", fragte ein Rabbiner welcher sich in ärmlicher Verkleidung unter seinen Zuhörern befand.

Sabbathai Zewy sah den Frager lange an, dann sprach er: „Kennst Du den Salomon Molchu und sein Buch Chajetho Jaar?"

„Ich kenne den Salomon Molchu und sein Buch Chajetho Jaar."

„Dann sollst Du wissen, daß dieser Salomon Molchu der vor hundert Jahren gelebt hat, damals schon die Prophezeihung macht, daß der Erlöser Israels im Jahre 1666 erscheinen werde."

„Ich weiß es, aber wer sagt Dir, daß Du dieser Messias bist?"

„Heißt es nicht im Propheten Isaias 64, 3.: Es liegt ein Tag der Rache in meinem Herzen, das Jahr meiner Erlösung ist eben angekommen?"

„Ja so heißt es."

„Nun setze mir mit Hilfe der Kabbalah die letzten drei Worte des Verses in Zahlen um. Welche Zahl hast Du?"

„814.“

„Und welche Zahl gibt Dir der Name Sabbathai Zewy?“

„814.“

„Sabbathai Zewy ist der Messias“, riefen alle Anwesenden und warfen Steine auf den Zweifler, der eilends entfloh.

Zur selben Zeit begann Nathan von Gasa zu weißsagen und Alles, was er weißsagte, ging in Erfüllung. Und er sendete ein Schreiben an alle jüdischen Gemeinden im türkischen Reiche, welches also lautete: „Brüder in Israel! Es wird Euch hiermit verkündet, daß der Messias, der in Smyrna geboren ist, und Sabbathai Zewy heißt, sein Reich bald offenbaren wird, Er wird dem Sultan die Krone vom Haupte nehmen und solche sich selbst auffetzen und der Sultan wird ihm wie ein Sklave seinem Herrn folgen. Dann wird er unsichtbar werden, über den Bach Sambation gehen, daselbst eine Tochter Mosis, Namens Miriam heirathen, und nachdem sich daselbst die zehn Stämme an ihn angeschlossen haben werden, wird er auf einem Drachen reitend, dessen Zügel aus einer siebenköpfigen Schlange bestehen, von Moses begleitet in Jerusalem einziehen. Auf dieser Reise wird ihn Gog und Magog mit einem unzähligen Heere überfallen, aber nicht mit Schwert und Bogen

wird der Meſſias ſich vertheidigen, ſondern der Hauch ſeines Mundes wird die Feinde zu Boden ſtürzen und ſein Wort wird ſie vollends aufreiben. Nach ſeiner Ankunft in Jeruſalem wird Gott den im Himmel von Gold und Edelſteinen erbauten Tempel zur Erde herablaſſen, worin der Meſſias als Hoherprieſter opfern wird. Ich beeile mich dieſes Alles Euch bekannt zu machen. Nathan Benjamin Aſchkenaſy."

Nun ging eine Stimme durch alle Lande: Der Meſſias iſt erſchienen, der Tag der Erlöſung iſt angebrochen! und die Stimme pflanzte ſich fort durch Polen und Deutſchland bis nach Holland und Italien.

* * *

Dreizehn Jahre lebte und lehrte Sabbathai Zewy in Jeruſalem und quälte ſeinen Leib mit jeder Art Buße, während man in ganz Aſien und Europa, ſo weit Juden wohnten, in ihm den Meſſias ſah und verehrte.

Plötzlich ſprach er eines Tages zu ſeinen Schülern: „Eine himmliſche Stimme hat mir geoffenbart, daß ich ſofort davonziehen muß nach Aegypten, die Gattin, welche mir gleich bei meiner Geburt von Gott beſtimmt wurde, iſt eben dort aus Polen angekommen."

Er zog noch an demſelben Tage fort nach Aegypten und fand dort ein Mädchen, Miriam, das an

Schönheit auf Erden nicht seines gleichen hatte, und vermählte sich mit ihr; sie zog an seiner Seite auf einem milchweißen Berberrosse reitend in Jerusalem ein. Seine Schüler erstaunten, daß sie ihr Haar nicht geschnitten habe.

„Es ist so der Wille des Herrn", sagte Sabbathai, „denn seht, sie ist die Königin Israels". Da warfen sich Alle mit dem Antlitz zur Erde vor ihr nieder.

Die Anhänger Sabbathais erzählten aber allerorten folgende Legende: Einem Rabbi Namens Meyer in Polen war im Jahre 1648 von den Moskowitern eine sechsjährige Tochter Miriam geraubt worden. Nach langem vergeblichen Suchen erfuhren die Eltern, daß ihr Kind die Taufe empfangen habe und sich in einem Kloster befinde. Der Gram darüber tödtete sie. Als das Mädchen achtzehn Jahre alt war erschien ihr Nachts ihr verstorbener Vater, hob sie im bloßen Hemde aus dem Bette, flog mit ihr durch das Fenster und setzte sie auf dem jüdischen Friedhofe zu Amsterdam nieder. „Wisse meine Tochter", sprach er zu ihr, „daß Du von jüdischem Samen bist und hier in Amsterdam Dein Bruder Samuel lebt. Bleibe hier bis zum Morgen wo die Juden kommen werden eine Leiche beizusetzen und Dich zu Deinem Bruder führen werden. Von da

wirſt Du nach Aegypten ziehen, denn Du biſt dem Meſſias aus dem Hauſe David, Sabbathai Zewy, zum Weibe beſtimmt und dem Volke Iſrael als Königin.“ Das Mädchen blieb bis an den hellen Morgen auf dem Begräbnißplatze wo die Juden ſie fanden, kleideten und zu ihrem Bruder führten. Ihr Bruder reiſte mit ihr nach Aegypten und vermählte ſie dort dem Sabbathai Zewy.

Miriam kannte Sabbathai, ſeine Art und kannte auch die Schickſale ſeiner beiden erſten Frauen aus den Erzählungen ſeiner Anhänger, deßhalb beſchloß ſie ganz anders mit ihm zu verfahren. Als er in der Hochzeitsnacht an ihr Lager trat, herrſchte ſie ihm zu:

„Berühre mich nicht, Sabbathai Zewy, der Du der Erlöſer Iſraels biſt. Der Himmel hat mich Dir zum Weib beſtimmt, damit ich ein ſpitziger Dorn ſei in Deinem Fleiſche und eine ſtete Qual für Deine Sinne.“

„Wer hat Dir das geoffenbart?“ fragte Sabbathai betreten.

„Der Geiſt meines Vaters iſt mir erſchienen in drei aufeinanderfolgenden Nächten und hat es mir geoffenbart“, fuhr Miriam fort, „und er hat mir unterſagt mein Haar zu ſchneiden, weil ich Königin ſein werde in Iſrael, und alle die den wahren Gott be-

kennen, ſollen mir dienen und vor mir liegen das Antlitz zur Erde."

Sabbathai ſchwieg einige Zeit, dann ſagte er: „Du haſt Recht, wir müſſen dem Willen des Herrn Folge leiſten."

„Ich wünſche daß es Dir ſo leicht werde wie mir", gab die ſchöne Miriam zur Antwort.

Sabbathai ſeufzte. Bisher war es ihm leicht geweſen ſeine Sinne zu bezähmen, aber jetzt regte ſich der Menſch in ihm, der Mann, in deſſen Natur es einmal liegt, daß ihn die gleichgiltige Kälte des Weibes mehr reizt als die Hingebung.

Während er in Jeruſalem gelebt und gelehrt hatte, war es ſeinen Brüdern gelungen, ihm in Smyrna einen von Tag zu Tag wachſenden Anhang zu verſchaffen. Sie beriefen ſich auf die Briefe des Propheten Nathan von Gaſa, und bewieſen mit Hilfe der Kabbalah daß Sabbathai der wahre Meſſias ſei. Als ſich nun dieſer verleiten ließ, in der Synagoge zu Jeruſalem öffentlich von ſeiner göttlichen Sendung als Meſſias zu predigen und das Rabbinaltribunal ihn deßhalb in Bann that und zu tödten befahl, kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Die Rabbiner von Jeruſalem ſendeten ihm zwar ihr Verdammungsurtheil voraus, aber die Juden von Smyrna kehrten ſich nicht an daſſelbe, zogen ihm

entgegen, küßten ihm die Füße und erwieſen ihm und ſeinem Weibe Miriam königliche Ehren.

Ganz Europa befand ſich damals in fieberhafter Aufregung durch die Erſcheinung des Sabbathai Zewy; im Schooße der jüdiſchen Gemeinden bildeten ſich allerorten Parteien für und wider ihn, die ſich leidenſchaftlich bekämpften und auch unter den Chriſten wurden die verſchiedenſten Anſichten rege. Die Amſterdamer Judenſchaft ſchrieb an ihre Handelsagenten in der Levante und fragte was ſie von Sabbathai zu halten habe, die Antwort lautete: Er iſt es und kein anderer.

Wie dieſelbe eintraf waren die jüdiſchen Kaufleute auf der Börſe verſammelt, alle jubelten, nur einer Namens Anatia verlachte den Sabbathai. Als er aber von der Börſe nach Hauſe kam und ſich zu Tiſche ſetzte, fiel er vom Stuhle und ſtarb.

Das beſtärkte die Anhänger Sabbathais in ihrem Glauben und erwarb ihm in Europa wie in Aſien neuen Anhang.

Sabbathai wohnte und lebte jetzt in Smyrna wie ein König. Wenn er ſein Haus verließ, wurde ihm eine Fahne vorangetragen auf der die Worte: „Die Rechte Jehovahs iſt erhoben“ zu leſen waren. Er begann bereits die Länder der Erde an ſeine Anhänger zu vertheilen, ſeinen Bruder Elias ernannte er zum

König über Juda, seinen Bruder Joseph zum König über Israel. Sich behielt er die Oberherrschaft über die ganze Welt und alle Könige vor. Wer wider ihn war wurde verfolgt. In Smyrna bewarf das Volk den reichen Juden Pechena mit Steinen und er rettete sich nur mit Mühe in die Synagoge. Ein anderer angesehener Mann in Konstantinopel welcher vor dem Großvezier erklärte, er glaube nicht an den Messias Sabbathai Zewy, büßte dies Vergehen auf der Galeere, an die ihn die von Sabbathais Anhang bestochenen türkischen Machthaber eines ihm angedichteten Staatsverbrechens wegen schmieden ließen. Aus allen Ländern kamen Gesandtschaften zu Zewy und brachten ihm Geschenke, der Zudrang war oft so groß, daß sie vier Wochen und auch mehr warten mußten, ehe er sie vorlassen konnte. Täglich wurde ihm zu Ehren der 27. Psalm: „Jehovah Deines Sieges freut sich der König" gebetet und am Sabbath ein besonderes Gebet. Aller Orten standen Propheten und Prophetinnen auf, ja sogar Kinder wurden von dem Geiste ergriffen und alle verkündeten unter den heftigsten Convulsionen: „Sabbathai Zewy ist der wahre Messias aus dem Hause David, dem Krone und Reich gegeben ist."

Sein Ruhm stieg auf das Höchste, als die Töchter desselben Pechina, den das Volk in Smyrna mit Steinen

verfolgt hatte, den Sabbathai Zewy als Messias verkündeten, und einer seiner erbittertsten und gelehrtesten Gegner, Rabbi Moses Servil, plötzlich auftrat, zur Buße ermahnte und Sabbathai als den wahren Messias bezeichnete.

Die Juden in Persien verließen ihre Arbeit und ihre Geschäfte, um nur noch zu beten und Buße zu thun und so die Erlösung zu beschleunigen. Die türkischen Behörden begannen vor Sabbathai und seiner Macht zu zittern.

Unter solchen Vorzeichen trat das Jahr 1666, das Jahr in dem der Messias erscheinen und das Werk der Erlösung beginnen sollte, ein. Von seinen zahlreichen Anhängern angespornt und gerufen, beschloß Sabbathai vor den Sultan hin zu treten und ihm seine göttliche Aufgabe zu verkünden. Er stieg mit seiner Frau und zahlreichem Gefolge zu Schiff, eine unabsehbare Volksmenge stand am Ufer und als die Segel gelöst wurden, warfen sich Alle mit dem Antlitz zur Erde nieder und Sabbathai segnete sie mit erhobenen Händen.

* * *

Am 20. Tage des Monates Thebeth im Jahre 1666 zog Sabbathai Zewy in Konstantinopel feierlich ein. Die dortigen Juden begrüßten ihn mit fanatischem Jubel. Er saß in einer offenen vergoldeten Sänfte und

wurde von ſeinen Anhängern getragen, ihm folgte die Königin Iſraels, Miriam, reich gekleidet, gleichfalls in einer Sänfte. Das Volk warf ſich vor ihnen nieder, ſo daß jene welche ſie trugen über die Leiber der Begeiſterten hinwegſchreiten mußten.

Der Sultan Muhamed VI. befand ſich eben in Adrianopel. Der Großvezier berichtete ſchleunigſt, daß Sabbathai Zewy, deſſen Name bis zu den Ohren des Großherrn gedrungen, in Konſtantinopel angekommen wäre und bei dem Letzteren Gehör verlange. Muhamed befahl dem Großvezier, ſich des vermeintlichen Meſſias ſofort zu verſichern. Der Großvezier ſendete einen Aga mit fünfzig Janitſcharen ab, um Sabbathai gefangen zu nehmen.

Sabbathai entwaffnete jedoch den Aga durch ſeinen Anblick ſo vollſtändig, daß dieſer dem Großvezier erklärte, er ſei unfähig ihn zu beleidigen, Sabbathai gleiche einem Engel und ſei unſtreitig von Gott geſandt. Ein zweiter Aga mit zweihundert Janitſcharen kehrte gleichfalls unverrichteter Sache zurück.

Hierauf ging Sabbathai ſelbſt zum Großvezier und gab ſich ihm gefangen. Auch dieſer erſte Würdenträger des türkiſchen Reiches zeigte ſich von ihm vollkommen bezaubert. Er ſendete ihn zwar, dem Befehl des Sultans gehorchend, auf eines der Dardanellen-Schlöſſer,

Caſtell Ceſto, dort wurde Sabbathai jedoch in fürſtlicher Weiſe gehalten und bedient, ſowie ſeinen Anhängern geſtattet ihn zu beſuchen. Aus ſeinem Gefängniſſe erließ er folgendes Schreiben: „Meine Brüder und mein Volk! meine treuen Glaubensgenoſſen! Ich befehle Euch, daß Ihr den nächſtkünftigen neunten Tag des Monates Ub ein großes Freudenfeſt feiern ſollt. Denn dieſer Tag iſt der Geburtstag des Sabbathai Zewy, Eures Königs, als des höchſten Königs aller Könige der Erde. Ich ſchließe mit Euch einen ewigen Bund, mit treuer Huld dem David zugeſichert. So ſpricht der Mann, der hocherhaben über allen Ruhm und alles Lob iſt, er, der Geſalbte des Gott Iſraels. Sabbathai Zewy.“

In Caſtell Ceſto kam ein berühmter polniſcher Rabbi, Nehemias, zu Sabbathai, und ſuchte ihm zu beweiſen, daß die Vorzeichen, welche der Talmud für die Ankunft des Meſſias angäbe, noch nicht eingetroffen ſeien. Vergebens gab ſich Sabbathai alle Mühe ihn zu überzeugen. Der polniſche Rabbi nannte ihn einen Betrüger und als Sabbathai ihm den Tod androhte, floh er, von Sabbathais Leuten verfolgt. In dem Augenblicke wo er ſich eingeholt und ſchon verloren ſah, warf er ſeine polniſche Mütze zur Erde, riß dem nächſten beſten Türken den Turban vom Kopfe, ſetzte ihn auf

und rief er werde Muſelmann. So rettete er ſein Leben. Von dem Großvezier nach Adrianopel geſendet erklärte er nochmals vor dem Sultan, daß Sabbathai ein Betrüger ſei.

Muhamed befahl hierauf, den Sabbathai nach Adrianopel zu bringen. Am ſechszehnten Tage des Monats Ellul wurden er und ſeine Frau Miriam dorthin eskortirt und in einem Hauſe, das ſtrenge abgeſchloſſen und von Janitſcharen umſtellt war, verwahrt.

Am folgenden Tage wurde Sabbathai vor den Mufti geführt, welcher ihn freundlich empfing, ihn niederſetzen hieß und ihm eine Reihe von Fragen ſtellte. Dies geſchah zum Schein.

Zur ſelben Stunde wurde Sabbathais Frau Miriam vor die Sultanin Walide geführt, welche ſie in einem grünſeidenen mit Hermelin verbrämten Kaftan, auf ſeidenen Polſtern ſitzend empfing und aufmerkſam betrachtete, ebenſo aufmerkſam als das Auge der Jüdin auf ihr ruhte. Beide Frauen waren ſchön, beide waren klug und erfahren. Das Geſpräch drehte ſich daher lange um Nebendinge. Endlich verlor die Sultanin doch die Geduld.

„Du nennſt Dich die Königin Iſraels“, ſprach ſie, „iſt Dein Gatte wirklich der Meſſias?“

„Er ſagt es“, erwiderte die kluge Jüdin, „und

Nathan von Gaſa ſagt es, und hundert Propheten und Prophetinnen."

„Es iſt doch nicht wie ſie ſagen", ſprach die Sultanin, „aber wenn es auch ſo wäre, Niemand wird ihn vor dem Zorne des Großherrn retten, es müßte nur Gott ſelbſt ſein, der ein Wunder thut."

„Er wird das Wunder thun."

„Ich aber ſage Dir, Dein Gatte Sabbathai Zewy wird morgen ſterben."

Beide Frauen ſchwiegen einige Zeit.

„Allerdings", ſagte die Sultanin nach einer Pauſe, „könnte Sabbathai ſein Leben retten, wenn er unſeren Glauben annähme."

„Dies wird er nie thun", ſprach Miriam, „wenn er nicht der Meſſias iſt, ſo iſt er doch ein Heiliger."

„Wer ſagt Dir dies?"

„Ich bin ſeine dritte Frau, Herrin, und er hat noch nie ein Weib in Liebe umfangen."

„Liebſt Du ihn?"

„Ich liebe ihn."

„Dann Jüdin mache bis morgen aus Deinem Heiligen einen Menſchen, ſo kannſt Du ihn retten, anders nicht. Gebrauche Deine ganze Liſt und die Gewalt Deiner Schönheit, und ſage kein Wort zu ihm, daß ich es war, die Dir dazu gerathen." Eine nachläſſige Hand-

bewegung der ſchönen Sultanin verabſchiedete Miriam welche die Arme auf der Bruſt gekreuzt ſich vor ihr auf ein Knie niederbeugte und dann raſch das Serail verließ.

* * *

Miriam war ganz das Weib, Sabbathai aus einem Heiligen in einen Menſchen zu verwandeln. Sie war wirklich ihren Eltern bei einem Einfall der Ruſſen in Polen geraubt, getauft und in einem Kloſter erzogen worden, ihre weitere Geſchichte war indeß weder ſo übernatürlich noch heilig, als die Anhänger Sabbathais dieſelbe ausgeſchmückt hatten. Miriam war aus dem Kloſter entflohen und zwar direkt in ein Frauenhaus. Sie hatte als Prieſterin der Liebesgöttin Polen, Deutſchland, Italien und Holland durchſtreift. In Amſterdam fand ſie ihren Bruder, mit dem ſie nach den Levante ſegelte, um dort ihr Glück zu machen. Ihr Schickſal wollte es jedoch, daß ſie hier nicht, wie es ihr Plan war, die Favorite eines Paſchah, ſondern die Gattin Sabbathai Zewys, aus einer leichtfertigen Dirne die Königin Iſraels wurde. Mit allen den beſtrickenden Künſten des Weibes, mit allen Geheimniſſen der Liebe vertraut, war es ihr leicht geweſen, ſich in Sabbathais heiligen Wahnſinn zu ſchicken und eine kalte vornehme

Hoheit zu heucheln, welche ihr dem engelschönen Manne gegenüber eigentlich vollkommen fern lag.

Ihre Art den frommen fanatischen Gatten zu behandeln, bereitete demselben viel größere Qualen als die Leidenschaft Sarahs und die Thränen Hannas es je vermocht hatten. Die Kälte Miriams weckte die Liebe in seinem Herzen und brachte alle seine Sinne in Aufruhr. Mehr als einmal hatte sie ihn bis zur Verzweiflung gebracht, mehr als einmal war der heilige Mann, dem sein Volk die Füße küßte, nahe daran gewesen, sich vor der ehemaligen Dirne mit dem Antlitz zur Erde niederzuwerfen und sie um Erbarmen anzuflehen. Aber sie hatte bisher an seine göttliche Sendung geglaubt und wäre auch dem um Liebe flehenden gegenüber fest geblieben, aus Furcht eine tödtliche Sünde zu begehen und ihn um die Gnade Jehovahs zu bringen.

Jetzt aber begann sie zu zweifeln. Sie wiederholte sich die Worte der schönen Sultanin und die Beweisgründe des weisen Rabbi Nehemias aus Polen und sagte sich endlich: Sabbathai ist nicht der Messias. Es galt also nur noch den Mann den sie liebte zu retten; zu retten war er aber nur, wenn er sündigte, wenn er fiel, also mußte er fallen. Sie schrieb an die

Sultanin und dieſe verhieß ihr in Allem ihre Hilfe. Noch in derſelben Nacht ging Miriam an das Werk.

Eine Stunde vor Mitternacht weckte ſie Sabbathai und rief: „Der Geiſt iſt über mich gekommen; ich habe den Herrn der Welt geſehen, umgeben von den zehn Sephiroths wie von zehn ſtrahlenden Wogen, komm Sabbathai, folge mir und thue wie ich Dir ſage.“

Sabbathai kleidete ſich an und folgte ihr, als er aber ſah daß ſie in ihre reichſten Gewänder gehüllt war, ſprach er: „Zu welchem Zwecke haſt Du Dich ſo geſchmückt?“

„Der Herr hat es mir ſo befohlen!“

Es war ſeltſam anzuſehen, wie die Janitſcharen, welche vor dem Hauſe Wache hielten, vor Miriam zurückwichen wie vor einer himmliſchen Erſcheinung, und ſie frei gehen ließen und auch ihren Gatten.

„Du wirkſt Wunder, Weib!“ rief Sabbathai Zewy erſtaunt.

„Der Geiſt des Herrn, der in mir iſt, wirkt ſie“, ſagte Miriam mit ruhiger Hoheit, „und Du ſollſt noch größere Wunder der Macht ſehen, die mir Gott gegeben.“

Und es war auch ſeltſam anzuſehen, wie das ſchöne majeſtätiſche Weib jetzt hinſchritt, gleich einer Königin in dem ſchleppenden Seidengewande, die ſtolzen

herrlichen Glieder in dunkeln Pelz geschmiegt, das flammenrothe Haar mit Perlen durchflochten und mit blitzenden Edelsteinen, das Antlitz in einen weißen Schleier gehüllt, durch den ihre dunkeln brennenden Augen hindurchbrannten, und der engelschöne heilige Mann, willenlos folgend, wie ein Kind, wie ein Lamm.

Dort wo die drei Flüsse Arda, Tundscha und Marizza in einander flossen, blieb sie stehen und sprach: „Hier ist die Stelle.“

Sabbathai blickte auf sie und seufzte, er litt unsägliche Qualen.

„Wirst Du mir gehorchen?“ begann sie.

„Ich werde Dir gehorchen.“

„In Allem?“

„In Allem.“

„So thue, wie der Herr durch meinen Mund befiehlt: Du wirst morgen vor dem Sultan stehen, Sabbathai Zewy, deßhalb ist es mein Wille, daß Du Dich heiligest zu dem erhabenen Werke. Du sollst grausame Buße thun, aber Du sollst auch dann belohnt werden, Sabbathai Zewy.“

„Ich werde thun wie Du befiehlst.“

„Du sollst hier baden Sabbathai“, fuhr Miriam fort, „hier wo die drei Flüsse ineinanderströmen, jetzt zur Zeit der Mitternacht.“

Sabbathai that schweigend wie sie ihm gebot und stieg hinab in die Wellen. Es war in der Nacht, die dem 23 Tage des Monates Elul folgte, am 10 September. Die Luft war kalt und das Wasser eisig, aber Sabbathai schauderte nicht, sondern gehorchte. Mit einem Male sah er, daß auch Miriam ihre Gewänder abgeworfen hatte und in den Fluß getaucht war.

„Was thust Du?" fragte er erbebend, denn mit einem Male schien das Wasser um ihr her zu sieden.

„Frage nicht Sabbathai. Ich gehorche nur dem Geiste in mir."

Sie blieb einige Zeit im Wasser, dann rief sie: „Jetzt ist die Stunde gekommen, geh an das Land Mann und kleide Dich an."

Als Sabbathai angekleidet war, entstieg sie selbst dem Wasser, schön wie die Schaumgeborene, und er warf sich mit dem Antlitz zur Erde vor ihr nieder.

„Was thust Du?" fragte sie.

„Ich bete Gott an in seinem Werke."

„Dies hat der Geist in Dir gesprochen, denn so ist es der Wille des Herrn", gab sie zur Antwort, „komm, hilf mir mich anzukleiden." Sabbathai reichte ihr auf ihren Wink den kostbaren dunkeln Pelz und zog ihr die goldgestickten Pantoffel an. „Folge mir",

gebot ſie dann und ſchritt dem Garten des Großherrn zu, deſſen vergoldetes Thorgitter durch die Bäume durchſchimmerte. Das Gitter ſprang auf als ihre Hand es berührte, und als ſie zu einem durch eine Ampel erleuchteten Kioſkos kamen der hier ſtand, ſprang auch die Thüre des Kioſkos auf, ſie traten hinein.

„Du wirkſt Wunder, Weib", ſprach Sabbathai ſtaunend.

„Der Geiſt des Herrn, der in mir iſt, wirkt ſie", gab Miriam zur Antwort, „und Du ſollſt noch größere Wunder ſehen der Macht, die mir Gott gegeben." Sie ließ ſich auf den Polſtern nieder welche an der Wand hinliefen und Sabbathai ſtand vor ihr und bebte in namenloſer Qual.

„Weib!" ſchrie er mit einem Male auf, „Du biſt eine mörderiſche Geißel über mir!"

„So will es der Herr", ſagte ſie, „entblöße Deinen Rücken, Mann, und kniee nieder, denn es iſt ſein Wille, daß Du vor mir knieeſt."

Sabbathai entblößte ſeinen Rücken und ließ ſich auf beide Kniee vor ihr nieder.

„Du ſollſt Deine Sünden beichten und büßen, befiehlt der Herr durch meinen Mund", rief ſie jetzt, „bete die Widdo Beichte."

Sabbathai begann die Widdo zu beten. Miriam

aber ergriff die mit ſcharfen Dornen beſäeten Zweige, welche auf den Polſtern bereit lagen und flocht eine Krone und band eine Geißel darum, und die Dornenkrone drückte ſie Sabbathai auf das Haupt, daß ihm das rothe Blut über die Stirne herabrann, und mit der Dornengeißel begann ſie ihn grauſam zu ſchlagen, daß ihm das rothe Blut über den Rücken herabrann. Sabbathai aber fühlte keine Schmerzen, er ſah nur das Weib das vor ihm ſtand wie die Schaumgeborene, deren Leib gleich einem Lichte des Himmels hervorleuchtete aus dem dunkeln Pelz und deren aufgelöſtes rothes Haar ſie gleich Flammen Gottes umloderte.

„Du biſt das Weib, das die Bathkol mir beſtimmt hat", rief er wie in Verzückung.

„Das haſt Du wahr geſprochen", gab Miriam zur Antwort, „denn ſo iſt es und ſo will es der Herr, und dies Sabbathai Zewy ſoll Dein Lohn ſein." Sie warf die Geißel fort und riß ihm die Dornenkrone vom Haupte und ſchlang mit einem Male mit wilder Zärtlichkeit ihre weißen Arme um ihn.

„Mein Gott! Mein Gott!" ſtammelte Sabbathai Zewy.

Es war um ihn geſchehen. — —

Als er zur Beſinnung kam, ſtrömten ihm heiße Thränen die Wangen herab. „Weib, was haſt Du

aus mir gemacht?“ seufzte er, zu ihren Füßen hingesunken, und verbarg sein Antlitz.

„Einen Menschen, Du Heiliger“, erwiderte sie mit einem stolzen Lächeln, „und dies ist das größte Wunder das ich gewirkt habe. Denn Sabbathai Zewy“, fuhr sie fort, „Du bist nicht der Erlöser Israels, Du bist nicht der Messias.“

Sabbathai gab keine Antwort, er blieb vor ihr liegen, stumm und regungslos.

* * *

Am folgenden Morgen stand Sabbathai Zewy vor Muhamed VI. Der Großherr saß auf einem niedrigen Divan auf goldgestickte Polster gelehnt, er trug den Pelz von weißem Seidenstoff mit schwarzem Fuchs ausgeschlagen, den nur er tragen darf, sowie den grünen Turban mit dem Reiherkopf von Diamanten und betrachtete den jüdischen Heiligen mit erklärlicher Neugierde. Ein jüdischer Renegat, Guido, stand ihm als Dolmetsch zur Seite.

„Bist Du wirklich der von Gott gesandte Messias, der die Juden erlösen und nach Jerusalem führen wird?“ fragte der Sultan.

Sabbathai, von Schrecken erfaßt, konnte nicht antworten.

„Einer Deiner Anhänger hat es geschrieben“, fuhr

der Sultan fort, „daß ich Dir folgen werde wie der Sklave seinem Herrn. Läugne es nicht Jude! ich aber sage Dir, Du wirst mein Sklave sein, heute noch. Ich werde drei vergiftete Pfeile nach Dir schießen. Bleibst Du unverwundet, werde ich selbst Dich, Sabbathai Zewy, als den Messias anerkennen. Glaubst Du aber, daß Dich meine Pfeile tödten können, dann steht es Dir frei, Muselmann zu werden und mein Sklave zu sein, auf den ich meine Füße setzen werde."

Der Dolmetsch flüsterte Sabbathai zu: „Werde Muselmann, sonst stirbst Du auf der Stelle."

Sabbathai riß hierauf seine Mütze vom Kopfe, nahm einem Pagen den Turban ab und setzte ihn auf. Dann warf er sich mit dem Antlitz zur Erde vor dem Großherrn nieder, der mit einem triumphirenden Blick den Fuß auf seinen Nacken setzte.

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du heute noch mein Sklave sein wirst, Messias der Juden?" sprach er, „aber Du bist ein weiser und heiliger Mann und ich ehre solche Geister, wie Du einer bist."

Der Sultan winkte. Auf seinen Wink wurde Sabbathai Zewy mit einem Ehrenpelz bekleidet, dann öffnete man die Thüren, führte seine Frau herein und bekleidete sie mit dem grünen Zobelpelz, den nur die

Cadinen, die erwählten Frauen des Sultans, tragen dürfen.

Sabbathai Zewy erhielt zugleich den Namen Uga Mehmed Ephendi und wurde zum Capidschi Baſcha*) ernannt, während ſeine Frau, die ſchöne Miriam, die ehemalige Dirne, zur Fatime Cadine erhoben wurde.

* * *

Die Nachricht vom Uebertritt Sabbathais zum Islam ging wie ein Wetterleuchten durch Aſien und Europa. Die ſtolzen kühnen Hoffnungen der Juden ſanken in das Grab, die Propheten verſtummten, es wurde ſtille in allen Landen.

Einige ſeiner begeiſtertſten Anhänger blieben ihm jedoch treu. Sabbathai Zewy bewies ihnen aus dem Buche Pirka B. Elieſer daß der Meſſias vor Beginn des Werkes der Erlöſung ſich eine zeitlang wie Moſes unter den Ungläubigen aufhalten müſſe; und berief ſich auch auf die Worte des Propheten Iſaias 53, 12. „Er wird zu den Verbrechern gezählt werden, die Sünden vieler tragen und mit Gottloſen zuſammentreffen.“

Die Folge war, daß dreihundert ſeiner Anhänger

*) Kaiſerlicher Kammerherr.

auf der Stelle zur Religion Muhameds übertraten Andere folgten ihrem Beispiel.

Sie sagten zu ihrer Rechtfertigung: „Im Talmud, Traktat Sanhedrin, heißt es: Der Messias, Davids Sohn, kann nicht eher kommen, als bis die ganze Welt entweder ganz tugendhaft oder ganz lasterhaft ist. Alle Juden tugendhaft zu machen scheine ein Werk der Unmöglichkeit, lasterhaft zu werden sei viel leichter. Da nun der Abfall vom Glauben das größte Laster ist, sollen alle Juden Muhamedaner werden um die Ankunft des Messias zu beschleunigen."

Sabbathai, dem Miriam einen Sohn Namens Ismael gebar, lebte vom Sultan reich beschenkt und geehrt in Konstantinopel das Leben eines Fürsten. Da er und seine Anhänger jedoch als Muhamedaner die jüdischen Gebräuche beibehielten und immer mehr Juden zum Islam übertraten, fürchteten seine Gegner den vollständigen Untergang ihres Glaubens und bestachen den Großvezier mit zwölf Beuteln Löwenthaler, worauf derselbe den Sultan bestimmte, Sabbathai von Konstantinopel zu entfernen.

Der Messias wurde mit seiner Frau und seinen treuesten Schülern nach dem bosnischen Fort Dulcingo verbannt, wo er am 10 September 1676, dem Ver-

ſöhnungstage, ſtarb, und an dem Ufer der Donau begraben wurde. Sein Anhang behauptete, daß er nicht geſtorben, ſondern wie die Propheten Enach und Elias lebendig in den Himmel gefahren ſei.

Die Judith von Bialopol.

1675.

Während Polen von inneren Wirren und Streitigkeiten zerrissen war, hatten die Türken im Jahre 1672 die Ukraine, Podolien und die Festung Kamienic erobert und den König Michael Wisnowiezki gezwungen, zu Buczacz einen schmählichen Frieden zu schließen, durch den die adelige Sarmatenrepublik in die Reihe der osmanischen Vasallenstaaten trat und dem Halbmonde tributpflichtig wurde. In dieser traurigen Lage richteten sich die Blicke Aller, welche nicht vom blinden Eigennutz geleitet waren, auf den Hetman Johann Sobieski, welcher sich bereits wiederholt in den Kämpfen mit den Türken und Tartaren sowohl durch persönliche Tapferkeit als ein kühnes Feldherrntalent ausgezeichnet hatte.

Sobieski war es, welcher jetzt den Adel zur Einigkeit und zum kräftigen Handeln antrieb.

Er selbst machte Alles, was er besaß, zu Gelde

und rüſtetete Truppen aus, an deren Spitze er, den vom Könige geſchloſſenen Vertrag nicht achtend, gegen den Erbfeind der Chriſtenheit zu Felde zog. Von Neuem entbrannte der blutigſte Kampf, aber diesmal feſſelte Sobieski den Sieg an die Fahne Polens, und nachdem die Türken eine Reihe von Niederlagen durch ihn erlitten hatten, jauchzte ihm die ganze Nation einſtimmig als ihrem Erretter, ihrem Helden zu. Als im Jahre 1675 König Michael ſtarb, wurde Sobieski einſtimmig zum Könige gewählt. Aus dem Feldlager kam er zur Krönung und nachdem er mit allen in der polniſchen Verfaſſung vorgeſchriebenen Förmlichkeiten zum Könige geſalbt worden war, kehrte er in das Feldlager zurück, um die Befreiung ſeines Landes zu vollenden.

Diesmal kehrte ihm aber das Glück den Rücken. König Sobieski nahm 1676 bei Zurawno eine feſte vortheilhafte Stellung ein, in der Abſicht, dem bei weitem überlegenen Feinde eine Schlacht zu liefern, aber der Großvezir hütete ſich, ihn anzugreifen, und begnügte ſich damit, alle in der Nähe ſtehenden türkiſchen Truppen an ſich zu ziehen und das Polenheer mit zehnfacher Uebermacht einzuſchließen. Die Lage deſſelben wurde von Tag zu Tag verzweifelter und als endlich die Lebensmittel aufgezehrt waren und es

ſogar an Munition zu fehlen begann, gaben ſelbſt die Muthigſten jede Hoffnung auf Rettung auf. Schon jubelten die Muſelmänner bei dem Gedanken, den gefürchteten Heldenkönig als Gefangenen nach Konſtantinopel und den Adel Polens auf ihre Sklavenmärkte ſchleppen zu können.

Während bei Zurawno der Hunger als Bundesgenoſſe der Türken das Beſte that, durchſtreiften Horden derſelben und der mit ihnen verbündeten Tartaren weithin die polniſchen Landſchaften, ſengten, plünderten, mordeten und führten Frauen, Kinder und Jünglinge an die Schweife ihrer Pferde gebunden mit ſich.

Am 5. November kamen zahlreiche Flüchtlinge, Landedelleute und Bauern aus der Umgegend, mit Weib und Kind nach dem Städtchen Bialopol und ſuchten ſich und ihre Habe vor den Unmenſchen in Sicherheit zu bringen. Dem Staroſten, der ſie befragte, berichteten ſie ſchauerliche Dinge von der Art und Weiſe, wie die unbarmherzigen Sieger verfuhren. Der brave, in Kämpfen gegen Türken und Tartaren ergraute Krieger traf hierauf alle Anſtalten, das Schloß und, ſo lange es ging, auch die Stadt zu vertheidigen, die Wälle wurden mit Geſchütz verſehen, alle kampffähigen Männer des Adels, der Bürgerſchaft

und des jüdiſchen Ghetto bewaffnet, die Greiſe, Frauen und Kinder in das Schloß gebracht und mit der Vertheidigung des letzteren ausſchließlich die unter den unmittelbaren Befehlen des Staroſten ſtehenden königlichen Soldaten und Koſaken betraut.

Den 7. November früh brachte ein berittener Bauer die Nachricht, daß der Feind im Anrücken ſei. Schon war Bialopol mit Flüchtlingen vom flachen Lande ſo vollgepfropft, daß ohne Gefahr für die Stadt Niemand mehr eingelaſſen werden konnte. Die Thore wurden geſchloſſen und Jeder, der hierauf kam, abgewieſen. Schaaren von Unglücklichen aller Stände lagerten am Fuße der Wälle von Bialopol, Männer, deren koſtbarer Kontucz den Magnaten bezeichnete, ſchöne Frauen in goldverſchnürten Marderpelzen, bloßfüßige Bauern in Leinwand gekleidet, Juden in ſchwarzen Kaftanen. Ihr Geſchrei, ihr Flehen und Jammern zerriß denen in Bialopol das Herz, aber der Staroſt blieb unerbittlich, mußte es bleiben, wenn er die Stadt nicht nach wenigen Tagen ſchon demſelben Schickſale preisgeben wollte, dem die armen Obdachloſen draußen entgegen gingen.

Als die Letzteren ſahen, daß man mit ihnen kein Erbarmen habe, floh ein Theil in die benachbarten Wälder, während Andere vor den Thoren der

Stadt mit einer Art Stumpfsinn ihr Geschick erwarteten.

Beim Einbruch der Nacht sah man im Umkreise bei zwanzig Dörfer brennen, ihre düsteren Flammen erhellten den winterlichen Himmel und die riesigen Rauchsäulen schienen die Bewohner von Bialopol zu warnen und zur Ausdauer, zum Kampfe auf Leben und Tod zu mahnen.

Kurz nach Sonnenaufgang zeigten sich die ersten tartarischen Reiter, ihre kleine schwarzen Pferde rasten wie Höllengeister über das weite, weiße, schimmernde Schneegefilde. Einzelne näherten sich spähend den Wällen, man konnte deutlich ihre magern, gelben Gesichter mit den schwarzen, geschlitzten Augen unter den rothen viereckigen Mützen erkennen.

Ein Schuß aus einer Karthaune genügte, um sie zu vertreiben. Aber nach wenigen Stunden schon kehrten sie verstärkt zurück und sprengten in langen, dunklen Schwärmen um die Stadt herum. Immer neue Schaaren gesellten sich zu ihnen. Endlich ritt einer ihrer Führer heran und forderte zur Uebergabe auf.

Der Staroſt erwiderte, Schloß und Stadt seien auf das Beste zur Vertheidigung gerüstet und für

mehr als ein Jahr mit Munition und Proviant verſehen.

Der Tartar ließ hierauf ſeinen krummen Säbel im Sonnenlichte funkeln und kehrte zu ſeinen Leuten zurück. Sie ſchienen zu berathen. Dann erhoben ſie plötzlich ein wildes Kriegsgeſchrei und ſtürzten von allen Seiten zugleich auf die Stadt los, im Reiten ihre Pfeile abſchießend, welche wie ein Regen auf dieſelbe niedergingen.

Die Beſatzung gab ihnen Antwort mit Geſchütz und Hakenbüchſen. Von beiden Seiten gab es Todte und Verwundete, aber es war den wilden Söhnen der Krim diesmal nicht um einen ernſten Kampf, ſondern um etwas ganz Anderes zu thun. Sie ritten bis an die Wälle heran und warfen ihre Schlingen nach den armen Flüchtlingen aus, welche ſich hier in Todesangſt zuſammendrängten. Sobald einer der unheimlichen Reiter ſich ein Opfer aus der Schaar herausgeholt hatte, kehrte er raſch um, daſſelbe ohne Mitleid nachſchleifend. Während die Vertheidiger von Bialopol dies vor ihren Thoren geſchehen laſſen mußten, ſahen ſie noch furchtbarere Szenen ſich in der Ferne abſpielen. Sie ſahen, wie die Räuber die Unglücklichen, welche ſich im Dickicht des Waldes verborgen, gleich einer Heerde vor ſich hertrieben, wie ſie die Männer

grausam quälten und tödteten, Frauen und Kinder gleich Hunden zusammenkoppelten, um sie in die Sklaverei zu schleppen.

Im Laufe des Tages rückte ein größerer Heerhaufen heran und schlug außer Schußweite sein Lager auf. Diesmal waren es Türken. Ihr Anführer, ein Paschah, umritt gegen Abend die Mauern der Stadt, offenbar in der Absicht, sich von der Widerstandsfähigkeit derselben zu überzeugen.

Nachts sah man weithin die Wachtfeuer der Muselmänner brennen, sie bildeten eine Art Feuerkreis um das unglückliche Bialopol, während ein zweiter, aus flammenden Dörfern und Edelhöfen bestehend, den dunklen Himmel am Horizonte einsäumte.

Während tiefe Stille im feindlichen Lager und auf den Wällen herrschte, schloß doch Niemand in Bialopol ein Auge. Jeder war in seiner Weise thätig, dem Angriff der unmenschlichen Belagerer die Stirne zu bieten. Die größte Thätigkeit herrschte in den engen winkeligen Straßen der Judenstadt, deren Bewohner einen unerwarteten Muth und eine seltene Opferwilligkeit zeigten. Die mageren bleichen Männer des Ghetto, deren schwache Arme nie eine Waffe geführt,

hatten dieſelben von dem Staroſten begehrt und erhalten. Ihre Frauen und Mädchen machten ſiedendes Waſſer und Pech bereit, die Knaben ſchnitzten ſich Bogen und Pfeile und beſtrichen die Spitzen der letzteren mit Gift, während die Greiſe ſich anheiſchig machten, die Verwundeten zu verbinden und vom Kampfplatze fortzuſchaffen.

In einem gewölbten Gemache des einzigen gemauerten Hauſes, das damals in der Bialopoler Judenſtadt ſtand, war der reiche Kaufmann Abrahamek gleich ſeinen ärmeren Glaubensgenoſſen damit beſchäftigt, ſich zu dem bevorſtehenden Kampfe zu rüſten. Er war noch jung und dank dem Wohlleben, das ihm ſein von ſeinen Voreltern ererbter Reichthum geſtattete, kräftig und ſtattlich, wie es der Jude jener Zeit nur ſelten war. Sein Geſicht trug den ernſten paläſtiniſchen Stempel, in ſchönen edeln Linien ſprach ſich ein eigenthümliches Gemiſch von wildem Muth und vorſichtiger Schlauheit aus, ein hochfahrender Stolz geſellte ſich hinzu, der Uebermuth einer reinen, ſtärkeren und gottbegnadeten Race, welcher in dem Maße mehr und mehr verloren gegangen, als Iſrael aus einem freien Volke von Hirten und Kriegern ein Volk von Krämern und Knechten geworden war. Abrahamek trug über dem langen ſchwarzen Seiden-

talar, in den sich seine vornehmen Glaubensgenossen mit Vorliebe kleideten, einen weiten Kaftan von gleichem Stoffe mit kostbarem dunklen Pelzwerk verbrämt. Eine schwarze Sammetmütze saß keck auf seinen kleinen Locken. Er hatte einen langen türkischen Dolch in seinen rothen Gürtel gesteckt und lud zwei große Radpistolen, während seine Leute, vierzehn an der Zahl, Kugeln gossen, ein paar schwere Büchsen, wie man sie damals hatte, in Stand setzten und die Spitzen der langen Lanzen, mit denen sie ihr Herr bewaffnet hatte, auf einem großen Schleifstein schärften.

Mit einem Male wurde die Thüre aufgerissen und ein junges Weib von blendender Schönheit trat rasch herein, sie war offenbar eben erst von ihrem Lager aufgesprungen, denn sie war nur in ein Nachtgewand gekleidet und hielt eine brennende Ampel in der Hand. Ihre herrliche schlanke Gestalt, die weichen Formen ihres jugendlichen Körpers, der holde träumerische Schnitt ihrer Züge hätten sie wie die Braut des hohen Liedes, die eben aufgeblühte Rose von Saron, erscheinen lassen, wenn ihre energische Haltung nicht die einer Herrscherin, und ihr muthig blitzendes Auge nicht das einer Heldin gewesen wäre. Sie stellte die Ampel auf den Tisch, und die Gruppe sich rüstender Männer mit einer Art Unwillen überfliegend, rief sie:

„Was soll das? Man schickt mich schlafen, während uns Allen Gefahr droht, ein Jeder sich bereit macht, sein Leben auf das Spiel zu setzen, sein Blut zu verspritzen? Ich bin nicht das Weib, das sich verkriecht, während die Männer ihre Brust dem Feinde darbieten. Ich theile mit Euch Kampf und Sieg oder Niederlage und Tod."

„Meine geliebte Judith", begann der junge Kaufmann, „mein Weib, mein süßes Weib, für Dich gehe ich ruhig den Pfeilen der Unmenschen entgegen, sobald ich Dich in Sicherheit weiß, aber meine Hand würde erlahmen, mein Herz beben, wie das Herz eines Feiglings, wenn Du im Kampfe an meiner Seite ständest."

Die schöne Jüdin schüttelte unmuthig das Haupt mit den dunklen Locken. „Und was soll mein Schicksal sein, wenn Ihr unterliegt, die Feinde in die Stadt dringen, soll ich einem dieser Ungläubigen als Sklavin folgen, seine blutdürstigen Lippen küssen? Nein, mit Dir will ich leben oder sterben!"

Vergebens bot ihr Gatte Alles auf, sie von ihrem Entschlusse abzubringen, Judith bemächtigte sich der Säcke, in denen sich das Pulver und das Blei befand, und erklärte mit jener Festigkeit, der gegenüber Gründe und Bitten sich gleich machtlos erweisen, sie

werde die Männer auf den Wall begleiten und ihnen die Feuerbüchsen laden. Ihr Nachtgewand war schnell mit einem bunten reichgestickten Damastrock vertauscht, über den sie einen mit Marderpelz besetzten kurzen Ueberwurf aus persischem Stoffe anzog, ihr weiches, dunkles Haar durchflocht sie mit Perlenschnüren; so auf das Beste geschmückt folgte sie ihrem Manne auf den Wall.

Die Nacht verging ruhig, ohne feindlichen Angriff. Kaum war aber die Sonne blutig roth hinter den beschneiten Tannen des Waldes empor gestiegen, begannen die Geschütze der Türken gegen die Wälle von Bialopol zu spielen.

Die Belagerten gaben redlich Antwort. Das Schießen währte mehrere Stunden ohne erhebliche Wirkung oder Verluste auf beiden Seiten, doch täuschte sich in Bialopol Niemand darüber, daß die niedrigen und dünnen Mauern der Stadt einer regelrechten Beschießung unmöglich lange widerstehen konnten, aber es lag nicht in der Kampfweise der Türken und ihrer nomadischen Hilfsvölker, eine Stadt durch Ausdauer zum Fall zu bringen, sie versuchten dieselbe im ersten Anprall zu erobern, und gelang es nicht, zogen sie in der Regel ebenso rasch und plötzlich, als sie gekommen waren, wieder ab.

Sie warteten auch vor Bialopol nicht ab, bis eine Breſche geſchoſſen war, ſondern entfalteten die rothe Fahne und liefen unter dem betäubenden Lärm ihrer Heerpauken, Trompeten und Trommeln Sturm. Der Angriff erfolgte zu gleicher Zeit von allen Seiten, um die Vertheidiger aller Orten zu beſchäftigen und über das eigentliche Ziel deſſelben zu täuſchen. Nachdem die Angreifer bereits an verſchiedenen Stellen bis zum Wall vorgedrungen waren und Einer auf den Schultern des Andern klimmend, denſelben zu erſteigen ſuchten, ſtürzte mit einem Male eine erleſene Abtheilung türkiſcher Fußtruppen von dem Paſchah, welcher das kleine Belagerungsheer befehligte, ſelbſt geführt gegen das Oſtthor von Bialopol, erkletterte unter wildem Allah-Rufen den kleinen Wall, welcher in Form eines gegen die Stadt zu offenen Winkels daſſelbe beſchützte, machte die kleine Beſatzung deſſelben nieder und begann, theils die Stadtmauer zu erſteigen, theils das Thor mit eiſernen Streitkolben und an langen Pfählen befeſtigten Widderköpfen einzubrechen.

Der Staroſt war indeß darauf vorgeſehen. Hinter den geſchloſſenen Thorflügeln erhob ſich eine Art Barrikade und ein hoher Erdwall ſchloß unmittelbar hinter dem Thore den Zugang zur Stadt.

Kaum war es den Moslims gelungen, das Thor

zu zerschmettern, fanden sie sich einem neuen Hinderniß gegenüber und zu gleicher Zeit eilte Alles, was in der Stadt noch an Kämpfern verfügbar war, an die gefährdete Stelle. Sobald einer der Stürmenden auf der Mauer erschien, starrten ihm die langen Spieße der Vertheidiger entgegen und warfen ihn todt oder lebendig hinab, während Jene, welche am Fuße des Walls stehend ihre Pfeile in die Stadt entsendeten oder ihre Feuerbüchsen auf die tapferen Einwohner von Bialopol abschossen, mit einem Hagel von Kugeln, vergifteten Pfeilen, Steinen und einem heißen Regen von siedendem Pech und Wasser überschüttet wurden.

Hoch oben, mitten unter den Fechtenden, stand die schöne Judith Abrahamek, den Männern des Ghetto die abgebrannten Flinten ladend. Galt es aber, da oder dort Feinde, die den Wall erstiegen hatten, hinabzudrängen, dann ergriff sie, durch die Wuth des Kampfes noch um viel verschönert, mit fliegenden Haaren und flammenden Wangen hier einen Stein und schmetterte ihn von oben auf die kahlen Köpfe der Ungläubigen, dort eine Hellebarde, welche sie rasch und kräftig in die mächtige Brust eines, die Arme begehrlich nach ihr ausstreckenden Heidensohnes stieß.

Pulverdampf und Staub der rollenden St
ſtieg in Wolken empor und hinderte die Vertheidi
den Kampfplatz zu überſehen. Mit einem Male
fand ſich ein Theil des Walles in den Händen
Feinde und die Bürger und Juden, welche ver
das Oſtthor vertheidigten, wurden unerwartet
Rücken beſchoſſen und überfallen. Von Schrecken
griffen, flüchteten Viele ohne Widerſtand zu lei
in die Straßen hinab, Andere traten fechtend
Rückzug an, ſchon ſchien die Stadt verloren, die m
nende Stimme der heldenmüthigen Jüdin verhallte
Gewühle, da eilte der Staroſt mit einem Theile
Schloßbeſatzung auf die bedrohte Stelle, überſtieg
Verrammlung des Thorwegs und machte einen ebe
unerwarteten als ungeſtümen Ausfall.

Vergebens feuerte jetzt der Paſchah ſeine L
durch Zuruf an, vergebens ließ er die Fliehenden
einen Reitern mit langen Peitſchen in das Gef
zurücktreiben, der Tag war für die Moslims verlo
Türken und Tartaren ſuchten ſich zu retten und eil
von den Belagerten mit Feuerbüchſen und grobem
ſchütz beſchoſſen, den Zelten zu. Weithin war
Erde mit Todten und Verwundeten bedeckt,
Blut rieſelte in rothen Bächen durch den Schnee.

Nur oben auf dem Walle hielt noch jener Th

der Stürmenden, welcher denſelben erſtiegen hatte, tapfer Stand, die ſchlanken Muſelmänner, ebenſo behende wie fanatiſch, mähten mit ihren Yatagans furchtbar in den Reihen der Chriſten und Juden. Dafür gaben aber auch dieſe keine Gnade, ſondern metzelten Jeden, der in ihre Hände fiel, auf der Stelle nieder.

In dem Augenblicke, wo im Handgemenge ein türkiſcher Soldat nach ihrem Gatten hieb, ſchüttete die ſchöne Judith, welche gerade keine andere Waffe hatte, demſelben eine Hand voll Sand in die Augen, der Türke hieb in die Luft, im nächſten Augenblicke ſchlug ihm die Jüdin die Waffe aus der Hand, warf ihm eine Schlinge um den Hals und machte ihn ſo zu ihrem Gefangenen.

„Sieg! Sieg!“ tönte es jetzt von allen Seiten. Der Wall war von den Türken geſäubert, der Feind auf allen Punkten geſchlagen. Abrahamek ſah jetzt erſt, welche ſeltſame Beute ſeinem Weibe zugefallen war. „Was willſt Du mit dem Türkenhund beginnen?“ rief er, „machen wir ihn nieder, wie die anderen.“

Schon blitzten mehrere Lanzen und Säbel gegen die Bruſt des Unglücklichen, der vor Judith in die Knie geſunken war, aber dieſe, ebenſo großmüthig im

Siege, wie blutgierig und erbarmungslos im Kampfe, wehrte die Männer ab und sprach: „Es ist mein Gefangener, rührt ihn mir nicht an, er gehört mir.“

„Ja, sie hat recht“, riefen mehrere Stimmen zugleich, „sie hat sich ihn verdient, er soll ihr Sklave sein.“

Und die schöne Jüdin band ihrem Gefangenen die Hände auf den Rücken und führte ihn am Stricke mit sich, wie ein Thier.

Dem ersten Sturme der Türken folgte kein zweiter; schon gaben sich die Einwohner von Bialopol, ja sogar der vorsichtige kriegserfahrene Staroſt der Hoffnung hin, daß die entsetzlichen Gegner die Belagerung bald aufheben und davonziehen würden, aber sie täuschten sich. Der Paschah vor Bialopol machte es genau so, wie der Großvezier bei Zurawno, er schloß die Stadt vollständig ein und versuchte es, sie auszuhungern.

Nur zu bald zeigte sich diese den Türken sonst so ungewohnte Strategik als die einzig richtige. Trotz der stolzen Versicherung, welche der Staroſt dem feindlichen Parlamentär gegeben, daß die Stadt auf mehr als ein Jahr mit Allem versehen sei, machte sich schon

nach vier Wochen der Mangel an Lebensmitteln empfindlich fühlbar, und die Bewohner von Bialopol, welche so tapfer dem feindlichen Angriff Stand gehalten, wurden täglich mehr von Entmuthigung und Hoffnungslosigkeit ergriffen.

Die schöne Heldin des Ghetto saß in dumpfer Verzweiflung, gleich allen anderen ihrer Glaubensgenossen in ein graues Gewand gehüllt, in einer halbdunklen Ecke ihres Hauses, fastete, betete und las in der Bibel.

Da trat eines Abends unerwartet ihr Sklave, der gefangene Türke, zu ihr und begann: „Wirf diese düsteren Trauerkleider ab, Herrin, Du hast nichts zu fürchten. Wenn auch die Stadt erobert wird von unseren Glaubensgenossen, Du wirst unter ihnen erhobenen Hauptes einhergehen, wie unter Deinem Volke, denn Du bist schön und klug. Schmücke Dich, auf daß unser Feldherr sein Auge auf Dich wirft und er wird Dich mit sich führen gegen Sonnenaufgang, dorthin wo kein Winter ist und Gott sein auserwähltes Volk mit den herrlichsten Gaben der Natur gesegnet hat, dort wirst Du ein ganz anderes Leben führen, als hier im Schnee und im Nebel —“

„Das Leben einer Sklavin!“ rief Judith.

„Nein, das einer Gebieterin“, gab der Türke

zur Antwort, „von Sklaven und Sklavinnen bedient.“

Die schöne Jüdin richtete sich plötzlich, beinahe heftig auf und blickte ihrem Gefangenen forschend in das Auge. „Täuschest Du Dich nicht“, murmelte sie, „bist Du sicher, daß Dein Gebieter, der Paschah, an mir Gefallen finden wird?“

„Er wird Dein Sklave sein, sobald Du es willst.“

„Ist er noch jung?“ fragte sie.

„Jung, schön und tapfer, unermeßliche Reichthümer füllen sein Haus, mehr als tausend Sklaven gehorchen ihm.“

„Gut“, sagte die Jüdin, ein Lächeln verklärte zugleich ihr bleiches trauriges Gesicht, „sehr gut. Willst Du Dir die Freiheit und noch überdies goldenen Lohn verdienen?“

„Wie soll ich das?“

„Wie Du das sollst, Heidensohn?“ rief Judith sich erhebend, „indem Du mich zu Deinem Feldherrn führst! Für das Andere laß mich sorgen.“

„Aber Dein Herr, Dein Mann“, meinte der Türke, „er wäre im Stande, mich zu tödten —“

„Er wird nichts erfahren, ich kenne die Schliche, die Wege, die uns unerkannt und sicher aus der Stadt

ren. Wir fliehen, und zwar heute Nacht noch, was inſt Du? ich bin doch zu ſchön, als daß ich hier nd verhungern ſollte, ich werde mein Glück machen."

„Gewiß."

„Alſo, halte Dich bereit." —

Ein Wink der ſchönen Jüdin entließ ihren Skla- n, ſie ſelbſt fuhr fort zu beten und in der Schrift Buche Judith zu leſen. Als der Abend kam, hm ſie ein reichliches Mahl und trank feurigen Wein d ſchmückte ſich dann mit ihren reichſten Kleidern. in weites Gewand von weißer Seide, mit Perlen geſtickt d von einem Perlengürtel aufgezogen, umhüllte re ſchlanke Geſtalt, über demſelben trug ſie einen eberwurf von orientaliſchem Goldſtoff, mit koſtbarem nklen Zobelpelz gefüttert und ausgeſchlagen. Ihre üſte ſchimmerte doppelt verlockend aus dem dunklen ppigen Pelzwerk. An den Füßen hatte ſie rothe, gold- ſtickte, türkiſche Pantoffeln und in ihrem dunklen Haar itzten Perlen, Rubinen und Smaragden von unſchätz- rem Werth. So verließ ſie heimlich, in einen grauen aputzenmantel vermummt, durch eine Hinterthüre ihr aus und ging geradeaus auf das Schloß zum Staroſten.

„Was wollt Ihr von mir, ſchöne heldenmüthige rau", rief dieſer der Eintretenden entgegen, „jeder Wunſch iſt Euch im Voraus gewährt"

„Um so besser", erwiderte Judith. „Ich kann das Elend der Stadt, die Verzweiflung meiner Mitbürger nicht länger ansehen, ich will hinaus in das Lager der Unmenschen und will mich opfern und alle Anderen retten."

„Was habt Ihr vor?" fragte der Staroſt erſchreckt.

„Forſcht mich nicht aus", ſprach die Jüdin, „laßt mich ziehen, ich beſchwöre Euch, gnädiger Herr! Laßt mir heute Nacht die kleine Pforte des unterirdiſchen Ganges öffnen, der, wie ich weiß, aus dem Schloſſe in das Freie hinausführt, und ſo Gott will, rette ich die Stadt."

Der Staroſt gab zögernd ſeine Einwilligung. „Und Euer Gatte", fragte er, „iſt er eines Sinnes mit Euch?"

„Noch weiß er nichts von meinem Entſchluß, doch darf er mich nicht hindern", ſagte Judith, „erlaubt daß ich in Eurem Beiſein mit ihm ſpreche."

Der Staroſt ließ den Juden vorrufen, welcher, als er ſein Weib ſo reich geſchmückt bei dem erſteren fand, bald ihn, bald dieſes argwöhniſch betrachtete. Kaum hatte er aus dem Munde Judiths von ihrem Vorhaben erfahren, erklärte er auf das Beſtimmteſte, er werde niemals ſeine Zuſtimmung geben, und als die muthige Frau ſich unerſchütterlich zeigte, begann er

vor Wuth und Eifersucht zu weinen, warf sich vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee. Sein Flehen rührte sie indeß nicht. Jetzt begann er zu drohen und sie zu verwünschen, doch die Jüdin schnitt ihm rasch das Wort ab.

„War ich Dir nicht stets ein treues rechtschaffenes Weib?“ rief sie.

Abrahamek bejahte.

„Nun, so vertraue mir auch jetzt.“

„Nein, nein, ich lasse Dich nicht“, schrie ihr Mann, „wenn der Paschah Dich sieht, bist Du für mich verloren, und dann müßte ich die Frauen nicht kennen, Dir selbst wird es schmeicheln, zu gebieten, Sklaven zu Deinen Füßen zu sehen, Du darfst nicht aus der Stadt.“

Von dem Mißtrauen ihres Gatten beleidigt, maß ihn das schöne kühne Weib mit einem verächtlichen Blick und sagte dann rasch zu dem Staroſten: „Hier gilt es die Rettung einer ganzen großen Stadt, da müssen alle anderen Bedenken schweigen. Wenn der Wahnsinnige mich nicht ziehen lassen will, so fordere ich Euch bei Eurer Liebe zu dem Vaterlande, Eurer Pflicht und Ehre auf, ihn festzuhalten, bis ich die Stadt verlassen habe.“ Und ohne den Befehl des Staroſten abzuwarten, öffnete sie die Thür, rief

die Soldaten, die im Vorsaal wachten, und hieß sie, ihren Gatten gefangen nehmen.

Wie von einer höheren Macht getrieben, ergriffen die Soldaten den Juden, der sein Weib verfluchte, und fesselten ihn.

„Werft ihn in einen Kerker und bewacht ihn, bis der Staroſt Euch befiehlt, ihn freizulassen", fuhr Judith fort. Die Soldaten führten Abrahamek mit sich, welcher noch an der Thüre einen letzten schmerzlichen Blick auf sein Weib zurückwarf.

„Nun lasse ich Euch ohne Sorge ziehen", sagte der Staroſt zu der kühnen Frau, „ich sehe, Ihr seid geboren, Alles, was Euch naht, zu beherrschen, Ihr werdet auch mit diesen Türkenhunden fertig werden!" —

Als es von den Thürmen von Bialopol Mitternacht schlug, öffnete sich in dem Walde, an den sich das feindliche Lager anlehnte, die Erde für einige Augenblicke und zwei tiefverhüllte düstere Gestalten entstiegen derselben gleich bösen Geistern.

Es waren dies die schöne Jüdin und ihr Sklave, welche rasch im fahlen Mondlicht den türkischen Zelten zuschritten.

Früh am Morgen hielt der Paschah Gericht vor

seinem Zelte. Auf einem schwarzen glänzenden Bärenfell, das über den Schnee gebreitet war, stand ein niedriger Divan und auf diesem saß er mit unterschlagenen Beinen und hörte die Kläger und die Angeklagten.

Als die Jüdin von ihrem Gefangenen geführt in den Kreis trat, galt ihr erster Blick ihm, an den sie sich von einer höheren Macht gesandt glaubte, und sie mußte es sich gestehen, der Türke war weder mißgestaltet, noch unedel. Sein männlich schönes, von einem schwarzen Bart eingerahmtes Gesicht, in dem zwei große gebieterische Augen blitzten, hatte eher etwas für Frauen Bestechendes. Der Turban mit dem hohen Reiherbusch gab ihm eine gewisse Würde, während der große grüne Zobelpelz, den er über seinem glänzenden Gewande trug, sich prächtig und zugleich schmeichelnd weich an seine kräftigen Glieder schmiegte.

Bald hatte auch des Paschahs Blick die schöne Jüdin entdeckt, er ließ denselben einige Zeit mit stummem Wohlgefallen auf ihr ruhen, dann winkte er sie zu sich.

Der gefangene Türke, der sie geführt, trat jetzt vor, warf sich seinem Feldherrn zu Füßen und berichtete ihm, wie er die schöne Jüdin, indem er ihr

den Heldenmuth des Paſchah geſchildert, bewogen habe, mit ihm aus der belagerten Stadt zu entfliehen, in der Hoffnung, daß ihre Reize Gnade finden würden vor ſeinen Augen.

Judith näherte ſich hierauf gleichfalls dem Paſchah und kniete vor demſelben nieder. Er ließ von Neuem ſein Auge auf ihr haften, rief dann ſeinen Zahlmeiſter und ließ ihrem Führer einen Sack Goldes reichen, ſie aber hieß er in ſein Zelt treten und ihn dort erwarten.

Als das Gericht zu Ende war, erſchien der Paſchah, ließ ſich auf ſeinem Ruhebette nieder und winkte die Jüdin zu ſich. „Du wünſcheſt mir zu gefallen?“ begann er.

„Ja, Herr“, erwiderte ſie.

„Wie nennt man Dich?“ fragte der Türke.

„Judith.“

„Welche Abſicht leitet Dich“, forſchte der Paſchah weiter, „nichts weiter Judith, als die Furcht für Dein Leben oder gewöhnliche Gefallſucht der Frauen?“

„Keines von Beiden.“

„Du machſt mich neugierig.“

„Man hat mir geſagt, daß Du edel denkſt und großmüthig handelſt“, fuhr die Jüdin fort, „und ſo bin ich gekommen, um von Dir Gnade zu erbitten für meine Stadt und mein Volk.“

„Um welchen Preis?“ fragte der Türke.

„Ich selbst will der Preis sein“, erwiderte das öne Weib stolz.

„Schätzest Du Dich so hoch?“

„Man nennt mich schön —“, murmelte Judith.

„Du bist es“, fiel der Paschah ein.

„Nun, ist ein schönes Weib nicht ein würdiger reis?“ fragte sie.

„Du vergißt, daß Du hier in meinem Lager st“, rief der Türke, „also in meiner Gewalt.“

„Wenn Du unedel handelst allerdings“, unterbrach n die Jüdin, „was hast Du aber dann, eine Sklavin ehr, die Dich verabscheut und verflucht. Ich denke, n Mann wie Du sollte zu stolz sein, ein Weib in derer Weise zu gewinnen als durch die Liebe.“

Der Türke sah Judith groß an. „Du bist ein ltenes Weib“, sagte er dann, „ebenso klug als schön. nd Du könntest mich lieben?“

„Ich weiß es nicht“. gab sie zur Antwort, „gib ir Mühe, meine Liebe zu erringen.“

Der Paschah stieß ein kurzes verächtliches Lachen us. „Das ist nicht Brauch bei uns“, rief er, „wir ir nicht gewohnt, um Liebe zu flehen, wie Eure itter, wir rauben uns die Geliebte, und sie liebt us —“

„Wie die Taube den Falken, der ſie zerfleiſcht“, ſpottete die Jüdin.

„Du ſprichſt gut“, ſagte der Paſchah, „ich bin Dir jetzt ſchon gewogen. Du ſollſt bei mir bleiben und wie eine Fürſtin gehalten ſein, Sklaven ſollen Dich bedienen —“

„Nicht dies iſt es, was ich verlange“, unterbrach ihn Judith.

„Du willſt mir Bedingungen ſtellen“, rief er mit blitzenden Augen, „kein Wort mehr davon, Du biſt mein, und keine Macht der Erde kann Dich mir entreißen.“ Zugleich ſprang er auf und wollte ſeine Arme um ſie ſchlingen, aber Judith zog ebenſo raſch den Dolch, den er im Gürtel trug, aus der Scheide und bedrohte ihn mit demſelben. „Wage es nicht, mich zu berühren, ich tödte Dich ſonſt.“

„Seltſames Weib“, murmelte der Paſchah, dann ſchritt er zu dem Eingang ſeines Zeltes und klatſchte in die Hände. Zwei Mohren erſchienen. Er befahl ihnen, ein Zelt mit aller Pracht und Bequemlichkeit für die ſchöne Jüdin einzurichten und ihr zwei der gefangenen Frauen als Dienerinnen zu geben. Dann entließ er Judith mit einer ſtolzen Handbewegung, und ſie ging, unbewußt ſeinen Dolch mit ſich nehmend.

Und es geſchah, wie der gefangene Türke es ihr

prophezeit hatte, der Paſchah war in wenigen Tagen ihr Sklave geworden. Je kälter, je ſtolzer, je tugendhafter ſie ſich zeigte, um ſo höher entflammte ſie die Leidenſchaft des Orientalen, der gewohnt war, das Weib, gleich perſiſchen Teppichen und moskauiſchem Pelzwerk, in dem Bazar von Stambul zu kaufen. Aber ſo ſehr der Türke nach ihrem Beſitz begehrte, verhöhnte er doch andererſeits die Bedingungen, welche ſie ſtellte.

Eines Abends — der Paſchah ſaß in ſeinem Zelte zu den Füßen der ſchönen Judith — wurde ein Ueberläufer gemeldet und von zwei Soldaten vorgeführt. Judith erbleichte bis in die Lippen, als ſie ihn erblickte. Es war ihr Mann, der, von Eiferſucht getrieben, ſeinen Wächtern entſprungen war und die Stadt verlaſſen hatte, um den Paſcha, in dem er den Räuber ſeines Weibes ſah, zu tödten.

Während dieſer die üblichen Fragen an ihn richtete, ſprang er plötzlich auf denſelben los und verſuchte, ihm ſeinen Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, aber der Türke wich blitzſchnell aus, ſchlug Abrahamek zu Boden und ſetzte ihm den Fuß auf den Nacken. Die Soldaten hatten den Verwegenen im Augenblick gefeſſelt und er ſtand jetzt, vor Haß und Todesangſt zitternd, vor ſeinem Richter, von dem er keine Gnade erwarten durfte. Da ſchrie er plötzlich: „Nimm Dich

vor Dieſer hier in Acht, ſie iſt zu Dir gekommen, um Dich zu ermorden.“ Der Paſchah blickte auf Judith. „Kennſt Du dieſen Mann?“ fragte er.

„Wie ſoll ich ihn nicht kennen“, entgegnete ſie ruhig „es iſt mein Gatte. Eiferſucht trieb ihn in Dein Lager und zu der ſinnloſen That.“

„Und was ſagſt Du zu ſeiner Beſchuldigung?“

„Wenn ich die Abſicht hätte, Dich zu ermorden“, gab Judith zur Antwort, „wozu hätte er es dann verſucht?“

„Sehr weiſe“, murmelte der Paſchah, „ich glaube Dir, Judith, damit dieſer Elende jedoch für ſein Verbrechen, Dich ungerecht angeklagt zu haben, gebührend büßt, wirſt Du die Strafe beſtimmen, die ihn treffen ſoll, und mit weiblicher Klugheit eine recht grauſame erſinnen.“

Die ſchöne Jüdin ſchien zu überlegen. „Laß ihn auf einen Roſt legen und ein Feuer unter ihm anzünden“, ſagte ſie nach einer Weile. Abrahamek blickte entſetzt auf ſein Weib und begann die Stunde ſeiner Geburt zu verfluchen.

„Erſinne etwas Beſſeres“, ſprach der Paſchah.

„Befiehl, daß man ihn mit dem Kopf nach unten an einen Baum gebunden, in einen Ameiſenhaufen ſtellt.“

„Auch dieſe Strafe wäre zu milde.“

„Du haſt recht“, rief die Jüdin, „laß ihn zu ſeiner größten Qual — leben.“

„Wie?“

„Leben als Deinen Sklaven, als Deinen Hund, den Du mit Füßen trittſt, während er ſehen muß, wie ich Dich liebe.“

„Du biſt ein kluges Weib, Judith“, murmelte der Paſchah lächelnd. „So ſoll es ſein, er bleibe am Leben und bleibe mein Sklave.“

Der Jude ſtöhnte, während ſein neuer Gebieter mit nachläſſiger Würde vor ihn hintrat und ihn mit einem verächtlichen Blicke maß.

„Nun höre mich, Sklave“, rief er, „Du bleibſt um mich, zu meinem Dienſte und wehe Dir, wenn Du Dich ungehorſam zeigſt oder ungeſchickt. Bindet ihn los!“

Die Soldaten thaten, wie er befahl.

Der Paſchah ergriff die Peitſche, mit der er ſeine Sklaven zu züchtigen pflegte, und rief dem Juden mit einer Energie des Willens, die jeden Widerſpruch ausſchloß, zu: „Auf die Kniee!“

Schon lag der unglückliche Abrahamek zitternd vor ihm im Staube und der Paſchah betrachtete ihn mit einem Lächeln, das Judith das Blut in den Adern erſtarren machte.

Es war tief in der Nacht. Abrahamek, der reiche Handelsherr, lag vor dem Zelte des Paſchah, ein elender Sklave, der jeden Augenblick fürchten muß, die Peitſche ſeines Herrn zu fühlen, und verfluchte ſein Weib, von dem er ſich verrathen glaubte.

Plötzlich berührte eine kleine bebende Hand ſeine Schulter und Judith ſtand vor ihm.

„Verworfene Verrätherin, was willſt Du von mir?“ begann der Sklave des Paſchah.

„Still, frage nicht, wache hier, während ich mein großes Werk vollbringe!“ murmelte die ſchöne Jüdin und verſchwand dann raſch im Zelte des türkiſchen Feldherrn.

Der Jude ſchien zu ahnen, was in demſelben vorging, er ſprang auf und umſchritt das Zelt, damit Niemand Judith überraſche. Er fand die Wachen eingeſchlafen, kauerte ſich wieder in einiger Entfernung von ihnen zur Erde nieder und wachte. Wenige angſtvolle Minuten vergingen, dann kam Judith heraus, bleich, entſetzlich bleich, aber feſten Schrittes.

„Komm“, ſagte ſie zu ihrem Manne, „folge mir!“

Und er folgte ihr, ohne zu fragen. Die Lagerwachen, welche die Jüdin kannten, ließen ſie anſtands-

los vorbei. So kamen sie in den Wald. Keines sprach ein Wort. Als sie im Mondlicht die Steinplatte entdeckt hatten, welche den Ausgang des unterirdischen Ganges schloß, befahl Judith ihrem Manne, dieselbe aufzuheben. Er gehorchte, und als es gelungen war, stieg sie hinab und schritt im Dunkel voran. Er folgte ihr noch immer, ohne zu fragen, ohne ein Wort an sie zu richten. Erst als sie im Schloßhofe von Bialopol standen, sprach Judith, sich auf einen Stein niedersetzend: „Geh zu dem Staroſten und sage ihm, das es gelungen ist!“

„Du hast den Pascha getödtet?“ fragte ihr Gatte freudig überrascht.

„Ja, ich habe ihn ermordet“, murmelte Judith, zugleich schwanden ihr die Sinne. Die Angst und Aufregung der letzten Stunden hatten sie endlich überwältigt. Man brachte sie indeß bald zu sich, und das Volk umdrängte sie und jubelte ihr zu.

Der Staroſte hatte sich auf den Wall begeben, um das Lager der Ungläubigen zu beobachten. Noch war nichts zu entdecken. Die Sonne stand hoch am Himmel und noch immer blieb Alles ruhig. Es wurde Mittag und Abend und es wurde Nacht, ohne daß die Belagerer die geringste Bestürzung verrathen hätten. Als aber die Besatzung der Wälle am nächsten

Morgen hinaus blickte, war das türkiſche Lager verſchwunden, der Feind abgezogen.

Anfangs hielt man es für eine Kriegsliſt und zögerte, die Thore zu öffnen. Am nächſten Tage unternahmen es jedoch einige kühne Edelleute, die Umgegend auszukundſchaften, ſie blieben zwei Tage aus und kehrten mit der frohen Kunde zurück, daß weithin nichts mehr von dem Gegner zu entdecken ſei.

Jetzt erſt eilte die ganze Bevölkerung von Bialopol der heldenmüthigen Jüdin zu danken, man trug ſie im Triumphe herum und bekränzte ihr Haus mit Tannenreiſig.

Wenige Wochen ſpäter rettete König Sobieski ſich und das polniſche Heer aus ſeiner gefahrvollen Lage bei Zurawno durch einen Vergleich, den er den Türken anbot und welcher in kurzer Zeit zum Friedensſchluſſe führte. Die Türken behielten in demſelben jenen Theil der Ukraine, welcher hinter dem Dnieper lag, und Podolien mit der Feſtung Kamieniec podolski.

Ewige Jugend.*

1611.

*) Die in der nachstehenden Novelle geschilderten Vorgänge beruhen vollständig auf geschichtlicher Wahrheit und sind die Akten des Prozesses der Gräfin Elisabeth Nadasdy noch vorhanden.

An einem schönen Wintermorgen des Jahres 1611 gingen im freundlichen Sonnenschein auf dem Graben in Wien vier junge Kavaliere spazieren, ein Jeder einem anderen Lande entsprossen, aber wie sie die Zeitlage und der Zufall in der Kaiserstadt an der Donau zusammen geworfen, gute Freunde und Genossen. Sie sprachen von den Frauen, ein unerschöpfliches Thema für die Jugend! Jeder pries, seiner Abkunft entsprechend, eine andere Frauenschönheit und ganz andere weibliche Tugenden, lange stritten sie, welcher unter den reizenden Frauen Wiens der Preis gebühre; der Italiener Maffei sprach mit Begeisterung von einer goldblonden Deutschen, der österreichische Graf Starhemberg schwärmte von den schwarzen Augen einer Venetianerin, der Böhme Czernin verfocht mit allem Aufwand seiner natürlichen Beredsamkeit

die Vorzüge der jungen Gräfin Szaparty, einer feurigen, ſchlanken Ungarin, nur der junge Landsmann der letzteren, Emerich Kemen, blieb ſtumm.

„Ihr ſchweigt“, wendete ſich jetzt Starhemberg zu ihm, „habt Ihr bis jetzt in Wien keine Dame gefunden, die Eurer Huldigung werth wäre?“

„Mein Urtheil kann hier überhaupt nicht maßgebend ſein“, erwiderte Emerich, welcher in der ſeine Körperformen knapp umſchließenden kleidſamen ungariſchen Tracht mehr ein ſchöner Knabe als ein Mann ſchien. „Ich habe, wie Ihr wißt, nur wenig mit Frauen verkehrt, meine Braut iſt bis jetzt der Säbel geweſen. Wie ſollte ich mir anmaßen, mitzuſprechen, wo die Löwen der Hauptſtadt ihre Meinungen austauſchen!“

„Halt, meine edlen Herren“, rief jetzt der Böhme, „eben fällt mir ein, daß unſer Streit leicht beigelegt wäre, wenn wir die Gräfin Eliſabeth Nadasdy zu den unſeren zählen könnten; aber freilich, ſie weilt nur, wie ein Zugvogel, eine kurze Zeit des Jahres hier.“

„Die Nadasdy?“ fiel Maffei ein, „ſollte dieſe Frau wirklich ein ſolches Weltwunder an Schönheit ſein, wie man allgemein hört?“

„Ich ſogar“, ſagte Emerich, „habe von ihr gehört, und das will etwas ſagen, denn ich habe mich

bisher mehr um Pferde und Waffen, als um Frauen bekümmert."

„Ja, es ist ein Weib, das seines Gleichen sucht", bekräftigte Starhemberg.

„Ich möchte sie doch einmal sehen", murmelte der Italiener.

„Auch ich", stimmte Emerich bei.

„Nun, das ist sehr leicht und sehr schnell zu erreichen", gab Czernin zur Antwort, „die Gräfin weilt seit einigen Tagen wieder in Wien und besucht — so that sie mindestens im vorigen Winter — täglich die große Messe in St. Stephan. Wir haben dort alle Muße sie zu betrachten."

„Also nach St. Stephan", sagte Emerich. Die Anderen stimmten bei und die vier Genossen kehrten um und gingen über den Stock-am-Eisen-Platz auf den majestätischen Dom zu. Die Kirche war mit Andächtigen gefüllt, es kostete einige Mühe, bis zu dem Gitter des Hauptaltars zu gelangen, von wo aus sie die mit rothem Tuch belegten Bänke, welche dem Adel vorbehalten waren, leicht übersehen konnten.

„Die muß es sein, die dort!" flüsterte Emerich dem Böhmen zu, indem er mit den Augen auf eine vom Kopf bis zum Fuß in schwarzen Sammet gekleidete Dame wies, welche in der ersten Reihe kniete

und aus einem großen Gebetbuche Pſalmen murmelte, „die mit dem großen ſchwarzen Schleier.“

„Sie iſt es“, ſagte Czernin.

„Ein Weib, das ſeines Gleichen ſucht“, murmelte Emerich, nachdem er lange Zeit in ihrem Anblick verſunken unter ſeinen Freunden geſtanden hatte. Die Gräfin war in der That, ſo wie ſie jetzt hier kniete, eine Frau von jener ſeltenen Schönheit, welche weit mehr Wohlgefallen und Bewunderung, als Leidenſchaft und qualvolle Sehnſucht nach ihrem Beſitze erregt. Ihr edles, feingeſchnittenes Antlitz mit den zarten Farben glücklicher Jugend von dunklen Flechten eingerahmt, ſchien — ſo lange ſie die Augen mit den langen Wimpern niederſchlug, um in dem Buche zu leſen — das Antlitz einer Heiligen. Da klirrte der Degen Starhembergs auf den Steinen der Kirche und ſie ſchlug den Blick zu den vier Kavalieren auf, nur ein Moment war es, aber ſie erſchien in demſelben dem jungen Ungarn als eine ganz andere, ihr großes, blaues Auge erhielt durch die dunklen Wimpern etwas Düſteres, Geheimnißvolles und ſein Blick hatte nichts von der Milde ihrer Züge, es lag etwas Gebietendes in demſelben, etwas klug Berechnendes, und noch etwas, was einem Jeden, der ſie ſah, unenträthſelt und unheimlich blieb. Die ſchöne Frau würdigte die jungen Leute

iner weiteren Aufmerksamkeit und als sie nach der
lesse den Dom verließ und sie an der Kirchenthüre
nden, um sie zu begrüßen, dankte sie mit einem leichten
opfnicken und schritt rasch vorüber, um in ihre Sänfte
steigen. Emerich hatte jetzt auch Gelegenheit, ihre
gleich wirklich reizende und königlich imposante Ge-
alt und ihren stolzen Gang zu bewundern.

„Starhemberg", begann er, als ihre Sänfte im
edränge verschwunden war, „diese Frau muß ich
nnen lernen, koste es, was es wolle."

„Wie kühn auf einmal, junger Freund", erwiderte
zernin, „erst wagt er kein Urtheil über Frauen ab-
geben, und nun besitzt er auf einmal den Muth,
h dem gefährlichsten Weibe, das es überhaupt gibt,
nähern."

„Versucht Euer Glück bei der schönen reichen
Wittwe", sagte Starhemberg, „ich will Euch gern bei
r einführen, Herr Kemen."

„Die Gräfin Nadasdy ist Wittwe?" stammelte
merich, welcher vor Freude bleich geworden war.

„Der hat ordentlich Feuer gefangen", lachte
zernin, „er ist im Stande und wirbt um ihre
and . . ."

„Was ist da Komisches?" fragte der Italiener.

„Nichts weiter, als daß die Nadasdy mindestens

noch einmal so alt ist, als unser Freund Em
gab der Böhme zur Antwort.

„Die Nadasdy“ — murmelte Emerich.

„Ist gewiß, ohne Uebertreibung, fünfzig
alt“, sagte Starhemberg.

„Dieser Engel, der einem Mädchen von Zw
gleicht“, schrie Maffei, „unmöglich!“

„Es ist doch so“, erwiderte Czernin, „abe
Zeit ist spurlos an ihr vorübergegangen.“

„Ein Weib ist nicht älter, als es aussieht“,
Emerich, „die Gräfin kann mit jeder frisch aufge
ten Jungfrau in die Schranken treten und keine
ihr den Sieg streitig machen.“

„Gewiß“, stimmte Starhemberg bei, „aber
ewige Jugend macht sie mir unheimlich, mit re
Dingen geht das nicht zu, mindestens muß e
Zauberei und Magie dabei im Spiele sein,
nicht viel Schlimmeres.“

„Was meint Ihr? riefen die Anderen.

„Im Volke herrscht der Glaube, daß ein Ba
Menschenblut ewige Jugend und Schönheit verle
flüsterte Starhemberg, „was Wahres daran ist,
mag ich nicht zu beurtheilen.“

„Und Ihr meint, daß die Gräfin?“ fr
Czernin.

„Ammenmärchen, nichts weiter!“ fiel der Ita-
ner ein.

„Alle dieſe Vermuthungen können der Gräfin
ir ſchmeichelhaft ſein“, ſagte Emerich, „ſie beweiſen,
ß ihre Schönheit ſo überirdiſch iſt, daß die Menſchen
h dieſelbe auf natürlichem Wege gar nicht erklären
nnen.“

„So iſt es“, bekräftigte Maffei. — —

Wenige Tage ſpäter wurde Emerich Kemen durch
tarhemberg bei der Gräfin Eliſabeth Nadasdy einge-
hrt, welche die beiden jungen Edelleute mit liebens-
ürdiger Zuvorkommenheit empfing. Während des
eſpräches, das ſich entſpann und meiſt um die poli-
chen Ereigniſſe und Religionskämpfe der damaligen
it drehte, ließ die ſchöne, ewig junge Frau ihre
oßen blauen Augen immer wieder auf Emerich haf-
n, deſſen unverdorbenes, kindliches Weſen der welt-
fahrenen Frau erwünſchten Zeitvertreib zu bieten
rſprach. Sie lud ihn ein, ſie recht oft zu beſuchen
d bald kam Emerich täglich in ihr Haus. Sie be-
inſtigte ihn offen vor allen anderen Kavalieren,
elche die ſtolze Schöne gleich einem Hofſtaat umga-
n, und gewährte ihm unerhörte Vertraulichkeiten,
dem ſie ihn als ein Kind behandelte. Ein junger
ann wird durch eine kluge Frau mehr gebildet, als

durch zehn gelehrte Professoren, pflegte sie dann zu sagen; es ist die zweite Hochschule, an der ein Jeder seine Studien machen soll, und sie sorgte dafür, daß Emerich ein eifriger Schüler war. Einmal kam er dazu, als sie eben ihr prachtvolles Haar kämmen ließ, er blieb erröthend auf der Schwelle stehen, sie aber hieß ihn eintreten und scherzte unbefangen mit ihm, als sei er eines der hübschen jungen Mädchen, welche sie bedienten. Da geschah es, daß sie, indem sie sich lachend auf dem Sessel herumwarf, von dem Mädchen, das eben mit dem goldenen Kamme durch ihr Haar fuhr, etwas unsanft gerissen wurde. Die Gräfin sprang auf und stand mit funkelnden Augen vor der Schuldigen, welche sich, um Vergebung flehend, vor ihr niedergeworfen hatte. „Ich sollte Dich peitschen lassen", sagte sie mit einer Strenge, welche Emerich überraschte, „aber ich will Nachsicht mit Dir haben und Dich nur ein wenig an der Hand strafen, mit der Du mich beleidigt hast." Mit diesen Worten ergriff sie die Rechte der Zitternden und stieß ihr eine der großen Nadeln, welche auf ihrem Toilettentisch lagen, zwischen den Nagel des Mittelfingers. „Thut das vielleicht weh?" fragte sie lauernd, als das Mädchen einen gellenden Schrei ausstieß.

„Entsetzlich, gnädige Gräfin", klagte die Bestrafte.

„Nun, so gib den zweiten Finger", gebot die ıerbittliche Frau, und so stieß sie ihr in jeden Nagel ne der Nadeln, sich an den Zuckungen der armen einenden Dienerin belustigend.

Als sie wieder mit Emerich allein im vertrauli=en Gespräche saß, begann er: „Ich hätte es nicht r möglich gehalten, daß ein schönes Weib so grau=m sein kann, wie Ihr, Gräfin."

„Warum nicht? Es ist ein Genuß zu quälen wie herrschen und gerade ein schönes Weib hat Gelegen=it zu Beidem und ist thöricht, wenn sie es nicht be=ıtzt", erwiderte sie.

„Verzeiht, ich habe vielleicht zu vorschnell geur=eilt", sagte Emerich, „aber ich kann zu meiner Ent=uldigung sagen, daß ich Euer Geschlecht nicht kenne, hr seid die erste Frau, mit der ich näher ver=hre."

„Sprichst Du die Wahrheit, Kind", rief die Grä=ı freudig überrascht, „und Du hast noch nicht ge=ebt?"

„Nein, gnädige Frau."

Die Gräfin neigte sich mit einem holden Blick ihm und strich ihm durch die schönen Locken. Weißt Du, daß ich Dich jetzt doppelt lieb habe", gte sie, komm setz' Dich zu meinen Füßen."

Als er auf dem Schemel saß und das Haupt von Seligkeit trunken an ihr Knie lehnte, legte sie sanft den vollen Arm um seinen Hals und sprach: „Versprich mir etwas?"

„Was Ihr wollt!"

„Komm zu mir auf mein Schloß Csejthe, wenn ich wieder dort bin", murmelte sie.

„Ihr erlaubt —"

„Ich befehle", lächelte sie, „darf ich Dir befehlen?"

„Wie dem letzten Eurer Knechte", stammelte er.

Sie sah ihn an mit einem räthselhaften Blick, dann rief sie: „Nimm die Laute, Emerich, und sing' mir ein Lied."

„Was für ein Lied?"

„Nun ein Liebeslied, Kind!"

Im Frühjahr reiste die Gräfin Nadasdy von Wien auf ihre Güter, vor ihrer Abfahrt hatte sie ihre Einladung wiederholt und als ein Monat etwa vergangen war, machte sich der junge verliebte Edelmann auf den Weg, zu Pferde, vier berittene Diener hinter sich, es war die Art, wie Männer von Stand damals reisten. Er legte den Weg durch Oesterreich und einen Theil Oberungarns ohne jedes Abenteuer zurück,

erſt im Neutraer Comitat geſchah es, daß er mit einer Reiterſchaar zuſammentraf, welche eine verdeckte, von Maulthieren getragene Sänfte geleitete und bei der damaligen, zu Kriegszeiten noch geſteigerten Unſicherheit der Wege einen Ueberfall beſorgend, ihn anrief und mit geſpanntem Schießgewehr erwartete.

Emerich ließ ſeine Diener zurück und näherte ſich dem Führer der fremden Reiter, dem er ſeinen Namen nannte und die Abſicht ſeiner Fahrt erklärte. „Dann haben wir denſelben Weg zurückzulegen", ſagte der junge Fremde, ſeinen Säbel in die Scheide ſtoßend, „ich bin Koloman von Peruſics und begleite meine Schweſter Iſabella zu der Gräfin Nadasdy nach Cſeithe, wo ſie ihre Ausbildung vollenden ſoll. Wenn es Euch gefällt, könnt Ihr mit uns reiten, es iſt ein Vortheil für beide Theile."

Emerich ſchloß ſich gern an den jungen Edelmann an, der einen vornehmen und ritterlichen Eindruck machte und ließ ſich dem Fräulein von Peruſics vorſtellen, der er, der Sitte gemäß, ſeine Dienſte und ſeinen Degen anbot.

Er entdeckte, während ſie zuſammen ritten, daß Koloman nur mit Widerwillen ſeine Schweſter in das Schloß der Gräfin führte und aus abgeriſſenen Bemerkungen deſſelben entnahm er ſogar, daß er ſie in

Cseithe in ernster Gefahr glaube. Seine Schwester freilich lachte über sein Bedenken. Die Gräfin galt in ganz Ungarn als eine Dame, der man mit vollem Zutrauen junge Mädchen zur Erziehung übergeben konnte und ihr glänzender Haushalt gab den adeligen Fräuleins aus verarmten Familien die beste Gelegenheit, alle weiblichen Künste, Anstand und feine Sitte zu lernen und zu gleicher Zeit an allen Vergnügungen der damaligen vornehmen Welt Theil zu nehmen. „Es sind seltsame Gerüchte im Umlauf über die ewige Jugend der schönen Gräfin", sagte Koloman endlich, trotz dem Winke Isabella's, der ihn abzumahnen schien. „Als Mädchen schon galt sie als das schönste Weib Ungarns und die ersten Magnaten des Königreiches pilgerten zu ihrem Vater Bathory und warben um ihre Hand, sie aber wollte zugleich die schönste, angesehenste und reichste Frau im Lande sein und wählte den greisen Nadasdy zum Gatten, welcher bald starb, man behauptet durch Gift, das ihm seine Frau mischte."

„Wer behauptet das?" rief Isabella ärgerlich, „Du, sonst Keiner."

„Klingt es so unwahrscheinlich", erwiderte Koloman, „sie wußte, daß sie nach ungarischem Gesetze nach seinem Tode frei und unbeschränkt über sein

riesiges Vermögen zu gebieten hatte und dieses Weib erträgt keinen Herrn. Seitdem sie Wittwe ist, lebt sie abwechselnd in Wien und auf ihrem Schlosse in Ungarn von zahlreicher Dienerschaft umgeben. Die Zeit geht spurlos an ihr und ihrer Schönheit vorüber, während die Mädchen, welche ihr dienen, eine nach der anderen auf bis jetzt unerklärte Weise verschwinden."

„Und wie erklärt man sich das Räthsel?" fragte Emerich.

„Bedenke, was Du sagst", rief Isabella zornig, „es kann Dir theuer zu stehen kommen."

Koloman schwieg einige Zeit. „So viel weiß ich bestimmt", sagte er nach einer Weile, „daß dieses Weib ebenso grausam als schön ist, daß es die höchste Wollust darin findet, Jene, welche durch ein Vergehen in ihre Hand gegeben sind, zu martern, unerhörte Strafen für sie zu ersinnen und sie unter den Qualen, welche sie ohne Erbarmen über sie verhängt hat, sterben zu sehen. Es war im letzten Winter, ehe sie nach Wien ging, daß sie ein Mädchen, das sich vergangen, an den Brunnen im Schloßhofe schmieden, und, während sie selbst in warmes Pelzwerk gehüllt zusah, so lange mit Wasser begießen ließ, bis es in eine Eissäule verwandelt war."

„Eines der Märchen, wie man sie in Spinnstuben hört", rief Isabella.

„Ich will es hoffen", sagte Emerich, „in jedem Falle könnt Ihr aber gewiß sein, daß Eure edle Schwester auf meinen vollen Schutz rechnen kann."

„Ich danke Euch", erwiderte Koloman, indem er herzlich seine Hand ergriff und schüttelte.

Als sie in dem Schloßhofe von Csejthe einritten, traf Koloman's Blick Emerich, als wollte er ihm seine Worte in das Gedächtniß zurückrufen. Ein eigenthümliches Schauspiel war es in der That, das die Gäste empfing. Ein junger Mensch, wie es schien aus besserem Hause, an einen Pfahl gekettet, wurde von zwei bestialisch aussehenden Männern mit Dornenpeitschen gegeißelt, die Gräfin stand dabei und zählte kaltblütig die Streiche und sah sein Blut in Strömen fließen, ohne im Mindesten Mitleid zu verrathen.

Erst als sie der Fremden ansichtig wurde, schenkte sie dem Unglücklichen den Rest der Strafe und hieß ihn losketten.

„Wer ist der Jüngling und was hat er begangen?" fragte Emerich.

Die Gräfin lächelte. „Der Thor hatte die Dreistigkeit, seine Augen zu mir zu erheben", sprach sie,

„als Page hatte er den Dienst bei mir und hat gewagt, was er nicht sollte und so that ich mit ihm, was die Herzogin Hadwig mit dem Mönche Eginhard that, seine sündhafte Liebesgluth zu löschen. Der Spaß ist nicht mit Gold zu bezahlen.“

Isabella blickte scheu auf die energische Frau, Emerich fühlte, wie ihn ein leiser Schauer bei den strengen Worten der Gräfin überrieselte, aber er war bereits zu sehr in ihre Reize verstrickt und so gab ihr die Härte nur einen neuen Reiz in seinen Augen.

An dem nächsten Sonntage — Koloman war noch in Csejthe anwesend — gab die Gräfin ihren Gästen ein glänzendes Fest, zu dem der ganze Adel der Nachbarschaft geladen war. Der Schmuck der Säle, die Pracht der Kleidung, welche dabei entfaltet wurden, ließen Emerich die Kaiserstadt nicht im Mindesten vermissen. Unter den adeligen Fräuleins, welche gleichsam den Hofstaat der Gräfin bildeten und sowol an der Tafel, als an dem auf dieselbe folgenden Tanze Theil nahmen, fiel ihm ein junges Mädchen von kaum sechszehn Jahren durch den ungewöhnlichen Reiz seiner Unschuld und Schönheit auf. Sie hieß Gisela Kery und stammte aus dem Süden Ungarns, wo der edle Schnitt der Physiognomie an Griechen-

land und Rom mahnt. Auch ihr Auge hatte ſofort den ſchönen, jungen Kavalier entdeckt und ruhte mit einer ſeltſamen, beinahe traurigen Theilnahme auf demſelben. Als er ſich ihr näherte und ſie zum Tanze bat, ihre heißen Hände ſich berührten, ihre träumeriſchen, dunklen Augen trunken an den ſeinigen hingen und endlich, als der Bann jungfräulicher Bangigkeit gelöſt war, ihr die ſüßen Worte von den Lippen floſſen und ihre Stimme wie Muſik dazu erklang, da fühlte er mit einem Male, daß es auch Frauen anderer, ſanfterer Art gäbe als die Gräfin; die ganze ihm bis jetzt verborgene Welt des weiblichen Herzens erſchloß ſich ihm, und zugleich fühlte er, daß ihn dieſes Mädchen liebe mit der ganzen reinen Gluth eines guten, unentweihten Gemüthes und daß auch er ſie lieben müſſe, gegen ſeinen Willen. Sie verſtanden ſich, ohne ſich ein Geſtändniß zu machen, ſie tanzten, ſie ſprachen faſt die ganze Nacht zuſammen, ſo daß die Gräfin es mit ſteigender Unruhe bemerkte. Sie war nicht die Frau, neben ſich eine zweite zu dulden, Eiferſucht faßte ihre ſtolze Seele und Haß gegen das unglückliche Geſchöpf, das ihr, ohne es zu wiſſen, in den Weg trat, aber ſie beherrſchte ſich und wenn Emerich an ihrer Seite war, ſcherzte ſie mit ihm ſo unbefangen und ſo liebenswürdig, als wenn er nie-

mals einen Stachel in ihr so leicht verwundbares Herz gestoßen hätte.

Mitten in den Jubel der Tanzenden scholl plötzlich verworrener Lärm aus dem Schloßhof herauf. Die Gräfin fragte nach der Ursache. Ein Diener brachte die Nachricht, daß man einen gefährlichen Wilddieb, welcher seit Jahren in den Forsten der Gräfin schlimm gehaust hatte, gefangen eingebracht habe.

„Das trifft sich gut", rief die Gräfin mit leuchtenden Augen, „dann bin ich in der angenehmen Lage, morgen meinen lieben Gästen wieder einen neuen Zeitvertreib zu bieten."

Gisela war bei den Worten der Gräfin bleich geworden und bebte am ganzen Leibe. Als Emerich sie fragte, was sie so tief bewegt habe, sagte sie leise: „Das Schicksal des Armen, den man eingebracht hat, die Gräfin hat ohne Zweifel etwas Entsetzliches mit ihm vor, ich kenne sie."

Der Zufall wollte, daß im nächsten Augenblicke die beiden Frauen, das unschuldsvolle, reizende Mädchen und das schöne, herrische Weib, neben einander zu stehen kamen. Emerich sah die Kluft, die zwischen Beiden lag. Gisela erschien ihm wie ein Engel des Lichtes, die Gräfin wie ein verlockender Dämon, und Beide zogen ihn an sich, Beide gleich mächtig und er

hatte keine Gewalt mehr über sich, und es war ihm, als rissen sie sein Herz in Stücke. Er liebte Beide, Gisela mit der vollen Innigkeit seines Gemüthes, die Gräfin mit der ganzen wilden Gluth seiner Sinne.

Die beiden Frauengestalten mischten sich auch in seine Träume und als er erwachte, war sein erster Gedanke Gisela und sein zweiter Elisabeth.

Die Nachbarn der Gräfin hatten unmittelbar nach dem Feste das Schloß verlassen, nur Emerich und Koloman fanden sich bei dem Frühstück ein, welches die schöne Frau mit ihnen gemeinsam einnahm. Sie schien besonders guter Laune zu sein und lud, als sie sich trennten, die beiden Herren ein, sich auf der Stelle zur Jagd bereit zu machen. Als Emerich von seinem neuen Freunde begleitet im Schloßhof erschien, war derselbe von den Jägern der Schloßfrau gefüllt, die Rüden bellten, die Pferde scharrten den Boden und der wilde Rappe der Gräfin biß in den Zügel, machte Sprung auf Sprung, so daß der Stallknecht Mühe hatte, ihn zu halten. Jetzt kam Elisabeth Nadasdy im grünsammetnen Reitkleide, eine ungarische Mütze mit Reiherbusch auf den dunklen Locken, die Treppe herab. Emerich hielt ihr den Bügel, sie klopfte

ihn leicht auf die Wange und schwang sich dann elastisch in den Sattel.

In prächtigen Sätzen trug ihr Pferd sie über die Zugbrücke den Abhang hinab in die Ebene, welche in der Ferne von weitausgestreckten grünen Wäldern begränzt war. Ihr Gefolge schloß sich an. An dem Fuße des Hügels, auf welchem ihr Schloß stand, erwartete ein Trupp Jäger die Gebieterin, in der Mitte desselben sah Emerich einen Hirsch und auf dem Rücken desselben eine menschliche Gestalt.

„Was soll das?“ fragte er entsetzt.

„Eine Jagd, wie Du sie gewiß noch nicht gesehen“, erwiderte die Gräfin. „Es ist der Wilddieb, den man gestern gefangen hat, den Du auf jenem Hirsch dort angeschmiedet siehst und den wir jetzt mit unsern Hunden hetzen werden, bis er den Athem aufgibt.

„Vergebt, gnädige Frau, daß ich an diesem grausamen Vergnügen nicht Theil nehme“, sagte Emerich, „wenn Ihr den Verbrecher zum Tode verurtheilt habt, so tödtet ihn ohne Qual, so rasch als möglich.“

„Kind! einfältiges Kind! versuch' es nur einmal“, rief die schöne Frau, „die Jagd auf einen Men-

ſchen iſt etwas ganz Beſonderes, mir prickelt es in allen Adern nach dem ſeltenen Zeitvertreib.“

„Thut, wie es Euch gefällt“, ſprach Emerich, „aber mir gebt Urlaub.“

„Auch mir“, fügte Koloman raſch hinzu.

Die Gräfin zuckte verächtlich die Achſeln. Auf ihren Wink wurde jetzt der Hirſch losgelaſſen und eilte in graziöſen Sätzen über die Fläche dem Walde zu, im Nu waren die Hunde mit fröhlichem Gebell hinter ihm, die Gräfin rollte mit einer majeſtätiſchen Bewegung die lange Hetzpeitſche auf und ließ ſie munter knallen, dann folgte ſie mit ihren Jägern im geſtreckten Galopp.

Emerich und ſein neuer Freund kehrten langſam, ohne eine Wort zu wechſeln, in das Schloß zurück. Noch denſelben Abend verließ Koloman mit ſeinen Leuten Cfeithe.

Emerich hatte ſich nur zu bald an das Weſen der Gräfin gewöhnt, und endlich ſchien ihm dieſes ſchöne, zur Herrſchaft geborene Weib im Rechte, wenn ſie Jeden, den ſein böſes Schickſal in ihre Hand gab, ohne Erbarmen die entſetzlichſten Martern leiden ließ und ſogar daran Vergnügen fand, ihn unter denſelben ſterben zu ſehen. Sie verübte alle ihre Grauſamkeiten

mit einem wilden Humor, einer dämoniſchen Grazie, welche das, was an einem anderen Weibe ſcheußlich geweſen wäre, bei ihr mehr als ein räthſelhafter diaboliſcher Reiz erſcheinen ließ. Der ſchöne Knabe lag mit einer Art ſüßem Schauer zu den Füßen der hohen, männlich ſtarken Frau und wollte die Schlingen nicht ſehen, welche ſie langſam um ihn zuſammenzog, um ihn im geeigneten Augenblicke zu dem Gefangenen ihres Willens, ihrer Laune zu machen.

Giſela ſah den Argloſen ſich einem Abgrunde nähern und ſo benützte ſie einmal die Abweſenheit der Gräfin, welche ſich eben in der Folterkammer an den Qualen eines unglücklichen Roßdiebes beluſtigte, um ſich Emerich zu nähern, welcher, die Laute im Arm, in dem kleinen Burggarten ſaß und ſeinen Blick in die weite, herrliche Landſchaft hinausſchweifen ließ.

„Nur wenige Augenblicke ſind uns gegönnt", begann ſie in fiebernder Eile, „hört mich, Emerich Kemen, ich bin zu Euch gekommen mit Gefahr meines Lebens, um Euch zu warnen, flieht heute noch aus dieſem Schloſſe, Ihr ahnt nicht, in weſſen Gewalt Ihr Euch gegeben habt, rechnet bei dieſem Satan von Weib, das Euch in ſeinen Klauen hält, weder auf Güte noch Erbarmen. Flieht, ſobald Ihr nur könnt."

„Die Gräfin iſt ein ſtolzes, ja grauſames Weib“, erwiderte Emerich, „aber welches Unheil ſollte mir drohen, der ich weder ihr Unterthan bin, noch ein Verbrechen begangen habe?“

„Ihr liebt die Gräfin“, fuhr das ſchöne Mädchen angſtvoll fort, „aber ich bin in dem Wahne, daß Ihr auch mir gut ſeid.“

„Mehr als das, Giſela“, flüſterte Emerich, die Widerſtrebende an ſeine Bruſt ziehend.

„Wenn dies wahr iſt“, murmelte ſie, „dann flieht noch heute Nacht mit mir, ich liebe Euch, ſie liebt Euch nicht, was ſie mit Euch vor hat, ich weiß es nicht, aber jedenfalls etwas Entſetzliches. Reißt Euch los, ſie hat kein Herz für Euch.“

„Sie liebt mich“, erwiderte Emerich.

„Sie — Euch?“ lachte das arme Mädchen wild auf, „ſie gehört einem Anderen, der ein Ungeheuer iſt, wie ſie ſelbſt, nehmt Euch in Acht auch vor ihm.“

„Du ſprichſt nicht die Wahrheit, Giſela“, rief Emerich, „die Liebe lehrt Dich verleumden —“

„Emerich! wenn Du mich nicht retteſt, werde ich bald vor dem ewigen Richter ſtehen, ſo wahr ich ſelig werden will, ich lüge nicht.“ Giſela hob die Hand zum Schwur.

„Du ſprichſt vom Tode, was ſoll das?“

„Es wird bald Vollmond werden“, murmelte is ſchöne Mädchen, während große Thränen über re Wangen herabliefen. „Jedesmal verſchwindet um eſe Zeit eines der Mädchen, welche die Gräfin be= enen.“

„Wie?“

„Und immer Jene, die das Loos trifft, ſie im ade zu bedienen“, ſagte Giſela mit gebrochener timme, „diesmal iſt an mir die Reihe.“

„Wer hat Dir dieſe Grillen in den Kopf geſetzt“, rach Emerich lächelnd und begann ihr die Thränen is den Augen zu küſſen. In dieſem Augenblick nd plötzlich die Gräfin vor ihnen, in ihren Augen nkelte es wie Haß und Mordluſt, aber ſie bezwang h, wies mit einer Bewegung voll Majeſtät das zit= nde Mädchen fort und unterhielt ſich dann mit merich, ohne den Vorfall nur mit einem Worte zu rühren.

In den nächſten Tagen ſah der junge Edelmann iſela immer nur aus der Ferne, alle Verſuche, ſich r zu nähern, mißlangen, da die Gräfin nicht von ner Seite wich. Endlich kam die Vollmondnacht, n der alle Bewohner des Schloſſes nur mit einer wiſſen Scheu ſprachen.

Emerich fand auf ſeinem Lager keine Ruhe, Bild des armen Mädchens ſtand vor ſeiner Seele ſchien ihn um Rettung anzuflehen. Er eilte in Freie, erſtieg die Schloßmauer und umſchritt dieſ er näherte ſich ſo allmälig dem hintern, halbverfall Theile des altersgrauen bröckligen Gebäudes. Plö zerriß ein entſetzlicher Schrei die tiefe geiſterhafte S der Vollmondnacht.

Emerich näherte ſich raſch der Gegend, aus cher derſelbe zu kommen ſchien, aber er konnte n entdecken. Mit einem Male überfiel ihn Todesa um das Mädchen — ſollte ſie wahr geſpr haben?

Emerich ſchloß die ganze Nacht kein Auge, ſtört erſchien er am Morgen in der Halle, in der alle Hausgenoſſen verſammelten. Die Gräfin, w in einem leichten Schlafrock, der ihre üppigen F auffallend hob, heraustrat, ſchien ihm um Vieles ner, als geſtern noch, gleichſam verjüngt, währen unter den Mädchen Giſela vermißte.

Er faßte ſich ein Herz und fragte.

„Sie iſt heute Nacht entflohen, die Elende, hat einen Theil meines Schmuckes mitgenomm ſagte die Gräfin kalt.

Einige Tage ſpäter begegnete Emerich zuf

Isabella in einem Gange des Schlosses; sie blieb stehen und faßte ihn bei der Hand. „Wir sind in die Höhle einer Tigerin gerathen", flüsterte sie, „Gisela ist keine Diebin, sie ist nicht entflohen —"

Da ging eine Thüre und Isabella verließ Emerich, ohne den Satz zu vollenden.

Monate waren seit dem räthselhaften Verschwinden Gisela's dahin gegangen und mit jedem derselben waren die Reihen der Mädchen, welche der Gräfin dienten, von Neuem gelichtet worden. Emerich bemerkte es mit tiefem Grauen, aber seine Liebe zur Gräfin war indeß zum vollen Wahnsinn geworden, er konnte den Gedanken, ohne sie zu sein, nicht mehr erfassen, er war ihr verfallen im Guten wie im Bösen, verfallen mit Leib und Seele.

Die schöne, erbarmungslose Frau benutzte die Qualen der Eifersucht, um die Flammen seiner Leidenschaft anzufachen. Der Mann, von dem Gisela gesprochen hatte, war indeß im Schlosse erschienen — er hieß Ipolkar, und zeigte in Gestalt und Antlitz die Schrecken einflößende Schönheit eines gefallenen Engels. Es gab Niemanden, der seinen Blick ertragen konnte. Jedesmal, wenn sein Auge mit höhnischem

Behagen auf Emerich ruhte, begann dieſer zu zittern wie ein junges Mädchen.

Einmal kam er dazu, als die Gräfin mit Ipolkar, der von einem Ritt zurück kam, im Schloßhofe Worte wechſelte. Er hörte ſie ſagen: „Ich muß ein paar Mädchen haben um jeden Preis, Ipolkar, die letzten ſind mir davongelaufen, wer ſoll mich bedienen?“

„Du weißt, ich habe ganz Ungarn durchſtreift“, erwiderte Ipolkar, „um Dir zu liefern, was Du wünſcheſt. Vergebens! Auch hier in der Umgegend findeſt Du kein Mädchen, das nach Cfeithe geht. Dein Dienſt gilt dem Volke gleichbedeutend mit dem Tode. Aber Du haſt ja den Knaben da!“

Die Gräfin wollte antworten, da erblickte ſie ihn und ſchwieg. Ipolkar ſtieg vom Pferde, die ſchöne Frau nahm ſeinen Arm und ging mit ihm in den Garten, ohne Emerich eines Blickes zu würdigen.

Gegen Abend verließ Ipolkar von Neuem das Schloß, die Gräfin war allein. Emerich benützte die verlockende Gelegenheit und eilte zu ihr.

„Wer hat Dir erlaubt, mich zu ſtören“, ſagte die Gräfin, als er vor ihr kniete und ihre Hand mit Küſſen bedeckte.

„Es gab eine Zeit, wo Dir meine Geſellſchaft angenehm war“, antwortete Emerich.

„Allerdings, aber sie ist vorüber", sagte sie mit einem kalten Lächeln, „wenn Du nach Wien zurückkehren willst, ich halte Dich nicht zurück."

„Elisabeth, Du verbannst mich, mich, der Dich liebt, wie Dich noch kein Mann geliebt hat, der nicht leben kann ohne Dich", schrie der verblendete Knabe auf, „laß mich auf einen Hirsch schmieden, wie jenen Wilddieb, und hetze mich zu Tode, aber schick mich nicht fort; wenn ich sterben soll, so lasse noch mein brechendes Auge sich an Deiner Schönheit weiden, die mich trunken macht und rasend."

„Du willst für mich sterben", murmelte die schöne Frau mit einem seltsamen Blick, „sprichst Du auch wahr?"

„Ich schwöre es Dir; wenn Du nicht mein sein willst, ganz mein, will ich lieber zu Deinen Füßen sterben."

„Kind", lächelte die Gräfin, strich ihm die wirren Locken aus der heißen Stirn und zog ihn dann an ihre Brust. „Hier sollst Du sterben vor nie geahnter Seligkeit."

„Du willst mein sein, Elisabeth?" jubelte der junge Edelmann.

„Ja."

„Mein Weib?"

Sie nickte.

„Und wann," Eliſabeth?"

„Bald, recht bald."

Außer ſich vor Entzücken warf er ſich vor ihr, wie vor einer Gottheit, mit dem Antlitze zur Erde nieder und küßte ihre Füße — —

Auf dem Wege zur Kapelle traf Iſabella Perufics eines Morgens einen alten lahmen Bettler, der ſich durchaus mit keinem Almoſen abfertigen laſſen wollte, ſondern ſich ihr in auffallender Weiſe näherte.

„Was willſt Du, Alter?" ſagte ſie betroffen.

„Mit Euch ſprechen", murmelte er und ließ einen Ring in der Sonne funkeln, den ſie als den ihres Bruders erkannte.

„Koloman?" ſprach ſie überraſcht.

„Ich bin es", ſagte er, „wenn die Anderen die Kapelle verlaſſen, bleibe Du zurück, ich bleibe in Deiner Nähe."

Als nach der Meſſe die Gräfin mit ihren Frauen in das Schloß zurückgekehrt war, lag Iſabella noch in ihrem Betſtuhl auf den Knieen und betete. Ihr Bruder wartete ab, bis ſie allein waren, dann kam er zu ihr und preßte ſie mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit in ſeine Arme.

„Nun, was haſt Du bemerkt, ſeitdem wir uns

nicht gesehen", begann er dann, „ist es so, wie das Volk sich erzählt?"

„Ich fürchte, es ist so", sagte Isabella, „mit jedem Vollmond ist eines der Mädchen, welche die Gräfin bedienten, verschwunden, die letzten sind heimlich entflohen, es ist keine mehr da als ich, ich bin auf das Schlimmste gefaßt, rette mich aus diesem Pfuhl der Hölle, wenn Du es vermagst."

„Dies wäre mir nicht genug", erwiderte Koloman, „ich will dieses Ungeheuer entlarven und der verdienten Strafe überliefern. Meine Anstalten sind getroffen. In der nächsten Vollmondnacht läßt Du Dein Fenster offen und befestigst dies am Kreuze desselben." Er zog aus seinem weiten Gewande eine Strickleiter und übergab sie der Schwester. „Nun leb' wohl und sei ohne Sorge. Wir sind alle in Gottes Hand!" Nachdem er sie noch einmal zärtlich geküßt, hinkte er davon. —

Die Nacht kam heran. Gegen Abend ließ die Gräfin Isabella zu sich bescheiden, sie lag auf seidenen Polstern ausgestreckt, um sie waren zwei alte häßliche Weiber beschäftigt, welche dem furchtsamen Mädchen wie Hexen erschienen.

„Ich habe Dir eine große Gunst zugedacht", begann die Gräfin freundlich, „ich liebe Dich, Isabella,

und will Dich daher heute in das Geheimniß meiner Schönheit und Jugend einweihen, ich gestatte Dir, mich heute Nacht in das Bad zu begleiten."

„Ich danke Euch, hohe Frau, für diese unerhörte Gnade", erwiderte Isabella mit vor Angst erstickter Stimme, „aber ich kann von derselben keinen Gebrauch machen. Mein Gewissen verbietet es mir."

„Dein Gewissen?"

„Wir Menschen haben kein Recht, in das Rad der Zeit einzugreifen", fuhr Isabella fort, „und wenn wir es thun, so ist ohne Zweifel etwas wie Sünde oder Verbrechen dabei."

Die Gräfin warf ihr einen stechenden Blick zu. „Meinst Du", murmelte sie, „nun so befehle ich Dir —"

„Hier geht Eure Macht zu Ende", entgegnete das Mädchen unerschrocken, „ich werde Euch nicht gehorchen und wenn Ihr es wagt, mich durch Gewalt zu zwingen, so wird mein Bruder mich rächen und früher als Ihr es vermuthet."

„Du drohst mir!" schrie die Gräfin aufspringend.

„Ich warne Euch nur", sagte das Mädchen, sie fest ansehend.

„Aus meinen Augen, Elende", gebot die Gräfin. „Morgen in aller Frühe verläßt Du mein Schloß."

Isabella verneigte sich stumm und verließ die

Gräfin, um sich in ihrem Zimmer einzuschließen und in Gebet und tiefer Seelenangst die Nacht zu erwarten.

Als alles Leben im Schlosse erstorben schien und nichts mehr zu hören war, als von Zeit zu Zeit der Ruf der Eule im alten verfallenen Thurm, öffnete sie ihr Fenster, das unmittelbar in das Freie führte, stellte ein Licht auf dasselbe, befestigte die Strickleiter und warf sie hinab.

Eine angstvolle Stunde verrann, sie blickte, die Hände im Gebete ringend, in die vom Monde erhellte Landschaft hinaus, aber sie konnte weithin nichts entdecken.

Jetzt hallten die Schläge der Mitternacht — sie hielt den Athem an — es schien sich unten zu regen — sie beugte sich hinab.

Sie hatte sich getäuscht. Ihr Bruder kam nicht, sie war verloren, ihre Sinne vergingen, mit dem letzten dumpfen Glockenschlage sank sie ohnmächtig zu Boden.

Kurz vor Mitternacht wurde Emerich von einer der beiden Hexen, welche der Gräfin dienten, geweckt.

„Was soll es", fragte er schlaftrunken.

„Ein Sprichwort ſagt, im Schlafe naht das Glück", kicherte die Alte, „komm mein ſchönes Püppchen, ich ſoll Dich zur Gräfin führen."

„Zur Gräfin?"

„Frage nicht lange, folge mir."

Er kleidete ſich raſch an, ſie nahm ihn hierauf haſtig bei der Hand und führte ihn durch Gänge, dann eine Treppe hinab, immerfort in tiefer Finſterniß. Jetzt blieb ſie ſtehen, ein Lichtſchimmer fiel vor Emerichs Füße, die Alte öffnete eine Thüre und der junge Edelmann ſtand in einem mit aſiatiſchem Luxus eingerichteten Gemach, deſſen Mitte ein Baſſin aus ſchwarzem Marmor einnahm. Die Alte hatte die Thüre hinter ihm geſperrt und führte ihn jetzt zu einem Vorhange, den ſie mit einem abſcheulichen Grinſen zurückſchlug.

Emerich ſtieß einen Schrei aus. Auf einem türkiſchen Ruhebett lag die Gräfin, das ſchönſte Weib der Erde, mit aufgelöſtem Haare in einem großen, dunklen Pelz und grüßte ihn mit einem Lächeln, das ihm ſein nahes Glück verhieß. Er ſank vor ihr nieder und ſie legte die Arme ſanft um ſeinen Nacken.

„Heute noch ſollſt Du Deine Hochzeit feiern" ſagte ſie von Liebe und Güte ſtrahlend, „vorher ſollſt Du aber den Schleier des Geheimniſſes lüften, das

mich umgibt, Du haſt ein Recht darauf erworben durch Deine Liebe, Deine Treue. Ich bin mehr als noch einmal ſo alt wie Du, mein Geliebter, und doch ſo jung wie Du."

„Erkläre mir dies Räthſel!" flehte er.

„Du weißt, daß ich Vergnügen daran finde, grauſam zu ſein", ſagte ſie, „es war zur Zeit, als meine Jugend und mit ihr meine Schönheit zu ſchwinden begann, als ich einen aufrühreriſchen Bauer enthaupten ließ und dabei ſtand, als ſein Haupt unter dem Beile fiel, ſein Blut ſpritzte über meine Hände. Nach kurzer Zeit machte ich die ſeltſame Entdeckung, daß die Falten, welche dieſelbe bedeckt hatten, verſchwunden waren. Arwa, meine alte Amme hier, ſchrieb es dem warmen Menſchenblute zu und als wieder ein Verbrecher dem Tode verfallen war, ließ ich ſein Blut in dieſe Wanne hier fließen und badete mich in demſelben. Einen Monat ſpäter war ich vollkommen verjüngt. Seitdem habe ich mich in jeder Vollmondnacht in Menſchenblut gebadet."

„Die Mädchen, die Dir dienten, ſind alſo in der That von Dir getödtet worden", ſchrie Emerich entſetzt auf.

„Allerdings, um mir ewige Jugend und Schönheit zu verleihen", ſagte die Gräfin kalt.

„Und Du willst auch heute —“ murmelte er von tiefem Grauen erfaßt.

„Auch heute in Menschenblut baden, gewiß“, fügte sie hinzu.

„Und wo ist das unglückliche Opfer, dessen Blut —?“

„Das Blut, in dem ich baden werde“, sagte das schöne teuflische Weib mit einem höhnischen Lächeln, das den Unglücklichen zu ihren Füßen erstarren machte, „das Blut ist in Deinen Adern.“

„Bist Du wahnsinnig?“ schrie Emerich auf.

„Du warst es, als Du Dich in meine Hände gabst“, rief sie, sich aufrichtend, „ich kenne kein Erbarmen, Du wußtest es, nun bist Du mein, und Niemand rettet Dich vor mir. Du wolltest lieber sterben, als ohne mich leben. Dein Wunsch soll erfüllt werden und zwar auf der Stelle.“

Sie winkte. Vermummte traten aus einer geheimen Thür, ergriffen Emerich, der sich vergebens wehrte, und banden ihm Hände und Füße. Ipolkar, der grausame Günstling dieses grauenhaften Weibes, stand daneben und betrachtete seinen dem Tode geweihten Nebenbuhler mit einem Blicke voll Spott und Mordlust. Dann drückte er an einer verborgenen Feder. Mit seltsamen Rasseln ging die Wand auf

und ein schönes Weib, aus spiegelhellem Eisen kunstvoll gebildet, wurde sichtbar.

„Das ist die Braut, die ich Dir zugedacht", rief die Gräfin mit einem diabolischen Gelächter.

„Erbarmen", flehte Emerich von Todesangst erfaßt, „Erbarmen."

„Ich will mein Bad, Ipolkar", gebot die Gräfin, ohne sich um die Todesangst des schönen Knaben weiter zu kümmern, „beeile Dich."

Ipolkar faßte den Unglücklichen mit seiner übermenschlichen Kraft, hob ihn auf und legte ihn in die Arme des eisernen Weibes, welche ihn ergriffen und festhielten, dann trat er auf einen Knopf, der im Boden saß und die todte Schöne begann ihr furchtbares Werk. Tausend Klingen drangen ihr aus Brust und Armen, Leib und Füßen und zerfleischten Emerich, der unter dem Hohnlachen der Gräfin und Ipolkar's sein Blut in rothen Strömen dahinfließen sah und langsam, in den entsetzlichsten Qualen, stöhnend und weinend seinen Geist aufgab.

Schon füllte sich die Wanne mit seinem Blut, die Gräfin badete mit Behagen ihre bloßen Füße in demselben und war im Begriff, den Pelz, der sie umhüllte, abzuwerfen und in die warme rothe Flut hinabzusteigen, da wurde heftig an die Thüre gepocht.

„Wer iſt da?“ fragte Ipolkar betroffen.

„Im Namen des Königs, öffnet!“ lautete die Antwort.

„Verrath! flieht!“ ſchrie Ipolkar; die Gräfin ſuchte durch die geheime Thür zu entfliehen, fiel aber dort Koloman und ſeinen Leuten in die Hände, während zugleich die Thür unter den Beilen der Panduren zuſammenbrach und der Palatin, von Soldaten gefolgt, in das Badezimmer eindrang.

Mit ſchweren Ketten beladen, harrten die Gräfin, Ipolkar und ihre Helfershelferinnen, Sarah und Arwa, in den Kerkern des Schloſſes, in dem ſie ihre Unthaten begangen, des ſtrengſten Gerichtes.

Vierzehn adelige Richter, unter dem Vorſitz des Palatins, ſprachen das Urtheil, nachdem die ſchönen Glieder der Gräfin auf derſelben Folter, an der ſie ſich ſo oft und ſo grauſam beluſtigt hatte, mehr als einmal verrenkt worden waren, um ihr ein vollſtändiges Geſtändniß zu erpreſſen. Es lautete auf ewiges Gefängniß in einem unterirdiſchem Kerker des Schloſſes Cfeithe, in den niemals ein Lichtſtrahl, niemals der Ton einer menſchlichen Stimme drang. Der Aufenthalt in dieſer kalten, feuchten, nur von Ratten und Würmern belebten Einſamkeit, auf einem halbverfaulten

Strohlager angeschmiedet, war für die lebenslustige, n Pracht und Behagen gewöhnte Frau weit entsetzcher als der Tod.

Ipolkar wurde im Schloßhofe enthauptet, die beien Hexen — wie sie das Volk nannte — erlitten den Tod auf dem Scheiterhaufen. Die Gräfin, einst die hönste und angesehenste Frau Ungarns, brachte drei olle Jahre in ihrer grauenvollen Nacht zu, dann erste sie der Tod. Sie starb den 21. August 1614.

Der Thränenquell.

1750.

I.

— Wollust athmen hier noch immer
Die Gärten wie die öden Zimmer.
Die Mauer glänzt von goldnem Schimmer,
Der Springquell rauscht und Rosen blühn
Und saftgeschwellte Trauben glühn
In Fülle von den hohen Ranken,
Die frischen Grüns den Bau umschwanken.

Puschkin.

In kühlen Sommernächten, wenn die Berge um Baktschisarai, vom Sonnenbrande ausgeglüht, nicht das kleinste Schleierwölkchen den Himmel verhüllt, der nur die flimmernde Goldstickerei zahlloser Sterne zeigt, und der volle Mond sein Silber mit dem matten Goldglanz der halbverfallenen Mauern der maurischen Alhambra mischt, dann scheinen die Trümmer, deren Gebieter, die wilden Chane der Krim, einst der Schrecken der russisch-polnischen Ebene wie des ewig beschneiten Kaukasus waren, sich neu aufzurichten und noch ein-

mal die alte längst erloschene Pracht zeigen zu wollen. Dann wird es zwischen den hohen, weißen Säulen lebendig, lebendig auf den vierfachen Terrassen des Gartens, auf denen tartarische Schöne, ganz in blendend weiße Schleier gehüllt, unter hohen Platanen gleich Gespenstern wandeln, lebendig in den weiten Höfen, die Goldfasane schreien und aus dem Harem tönt helles Lachen.

Berauschender Wohlgeruch erfüllt alle Räume. Hundert Springbrunnen lassen ihre blauen, vom Mondlicht durchleuchteten Wasserstrahlen emporsteigen und wieder in die weiten Marmorbecken niederplätschern, aber nicht lange dauert der Spuk, dann ist Alles wieder öde und erstorben.

In dem zerstörten Kerker der Schönheit schreit unter dem eingestürzten Plafond die Eule, und Schlangen schlüpfen rasch über die zerbröckelten Fußböden, nur über dem geheimnißvollen Grabe der wunderbaren Fremden, die hier — selbst gefangen — herrschte, murmelt der Thränenquell eintönig fort, eine ewig traurige, unverstandene Klage, und unter Rosen und Myrthen schluchzt die Nachtigall ihr unsterbliches Liebeslied.

Ein Jahrhundert zurück. In Rußland gebietet die Czarin Elisabeth, die schönste Frau ihres Reiches, während in dem Palast von Baktschisarai der Chan Kerim Girèi auf seidenen Polstern ausruht von Mord und Verwüstung.

Plündernde Tartaren haben im polnischen Grenzlande einen jungen Edelmann gefangen genommen und, an den Schweif eines Pferdes gebunden, mitgeschleppt in ihre klassische Heimath. Staunend sieht der Jüngling zum ersten Male den ganzen märchenhaften Zauber des Südens, die hohen Berge, an denen die Tartarenhütten mit ihren flachen Dächern gleich Bienenkörben hängen, und an deren Abhängen tiefgrüne Wälder von Platanen, Maulbeerbäumen und Nußbäumen emporsteigen, während das helle Gestein der kahlen Spitzen im glühenden Sonnenlichte ein wunderbares Farbenspiel zeigt, die sanften Hügel, mit Reben bepflanzt, die Thäler, von dem herrlichsten Saatengold erfüllt, die volkreichen Städte, von den runden, leuchtenden Kuppeln der Moscheen überragt, und oben den wolkenlosen blauen Himmel und unten das unendliche blaue Meer.

Die Räuber bringen ihn nach Baktschisarai, dem Garten und der Hauptstadt der herrlichen Halbinsel, und theilen hier die Beute. Er fällt dem kühnen

Reiter zu, der ihm im Kampfe die Schlinge um den Hals geworfen, und wird von diesem auf der Stelle an einen weißbärtigen Hebräer verkauft, der mit Sklaven handelt. Der Pole ist jung, schön und wohlgebaut, der schlaue Alte weiß solche Waare zu schätzen, er behandelt ihn freundlich, führt ihn in sein kleines Haus und läßt ihm auf der Stelle ein Bad bereiten, dann gibt er ihm hübsche reinliche Kleider von weißer Wolle, ein reichliches Mahl und feurigen Wein, und heißt ihn ausruhen von den Mühen des Weges. Erst als der Jüngling sich vollkommen erholt hat und in seinem Auge wieder das volle Lebensfeuer brennt, koppelt ihn der Hebräer mit ein paar Anderen, einem Kaukasier und einem Neger, zusammen und treibt sie gegen Abend Alle zusammen auf den Markt, wo sie sich neben anderen Waaren auf einer Rohrmatte lagern und ihr Herr sie, die lange Peitsche in der Hand, argwöhnisch bewacht.

Von dem nahen Thurme ertönt der Ruf des Mullah. Tartarenfrauen, ganz in weiße Schleier eingehüllt, gehen vorüber, von Zeit zu Zeit heftet Eine von ihnen die dunklen verzehrenden Augen, die allein sichtbar sind, auf den schönen Jüngling und eilt dann weiter zur Moschee. Bauern in langen braunen Röcken von Kameelhaaren, mit aufstehendem Kragen, weiten

Hosen und Bundschuhen, eine runde Pelzmütze auf dem Kopfe, Andere in einen zottigen Kaputzenmantel einge hüllt, der ihnen das Ansehen von Bettelmönchen gibt, gehen neben ihren kleinen zottigen Pferden einher, die Pfeife im Munde. Zwei Schäfer, von großen Hunden begleitet, treiben eine Heerde von Rindern herein, sie tragen einen langen Hirtenstab mit einem seltsam geformten Haken von Holz und blasen auf ihren Flöten ein schwermüthiges Volkslied. Ein Madgiar, ein großer weiräderiger Wagen von Kameelen gezogen, folgt ihnen. Ein kleiner feister Mann mit schwarzen Aeug lein, die im Fette zu ersticken drohen, eine Mütze auf dem Kopfe, welche die Form einer Melone hat, den langen Ueberrock mit rother Seide ausgenäht, sitzt in demselben und bläst blaue Rauchwolken aus einer langen türkischen Pfeife vor sich hin. Wie er die Menschenwaare auf der Rohrmatte erblickt, läßt er den Kutscher halten, steigt aus und beginnt mit dem Hebräer zu handeln. Der schöne Pole sticht ihm gewaltig in die Augen, aber er prüft bedächtig die Muskeln seiner Arme und zuckt dann verächtlich die Achseln. „Zu schwach zur Feldarbeit", spricht er und wendet sich zu dem Kaukasier, der ihm mehr zu versprechen scheint, doch schon ist ein zweiter Käufer zur Stelle, ein Mursa, ein tartarischer Edelmann, welcher von seinem feurigen

Pferde herab den Jüngling muſtert. Er iſt nicht viel älter als Der, den er kaufen will, ſein wohlgebildetes Geſicht mit dem ſchwarzen Schnurrbart und dem glattraſirten Kinn trägt das Gepräge ſtolzen Uebermuths, wehe dem Sklaven,. den er unter ſeine Peitſche bekommt. Er trägt eine hohe ſchwarzſammetne Mütze mit ſilbernen Treſſen, und über dem mit einem koſtbaren Perſerſhawl gegürteten weißen Leibrock einen langen doppelärmeligen Kaftan aus rothem Tuch mit edlem ſilbergrauen Pelzwerk verbrämt.

„Verſtehſt Du mit Pferden umzugehen?“ fragt er den Polen, und als dieſer bejaht, zeigt er große Luſt, ihn an ſich zu bringen. Der Hebräer nennt den Preis, der Murſa flucht und macht Miene, gleich wieder fortzureiten; während ihn der Menſchenhändler zurückhält, iſt eine von den Frauen, welche zur Moſchee eilen, hoch und üppig und mit blitzenden Augen, ſtehen geblieben und nähert ſich jetzt dem Jüngling. Sie betrachtet ihn aufmerkſam und ergreift dann lebhaft den Arm des Juden.

„Was verlangſt Du für dieſen da?“ ſpricht ſie.

„Beehrſt Du mich auch einmal, kluge und ſchöne Gojan?“ erwidert der Jude lächelnd.

„Schmeichle mir nicht“, ruft die Tartarin, von ihrem weißen Schleier vollkommen eingehüllt, „wie

willst Du wissen, ob ich schön bin oder häßlich, wer außer meinem Gatten, der im Paradiese ist, hat in Baktschisarai mein Antlitz gesehen, auch bezahle ich Dir Deine Schmeicheleien nicht."

„Du willst diesen Jüngling", fährt der Jude fort, „wie klug von einer jungen Wittwe, sich statt eines neuen Gatten, der nur ein neuer Despot wäre, einen schönen Sklaven zu kaufen, der ihr in Allem gehorchen muß und ihr dienen, wie es ihr gefällt. Aber das ist feine Waare, kluge Gojan, ein Christ aus edlem Geschlechte, frisch und schön, wie eine eben aufgeblühte Rose, wirst Du auch bezahlen können, was ich verlange?"

Die kauflustige Wittwe schlägt mit einer geringen Bewegung ihren Schleier auseinander, so daß über den gelben Stiefeln, welche sie trägt, das weite weiße Beinkleid, der kurze rothe Rock, die in Silberblumen gestickte türkische Weste und der lange, vorn herab mit goldgelbem kostbaren Marderpelz besetzte blaue Seidenkaftan sichtbar werden, sie zieht aus ihrem Gürtel einen Beutel mit Goldmünzen und läßt ihn vor den Augen des Juden funkeln. Sie hat aber bereits einen gefährlichen Rivalen gefunden. Ein großer wohlgenährter Mann in einem grünen Pelz, in welchen er sich vollkommen einwickelt, als fröstle ihm trotz der

lauen Sommerluft, ist herzugetreten und grinst sie mit seinem schwarzen häßlichen Gesichte unter dem spitzen weißen Turban, den er trägt, doppelt hämisch an.

„Bedaure, schöne Wittwe, daß ich Dich Deines Vergnügens berauben muß", beginnt er gleißnerisch, „aber dieser junge Christensklave gehört mir, ich kaufe ihn für den Chan."

„Ich habe früher auf ihn geboten", ruft die stattliche Frau, „ich gebe ihn nicht mehr los."

„Der Fürst hat das Vorrecht, kluge Gojan, das solltest Du wissen", fällt der Jude ein, „der Sklave gehört der Sonne des Sarai's."

„Bringe ihn mir in einer Stunde", sagt der Schwarze, „und hole Dir zugleich Dein Geld."

Die Wittwe hüllt sich rasch in ihren Schleier, wirft noch einen unbeschreiblichen Blick auf den schönen Sklaven und geht. „Wie schmerzlich sie ihn ansieht", spottet der glückliche Käufer mit einem teuflischen Lächeln, „er kann uns dankbar sein, er hätte schlimme Tage bei ihr gehabt, sie hätte ihn vor Liebe getödtet." Die Umstehenden lachen, während der unglückliche Pole trostlos vor sich hinstarrt.

„Es ist der Verschnittene Kerim Girèis", sagt der Hebräer, als der grüne Pelz zwischen den Verkäufern und Käufern, die sich durcheinander drängen,

verſchwunden iſt, „wir haben manches gute Geſchäft zuſammen gemacht. Vor zwei Jahren etwa habe ich ihm eine Chriſten-Jungfrau verkauft, mit goldenem Haare und Augen, blau wie der Himmel, durch dieſe hat er die Gunſt des Chans erobert und er, dem Alles unterthan iſt, wird jetzt von der ſchönen Fremden beherrſcht, und liegt zu ihren Füßen nicht anders als ein Sklave.“ — —

Die Stunde iſt um. Der Hebräer bindet dem Jüngling die Hände auf den Rücken, legt ihm eine ſtarke Schlinge um den Hals und führt ihn ſo gleich einem Thiere zur Schlachtbank, in das Chan-Sarai, welches an dem Oſtende von Baktſchiſarai liegt. Sie überſchreiten die Brücke, welche über den ſchmalen ſchlammigen Bach Suruk-Su führt, und treten durch das Thor, an dem zwei Tartaren von der Leibwache mit Yatagans und Lanzen Wache halten, in den großen Hof, in welchem ſich dem Thore gegenüber die im grünen Blätterſchmuck von Reben, Nußbäumen und hochgewachſenen Myrthen prangenden Gartenterraſſen erheben.

Der Schwarze empfängt ſeinen Sklaven aus den Händen des Juden, bezahlt ihn und läßt ihm hierauf die Feſſeln abnehmen.

„Du ſollſt vorläufig mir dienen“, ſpricht er zu

ihm, als ſie allein ſind, „bis der Chan Dich zufällig ſieht, Du wirſt ihm gefallen, ich zweifle nicht daran, und dann ſollſt Du mir die doppelte Summe einbringen, die Du mich gekoſtet haſt, und auch Deinen Vortheil bei dem Handel haben. Nun aber lerne vor Allem gehorchen und ſchweigen.“

Es iſt indeß Nacht geworden, die Thore ſind geſchloſſen, der ganze weitläufige Bau ſcheint zu ſchlafen, man hört nur noch das monotone Plätſchern der Springbrunnen und von Zeit zu Zeit das liebetrunkene Schluchzen der Nachtigallen, alle Räume ſind mit ſüßem betäubenden Roſenduft erfüllt.

„Folge mir, Du ſollſt mich auf meiner nächtlichen Runde begleiten“, ſpricht der Schwarze jetzt zu dem Polen, „aber verhalte Dich ruhig, für jedes Wort einen Peitſchenhieb.“

Der Unglückliche folgt der unheimlichen Beſtie, der er auf Tod und Leben in die Hand gegeben iſt, durch die ſtillen, nur von dem milden Licht der Mondſichel dämmerhaft erleuchteten Räume, ſie gehen durch den Hof, in welchem ſich links von dem Thore die Moſchee mit ihrer hohen Kuppel erhebt und die Wohnungen der Dienerſchaft und der Sklaven liegen, während ihnen rechts der aus verſchiedenen Gebäuden von ungleicher Höhe beſtehende Palaſt des Chans mit ſeinen ſchim-

mernden Dächern, von ſchlanken, den Halbmond tragenden Säulen überragt, entgegenblickt. Der Verſchnittene, in ſeinen grünen Pelz gehüllt, tritt durch einen gewölbten Thorweg in den innern Hof deſſelben und öffnet hier eine mit buntem Zierrath im arabiſchen Geſchmacke überladene, eiſerne Flügelthüre, welche er, nachdem ihm ſein Sklave gefolgt iſt, vorſichtig wieder ſchließt. Sie befinden ſich jetzt in der Vorhalle des Chan-Sarai, und ſchreiten auf dem mit Teppichen bedeckten Marmorfußboden zwiſchen zwei herrlichen Fontainen, welche ihr friſches klares Waſſer in weiße Marmorbaſſins werfen, die breite Freitreppe zu dem oberen Geſchoß empor, ſie gehen durch eine Flucht großer Säle, welche ihr durch buntfarbige Scheiben und ſchwere Vorhänge gedämpftes Licht von drei Seiten empfangen. Der von Säulen getragene Plafond und die Wände zeigen das feinſte vergoldete Gitterwerk auf rothem Holzgrunde, die ſteinernen Fußböden ſind mit Rohrmatten bedeckt, welche ihre Schritte verſchlingen, während an allen Wänden Divans aus ſeidenen Kiſſen zum Ruhen einladen. Sie kehren auf demſelben Wege zurück und der Schwarze öffnet jetzt mit einem eigenthümlichen Grinſen eine kleine Thüre, eben breit genug, um einen Menſchen einzulaſſen. „Hier erwarte mich“, flüſtert er, „weiter darfſt Du mir nicht folgen,

hier wohnen die ſchönen Frauen Kerim Girèis, am Ende dieſes Korridores liegt das Harem.“

Am folgenden Tage wurde der Pole von ſeinem ſchwarzen Herrn mit hübſchen gelben Stiefeln, weiten blauen Beinkleidern und einem langen weißen Leibrock nach tartariſchem Schnitt bekleidet, dann gab er ihm noch einen ſchwarzen Gürtel und eine weiße Mütze mit ſchwarzem Sammetbeſatz und führte ihn ſo gegen Mittag in den großen Hof. Vor dem Geſindehauſe ſprang ein prächtiger Brunnen empor und fiel mit fröhlichem Rauſchen in eine große ſteinerne Meermuſchel. Der Verſchnittene hieß dem Sklaven zwei Kannen nehmen, dieſelben mit Waſſer füllen und damit die Gräber der Tartaren-Chane und ihrer Angehörigen, welche auf dem Friedhofe hinter der Moſchee lagen und mit Raſen und Blumen geſchmückt waren, begießen. „Sieh zu, daß der Chan, wenn er Mittags zur Moſchee geht, Dir begegnet, oder Dich ſpäter bei den Gräbern trifft.“

„Wie ſoll ich ihn erkennen?“ fragte der Pole.

„Ich werde ihn begleiten“, erwiderte der Schwarze, „verſäume es nicht, ihn demüthig zu begrüßen, indem Du Dich auf die Kniee wirfſt, die Arme auf der Bruſt kreuzeſt und dann mit der Stirne den Boden berührſt.“

Der Pole erfüllte gehorsam die Befehle seines Herrn, er schöpfte Wasser, und begoß die Rosen, Myrthen und die kleinen Mandelbäume, welche auf dem Friedhof um die mit arabischen Inschriften bedeckten, mit Halbmonden gekrönten schlanken Grabdenkmäler standen und von hohen Pappeln, die gleich grünen Säulen in den Himmel emporragten, beschattet wurden. Er war eben wieder beschäftigt, die Kannen zu füllen, als der Mullah, ganz weiß gekleidet, sich dem Brunnen näherte, mit andächtiger Langsamkeit sein Gesicht, seine Hände und Füße bei demselben wusch und dann, einen großen Rosenkranz haltend, in die Moschee trat. Kurze Zeit darauf ertönte seine Stimme vom Thurme derselben, laut und feierlich: „Nur Gott ist Gott! und Muhamed ist sein Prophet!"

Es dauerte nun nicht lange und der Chan Kerim Girèi, vom mehreren glänzend gekleideten Hofleuten und dem schwarzen Verschnittenen begleitet, trat aus dem Palaste und schritt über den Hof herüber. Der Chan war ein Mann von etwa vierzig Jahren und von seltsamer wilder Schönheit. Wie alle Orientalen in seinem Alter, war er etwas stark geworden, was ihn aber in den weiten faltigen Gewändern nur größer, majestätischer und vortheilhafter erscheinen ließ. Er trug ein weites Beinkleid von weißer Seide, das unter

dem Knie gebunden, bis auf die rothen mit Gold ausgenähten Halbstiefeln in prächtigen Falten herabfiel, einen langen Rock von gleichem Stoff und Farbe, über den Hüften von einem mit funkelnden Edelsteinen besetzten Goldgürtel umspannt, in welchem ein breiter Dolch in rothsammetner Scheide stak, sein weites Ueberkleid aus weißer schimmernder Seide, mit dem köstlichsten schwarzen Zobelpelz reichlich besetzt, fiel in großen Falten beinahe bis zum Knöchel nieder. Auf dem kurzgeschorenem Kopfe saß ein Turban von weißer Seide mit diamantener Agraffe. Sein bleiches Gesicht mit der feinen Adlernase über dem kleinen Munde, der von blendend weißen Zähnen blitzte, die regelmäßigen bogenförmigen schwarzen Augenbrauen, welche ein paar große dunkle Augen von seltsamem Glanz überschatteten, hatte zugleich die volle Energie des Mannes und den berückenden Zauber des Weibes und dieses Weibliche in demselben wurde dadurch, daß es bis auf den schwarzen Schnurrbart, vollkommen glatt rasirt war, nicht wenig erhöht. Es war ein Mann, geboren, Mann und Weib als Sklaven zu seinen Füßen zu sehen.

Das fühlte auch der Pole, als sein Blick ihn nachlässig streifte und er, von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, sich vor ihm niederwarf und mit der Stirne

e heißen Steine berührte über die der Despot dahin ritt. Er ging an ihm vorüber in die Moschee und r Jüngling von dem Eindruck, den ihm sein künf- ger Gebieter gemacht hatte, noch am ganzen Leibe be- nd, eilte auf den Friedhof, wo er sich im Schatten es Nußbaumes niederwarf. — — Hier lag er bis r Chan, nur von seinem Verschnittenen gefolgt, aus r Moschee trat und zwischen den Gräbern auf ihn ging.

Wieder warf er sich mit dem Antlitz zur Erde r dem Mächtigen nieder, diesmal schritt dieser aber cht vorbei, sondern blieb vor ihm stehen, und so nahe ar, daß der Jüngling das weiche Pelzwerk seines aftans seine Stirne berühren fühlte.

„Wer ist der Jüngling?“ hörte er ihn fragen.

„Ein Sklave, Herr, den ich vor Kurzem gekauft“, widerte der Schwarze.

„Steh auf“, befahl der Chan.

Der Pole erhob sich und stand, die Arme auf der ruft gekreuzt und unter seinem Blicke bebend, vor m.

„Er gefällt mir“, sagte der Chan, „was hat er ich gekostet.“

Der Schwarze nannte das Doppelte von dem, as er in der That gegeben.

Der Chan nickte. „Laß Dir die Summe ausbezahlen und dieſen hier ſende zum Dienſt in meinen Garten.“

Damit ſchritt er weiter und der junge Pole hatte zum dritten Male ſeinen Herrn gewechſelt. Er arbeitete nun vom frühen Morgen bis zum Abend unter der Leitung eines alten Gärtners und in Gemeinſchaft mit fünf Negerſklaven in dem Garten des Chans, welcher ſich dem großen Thore des Chan-Sarai's gegenüber an einen Berg angelehnt in vier Terraſſen abſtufte, welche von den herrlichſten Weinſtöcken an hohen Spalieren, Maulbeer- und Obſtbäumen bewachſen waren und von denen zahlreiche Quellen von Stufe zu Stufe herabplätſchernd ihr herrlich klares Waſſer in weite ſteinerne Baſſins ergoſſen, welche von einem wunderbaren Roſenflor umgeben waren.

Sobald aber der Ruf der Verſchnittenen, das monotone verderbenbringende „helwet!“ ertönte, floh Jeder von ihnen ſo raſch er konnte, denn dies war das Zeichen, daß die Frauen des Chans den Garten betraten und Jeder, der ſie entſchleiert ſah, war verloren. Er wurde von den ſchwarzen Satanen auf der Stelle ergriffen und mit der Schlinge, welche ein Jeder von ihnen ſtets bei ſich trug, ohne Erbarmen erwürgt.

Einmal, als der junge Pole unmittelbar unter den Fenstern des Harems damit beschäftigt war, Rosen aufzubinden, hörte er hinter den grünen Jalousien eines Erdschoßgemaches ein helles Lachen und das süße Geplauder weiblicher Stimmen. Er sah sich allein, von Niemandem beobachtet, und konnte der Neugier nicht widerstehen, sein Auge an eine Ritze zu legen Er sah in einem großen Gemach, in dessen Mitte ein Springquell plätscherte, auf rothen Seidenpolstern welche längs den Wänden liefen, eine Schaar junger Frauen von unvergleichlicher Schönheit gelagert, welche gleich fröhlichen Kindern scherzten und spielten. Alle waren sie echt georgische sanfte Schönheiten, mittelgroß, schlank und biegsam, mit fein gebogenen Nasen, rothen Lippen und schmachtenden braunen Augen, nur Eine, welche Alle überragte und von ihnen Anaïd genannt wurde, schien ein Dämon an Reiz und Wesen; um ihren vollen Mund lag ein herber Zug von Herrschsucht und ihre schwarzen räthselhaften Augen konnten zugleich schmeicheln und drohen. Während die Anderen stickten, die Bernsteinperlen ihrer Armbänder an der Schnur auf und abgleiten ließen und Scherbet schlürften, stand sie, über den Beinkleidern und der goldgestickten Weste von rother Seide, einen kurzen, mit schwellendem Hermelin besetzten grünen Kaftan,

vor dem Spiegel und durchflocht ihr nachtschwarzes Haar mit weißen Perlen.

„Welche Mühe sie sich gibt, dem Chan zu gefallen", spottete Eine, die neben ihr saß und mit beiden Händen in dem klaren Wasser plätscherte.

„Vergebens, Anaïd", murmelte eine Zweite, welche traurig in der Ecke träumte, „wir sind vergessen, er liebt nur noch die Fremde mit dem goldenen Haar."

Anaïd erwiderte nichts, aber sie biß die Lippen aufeinander und griff unwillkürlich nach dem kleinen Dolch, den sie im Gürtel trug.

Der Jüngling wagte nicht, weiter zu lauschen und zog sich rasch zurück. —

In einer jener hellen kühlen Vollmondnächte, welche hier nach der drückenden Schwüle des Tages doppelt labend sind, blieb er im Garten zurück, um von der höchsten Terrasse desselben über die Mauern seines Kerkers hinwegzublicken und von der Heimath, von Freiheit und Ehre zu träumen. Er saß unter einer Platane in wehmüthige Gedanken verloren, als plötzlich eine weiße Gestalt, wie dem Grabe entstiegen, vor ihm stand, und ihm mit der Hand einen Wink gab, sich zu entfernen. Ohne recht zu wissen was er that, brach er rasch ein paar Rosen, deren scharfe Dornen ihm die Hände zerrissen, und reichte sie ihr knieend.

„Unglücklicher, weißt Du nicht, daß Dir der Tod
viß iſt, wenn man Dich hier erblickt“, ſprach eine
ıfte traurige Stimme, „flieh ſo raſch Du kannſt.“

„Nimm erſt dieſe Roſen, ſchöne Tochter Muha=
:ds“, flehte er.

Sie ſah ihn an und nahm ſie. „Sie ſind feucht“,
ırmelte ſie, „mein Gott, es iſt Blut daran.“

„Mein Blut“, erwiderte der junge Pole, „das ich
t Freuden für Dich verſpritzen will, nur laß mich
ımal Dein Antlitz ſehen.“

„Wenn Du mir verſprichſt, dann zu fliehen“, gab
raſch zur Antwort.

„Alles, was Du befiehlſt“, ſprach er in rührender
:muth, noch immer zu ihren Füßen.

Sie ſchlug jetzt den Schleier zurück und zeigte ihm
ı Antlitz von wunderbarer, heiliger Schönheit; in
m goldblonden Haare, das daſſelbe einrahmte, in
n großen, ſchwärmeriſchen blauen Augen, die aus
mſelben blickten, lag nichts von dem wollüſtigen Feuer
r Georgierinnen, aber aus jedem Zuge ſprach dafür,
ld gebietend, die echte milde Würde des Weibes.

„Du biſt kein Muſelmann“, ſprach ſie, während
in ihr Anſchauen verſunken, ſprachlos blieb.

„Nein Herrin, und auch Du, Du biſt kein Kind
ȝ Südens.“

Sie ſchüttelte traurig das Haupt. „Wo iſt Deine Heimath?“ fragte ſie weiter.

„Ich bin ein Pole.“

„Ein Pole!“ ſchrie ſie auf, „heilige Jungfrau! und wie nennſt Du Dich?“ fuhr ſie in melodiſchem Polniſch fort.

„Bogdan Tarnowski“, erwiderte er, „und Du, Du ſprichſt meine Sprache, wunderbare Frau?“

„Ich bin Maria, Gräfin Potozka.

„Welche Fügung“, rief der Pole indem er ihre Hand ergriff und mit Küſſen bedeckte.

„Steh auf, mein Freund“, ſagte ſie ſanft, „und verlaß mich jetzt, ich zittere für Dein Leben.“

„Wann werde ich Dich wiederſehen, Herrin!“

„Du wirſt mich wiederſehen“, antwortete ſie, „das ſei Dir genug. Kann ich etwas thun, Dein Loos zu erleichtern?“

„O! gäbe es ein ſeligeres“, rief der Pole begeiſtert, „als das, Dein Sklave zu ſein?“

„Still — man kommt“, flüſterte ſie, „geh jetzt, noch biſt Du ſicher, denn auf des Chans Geheiß darf mir Niemand folgen als eine alte Dienerin, die Dich nicht verrathet, ſie iſt es, deren Schleier dort unten zwiſchen den Reben ſchimmert.“ Noch einmal kniete der Sklave vor ihr, noch einmal küßte er ihre Hände,

dann verschwand er zwischen den Platanen, aber er verließ den Garten nicht, er sah sie hinabsteigen zu dem klaren Quell, um den dichtes Rosengebüsch ein grünes duftiges Badezimmer bildete, er hörte sie mit der Alten sprechen und dann in den Fluthen plätschern.

Als sie den Garten verließ, stand er oben unter den Platanen. Sie sah ihn und winkte ihm mit der Hand.

„Wen grüßt Du, Herrin?“ fragte die Alte erstaunt.

„Die Sterne“, erwiderte die schöne sanfte Frau, „denn sie blicken auch auf meine Heimat nieder und mir ist es, als zöge mein Gruß mit ihrem stillen glänzenden Heer hinüber, wo die Eichen rauschen und der Gießbach schäumend von der hohen Felswand stürzt.“

Das Harem des tauriſchen Sultans liegt von dem Palaſte, mit dem es nur durch einen ſchmalen Korridor verbunden iſt, abgeſondert mitten in einem Garten von hohen Mauern umgeben. Die ſchönen Gefangenen des Chans wohnen gleich Nonnen in kleinen viereckigen Zellen, doch ziehen ſie vor, zuſammen um den Springquell zu lagern oder unter den Platanen des Gartens gleich luſtigen Bienen zu ſchwärmen.

An der Gartenwand des Harems steht ein hoher sechseckiger Kiosk mit undurchdringlichem Gitterwerk statt der Fenster. Hier sitzen die Frauen Kerim Girèi's und können ungesehen in den großen Hof blicken, wenn Gesandte fremder Mächte im prächtigen Aufzuge einreiten oder Spiele, den Turnieren der Araber und der Ritter des Mittelalters ähnlich, stattfinden. Von hier aus zeigt ihnen der Chan auch seine prächtigen Gold- und Silberfasanen, denn sie werden im Hofe gefüttert und die armen harmlosen Geschöpfe freuen sich jedesmal daran, wie an einem nie gesehenen Schauspiel.

Heute blieben sie indeß allein. Der Chan ließ sich nicht blicken, statt seiner grinste nur von Zeit zu Zeit die häßliche schwarze Fratze des Obersten der Verschnittenen durch einen Thürvorhang oder eine Jalousie herein.

Die reizenden Bewohnerinnen des Harems unterhielten sich damit, ihre Kleider von orientalischer Pracht zu wechseln, ihr Haar aufzulösen und von Neuem zu kämmen, sich in dem von Rosen eingefriedeten Quell zu baden, und endlich saßen sie Kaffee schlürfend und aus langen Bernsteintschibuks rauchend um den Springquell und Anaïd erzählte Märchen von den vierzig Jungfrauen und dem arabischen Eulenspiegel. Da stand plötzlich wieder der Verschnittene mit seinem apathischen,

wie aus schwarzem Marmor gehauenen Antlitz mitten unter den lauschenden Schönen, welche bei seinem unerwarteten Anblick im gellenden Chor aufschrieen und dann in ein ausgelassenes Gelächter ausbrachen.

„Wo ist Kerim Girèi", fragte Anaïd in einem Tone, der viel von dem der Gebieterin an sich hatte.

„Wo soll er sein? Bei der Christin", erwiderte der Schwarze, „Euch plagt wol wieder einmal die Langeweile recht?" fuhr er höhnisch fort.

„Ja, Kiamil", riefen sie Alle zugleich, „unterhalte uns."

Der Schwarze zuckte die Achseln.

„Da der Chan sich unsichtbar macht", sprach Anaïd, indem sie sich erhob und ihren mit kostbarem dunklen Pelzwerk ausgeschlagenen Kaftan über die Hüften herabzog, „wollen wir Kiamil lieben, unseren schönen, guten, reizenden Kiamil." Sie umschlang ihn feurig mit ihren weichen Armen und begann seine feisten schwarzen Wangen zärtlich zu klopfen, während ihre schwarzen Augen mit spitzbübischer Koketterie zu ihm emporschmachteten.

„Ja, ja", schrieen und lachten die Anderen durcheinander, „Kiamil soll unser Liebster sein." Sie umringten den widerstrebenden Schwarzen und zogen ihn auf die Polster nieder. Während Anaïd sich ihm auf

die Kniee ſetzte und ihn, den Arm um ſeinen Hals geſchlungen, zärtelte, begannen zwei Andere ihn zu friſiren und eine Vierte küßte ihn, trotz der abſcheulichen Grimaſſen, welche er ſchnitt, auf den großen Mund mit den wulſtigen Lippen.

„Wie er ſchön iſt, dieſer Kiamil“, rief Eine aus dem luſtigen Kreis, der die Gruppe umgab, „er geht offenbar auf Freiers Füßen.“

„Nimm mich zum Weibe, Kiamil“, ſpottete Anaïd, „Keine liebt Dich ſo wie ich“, und ſie begann ihn von Neuem zu ſtreicheln und ihm wie einem Kinde zu ſchmeicheln.

Während auf dieſe Weiſe im Harem ausgelaſſenes Gelächter ertönte, lag Maria Gräfin Potozka, die Favoritin des Chans, in koſtbare weiche Pelze eingehüllt, vom Froſt geſchüttelt, auf ihrem orientaliſch-prächtigen Lager, zu ihren Füßen ſaß die alte Sklavin, ſie, gleich einer beſorgten Mutter, liebevoll pflegend und bedienend.

Der Chan ſchritt, ſeinen Bernſtein zwiſchen den Zähnen, aus der langen Pfeife Rauchwolken empor-wirbelnd, zwiſchen den Roſen und Myrthen, welche unter ihren Fenſtern blühten, auf und ab, und trat von Zeit zu Zeit in das kühle, mit Pracht und Duft erfüllte Gemach, um Maria nach ihrem Befinden zu fragen.

Sie gab ihm keine Antwort, die Sklavin ſprach für ſie und ſie begnügte ſich, mit dem Kopfe zu nicken; obwohl eine Entführte, eine Gefangene, herrſchte ſie doch in dem Palaſte, der ihr Kerker war, und Kerim Girèi zitterte vor einem Zuſammenziehen ihrer ſtolzen Brauen viel mehr, als vor dem Heere der ruſſiſchen Czarin oder vor den Schaaren der Cirkaſſier.

Wieder ſtand er zu den Füßen ihres Lagers. „Du haſt heute Nacht geweint“, begann er leiſe, „ich habe Dich gehört und konnte kein Auge ſchließen bis zum Morgen. Was fehlt Dir noch zu Deinem Glücke, liebe ich Dich nicht, wie ich noch nie ein Weib geliebt, umgibt Dich nicht fürſtliche Pracht, bleibt einer Deiner Wünſche unerfüllt? Sind nicht Alle, die Kerim Girèi gehorchen, Deine Sklaven? Und habe ich noch einen anderen Gedanken, als auf jede Deiner Launen zu lauſchen, gleich einem Gebote Gottes? Du biſt ungerecht gegen mich, Maria.“

„Du liebſt mich, Kerim Girèi“, ſprach ſie ſanft, „aber Du liebſt mich, wie ein Muſelmann ſeine Sklavin liebt; in meiner Heimat iſt das Weib frei und frei verſchenkt ſie ihre Gunſt an den Mann, der, ein Sklave, zu ihren Füßen liegt. O! meine Heimat! meine Eltern! Nie werde ich Euch wiederſehen! Niemals, niemals!“ ſie begann von Neuem zu ſchluchzen.

Der Chan warf ſich bei ihrem Lager auf die Kniee nieder und küßte ihre Hände. „Bin ich nicht auch Dein Sklave, Maria, und hätteſt Du in Deiner Heimat nicht auch Vater und Mutter verlaſſen müſſen, um dem Gatten zu folgen, oder bin ich Deiner Liebe nicht werth? Es gab Stunden, Maria, wo Dein ſtolzes Herz für mich zu ſchlagen ſchien, wo ich zu hoffen begann — aber es war nur ein holder Selbſtbetrug; Du liebſt mich nicht, Du welkſt an meiner Seite dahin wie eine Roſe, die man gebrochen hat und die nur an dem grünen Strauche leben kann und Duft verſenden im Verein mit ihren holden Schweſtern.“

„Ja, Du haſt recht, Kerim Girèi.“

„Sag mir, Blume des Paradieſes, was ſoll ich noch thun, Dir Dein Leben zu ſchmücken?“

„Was mir fehlt, kannſt Du, wirſt Du mir nie geben.“

„Nenne es.“

„Die Freiheit.“

„Ich kann nicht mehr ſein ohne Dich, Maria“, rief der Chan mit wilder Leidenſchaft, „es iſt nicht meine Laune, meine Willkür, die Dich hier zurückhält, ſondern Liebe, eine Liebe, wie ſie auch bei Euch kein Mann glühender und treuer für ein Weib empfinden kann. Aber Du biſt krank, Maria, unſere Nächte ſind

gefährlich, dieſe Kühle, die ſo erquickend ſcheint nach der verſengenden Gluth des Tages, trägt den Keim des tauriſchen Fiebers, den Keim des Todes in ſich. Sei vorſichtig um Deinetwillen. Mache die Sitte des Landes zu der Deinen. Setze Dich, gleich unſern Tartaren, nie ohne Pelz der Nachtluft aus, verſprich mir das."

Maria nickte, der Chan erhob ſich, küßte ſie auf die reine ſchöne Stirn und verließ ſie.

Kurze Zeit darauf trat der Verſchnittene ein, warf ſich vor der Gräfin mit dem Antlitz zur Erde nieder und ſprach: „Mein Herr bittet Dich, dies Geſchenk ſeiner Huld anzunehmen, als einen Schutz gegen die Lüfte des Abends." Auf ſeinen Wink traten zwei Negerknaben ein und breiteten vor den Augen der beiden Frauen einen Pelz aus, der an Pracht Alles übertraf, was ſie Beide bisher geſehen."

„Es iſt ein Prachtſtück", ſagte Kiamil, „wie es nur die Sultanin im Stambul bei feierlichen Gelegenheiten trägt."

„Verſuch es doch", bat die alte Sklavin, bedacht den Gedanken ihrer Gebieterin eine andere Richtung zu geben.

Maria erhob ſich langſam und ließ ſich, gleich einer lebloſen Statue, geduldig mit dem herrlichen

Pelz bekleiden, welcher bis zur Erde reichend von außen ganz Hermelin und innen mit dem kostbarsten schwarzen Zobel gefüttert, ihr im Einklang mit ihrer hohen, majestätischen Figur und ihrem finster-schönen Antlitz ganz das Aussehen einer orientalischen Despotin gab.

„Ich danke Deinem Herrn", sprach sie sanft, als aber Kiamil das Gemach verlassen hatte, warf sie den prachtvollen Pelz mit zwei zornigen Bewegungen ab, stürzte vor dem Christusbilde, das die eine Wand ihres Schlafgemaches schmückte, nieder und verbarg weinend ihr Gesicht in den Händen.

Viele Tage vergingen, ohne daß der junge Pole die Gräfin sah. Endlich fiel eines Abends, als er wieder im Rosengarten des Harems beschäftigt war, ein Stein vor seine Füße. An dem Steine war ein Zettel befestigt, welcher in polnischer Sprache die wenigen Worte enthielt: „Erwarte mich heute Nacht."

Mit Einbruch der Dunkelheit verbarg sich der Pole oben unter den Platanen und harrte mit klopfendem Herzen der schönen Gebieterin des Serails. Statt des Mondes sendeten diesmal nur die zahllosen Sterne, von denen der südliche Himmel bedeckt ist, ihr sanftes

Licht in den Garten. Eine süße Märchendämmerung erfüllte denselben, Rosen und Myrthen strömten wollüstige Wohlgerüche aus, die Springquellen plätscherten und Nachtigallen sangen ringsum in den Gebüschen.

Endlich kam sie. Er hörte sie am Fuße der Terrasse mit ihrer Sklavin sprechen, welche sich dann auf dem Rand eines Marmorbassins niederkauerte, während Maria allein den Abhang emporstieg. Sie war diesmal in ihren prächtigen Sultanpelz eingehüllt und hatte, mehr zur Zierde als zum Schutze, nur einen kleinen, silbergestickten Schleier gleich einem Turban in ihr schimmerndes Goldhaar geschlungen. Als der Jüngling sich zu ihren Füßen niederwarf, um die Herrin demüthig, wie es dem Sklaven ziemte, zu begrüßen, lächelte sie und hob ihn mit ihrer weißen, kalten Hand auf.

„Komm, mein Freund, wir wollen uns hier unter die Bäume setzen und uns von unseren Schicksalen und unserer theuren Heimat erzählen", sprach sie. Sie ging dann einige Schritte tiefer in den Schatten, wo aus weißem Stein ein klarer Quell entsprang und ließ sich auf dem Marmor nieder, während er sich ihr zu Füßen legte.

„Du warst krank, Herrin?" begann er.

Sie nickte.

„Sie sagten, Du hättest Dir Nachts im Garten das Fieber geholt.“

„So ist es.“

„Wirst Du Dich nicht von Neuem erkälten auf dem kalten Steine.“

„Ich sitze ja auf meinem Pelze“, gab sie zur Antwort.

„Aber Deine Füße ruhen in dem feuchten Grase“, fuhr er fort, „laß mich Dein Schemel sein.“

Sie lächelte und setzte, ohne ein Wort zu erwidern, mit imponirender Gelassenheit die Füße auf ihn, als sei er wirklich nur dazu da. Dann begannen sie zu plaudern, unbekümmert um ihre traurige Lage, ihre Umgebung, und die Gefahr welche ihnen unablässig drohte vergessend. Er sprach von dem Hause seiner Eltern, seiner fröhlichen Kindheit, von Bärenjagd und Schlittenfahrten, von den inneren Kämpfen der Parteien und dem Kriege mit den Russen, sie horchte mit tiefer Theilnahme zu und erzählte dann von dem Schlosse ihres Vaters, in dem sie gleich einer Fürstin frei, glänzend und sorglos gelebt hatte, von dem heiteren Weihnachtsfeste und den Osterfreuden, zu denen der ganze Landadel auf zwanzig Meilen in der Runde herbei strömte, von der entscheidenden Rolle, welche ihr mächtiges Haus an dem Hofe des Königs und im

Landtag spielte, und wie sie dann, kaum achtzehn Jahre alt, von streifenden Kosaken geraubt und an krim'sche Tartaren verkauft worden war, welche sie in das Harem Kerim Girèi's brachten. Wie sie hier erwartete, gleich einer Sklavin gehalten zu werden und bald als Despotin unumschränkt über den Chan gebot, der von Liebe rasend sein stolzes Haupt zum Schemel ihrer Füße machte.

„Du liebst ihn", unterbrach sie der junge Pole.

„Es gab Augenblicke, wo ich es glaubte", sagte sie nach einigem Nachdenken, „ich zweifle nicht, ich hätte Kerim Girèi geliebt, wenn er als Freier in das Schloß meines Vaters gekommen wäre, aber hier, wo ich keine Wahl habe, wo ich ihm gehören muß, hier verabscheue ich ihn."

„Ich danke Dir für dieses Wort", rief der Jüngling leidenschaftlich.

„Und weshalb?"

„Weil ich Dich liebe!" sprach er, mit dem Ausdruck vollkommener Anbetung zu ihr emporblickend.

Sie beugte sich zu ihm nieder und betrachtete ihn mit stiller Seligkeit. „Ja, Du liebst mich", murmelte sie, „ich fühle es und Deine Liebe ist mir ein holder Trost. Wie sich die Zeiten ändern! Wenn damals die Magnaten vor mir knieten und um meine Hand

baten, hatte ich nur ein ſtolzes Lächeln für ſie, man nannte mich hochfahrend und grauſam, und jetzt bin ich einem Sklaven, den ein Wink von mir der entſetzlichſten Qual, dem martervollſten Tode überliefern kann, dankbar, daß er mich nicht verachtet, mich, die Dirne, die Odaliske des Chans. Liebſt Du mich aber auch wirklich?“

„Laß mich ſterben für Dich“, rief er, „und mein brechendes Auge wird noch dankbar auf Dich gerichtet ſein; und Du, liebſt Du mich auch?“

Sie lächelte. „Nicht ſo raſch, mein Freund“, ſprach ſie, „es ſei Dir vorläufig genug, daß ich Dir erlaube, an mich zu denken, von mir zu träumen, mich zu lieben.“ Er führte in ſtummer Seligkeit den Saum ihres Gewandes an ſeine Lippen und als ſie aufſtand, um ihn zu verlaſſen, küßte er mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit ihre Füße. —

Sie kam nun jede Nacht. Die alte Sklavin wachte unten bei der Fontaine, und wenn die traurige Schöne die Terraſſen zu ihm emporſtieg und er ihren ſchneeweißen Hermelinpelz zwiſchen den dunklen Stämmen ſchimmern ſah, da war es ihm jedesmal, als gehe ihm der Mond auf, ja die Sonne, mitten in Nacht brach der volle Tag der Liebe an.

Ein Monat war ſo vergangen. Da ſagte ſie eines

Tages zu ihm, als er in tiefer Demuth zu ihren Füßen lag: „Du haſt ſeitdem nicht mehr gefragt, ob ich Dich liebe? ich will Dir heute Antwort geben, ohne daß Du ſie verlangſt. Ich liebe Dich!“

„Du liebſt mich!“ er umſchlang ſie und ihre Lippen berührten ſich zu einem ſeligen Kuſſe, der nicht enden zu wollen ſchien.

„Aber weißt Du auch, mein Geliebter“, fuhr ſie mit düſterem Ernſt fort, „daß Dich dieſer Kuß dem Tode geweiht hat. Ich will Dein ſein und Dich ſo glücklich machen, als ich nur kann, aber es wird die Stunde kommen, wo man Dich entdeckt und Du wirſt dieſes Glück mit dem Leben bezahlen müſſen.“

„Das will ich“, erwiderte er, „und mit der ganzen Freude meines Herzens. Was iſt dies Leben ohne Dich als Tod. Ich will mich in Deiner Gnade ſonnen, wie in ſüßem Himmelslicht und dann ſoll in Gottes Namen die ewige Nacht hereinbrechen.“

„So bin ich Dein“, flüſterte ſie, „ich nehme Deine Leben als den Preis meiner Liebe, Du ſollſt in meinen Armen ſelig ſein, und wenn es ſein muß, für mich ſterben.“ Sie neigte ſich zu ihm und ſchloß ihn mit heftiger Zärtlichkeit an ihre Bruſt, auf welcher der Hermelin gleich einer mondbeglänzten Welle auf und ab wogte. — — —

Keiner von Allen, die in der tauriſchen Alhamb
wohnten, bemerkte die Veränderung, welche in d
Weſen der ſchönen Gebieterin derſelben vorgegang
war, nur dem ſcharfen Blicke der Georgierin entgi
es nicht, daß die dunklen Schatten aus dem Antl
Maria's mit einem Male gelöſcht waren und v
Zeit zu Zeit ein heiteres Lächeln um ihre Lipp
ſpielte. In einer finſteren Gewitternacht, während d
ſchwarze Himmel, an dem kein Stern zu ſehen wc
hie und da von grellem Wetterleuchten zerriſſen wurd
verbarg ſich Anaïd, in einen dunklen Schleier gehül
in dem Garten des Harems und belauſchte die Liebe
den. Die Entdeckung, welche ſie gemacht hatte, ſchi
der von Eiferſucht geblendeten Orientalin den lange
ſehnten Sieg über ihre Nebenbuhlerin zu ſichern. A
der Chan am folgenden Tage in das Harem kam, z
ſie ihn in eine Roſenlaube und flüſterte ihm das u
ſelige Geheimniß zu. Kerim Girèi ſprach kein Wo
er wollte ſelbſt ſehen, ſelbſt hören, ehe er richtete u
ſtrafte.

Wieder ruhte Maria an der treuen Bruſt ihr
Sklaven, ihres Geliebten, unter den Platanen, a
plötzlich der Chan vor ihnen ſtand. Um ihn war
die Verſchnittenen und Anaïd, welche ihn gefüh
hatte.

Maria erhob ſich mit der ruhigen Majeſtät des
ıglücks und blickte dem Despoten, der bis in die
ppen erbleicht war, furchtlos in das Auge.

Es war das Werk eines Augenblickes, daß die
:rſchnittenen den unglücklichen Sklaven zu Boden
rtiſſen und Kiamil ihm mit einem beſtialiſchen Grin-
ı die todtbringende Schlinge um den Hals gelegt
tte, aber der Chan gebot ihnen einzuhalten.

„Elender!“ rief er dem Polen zu, „wußteſt Du
ht, daß wer das Antlitz der Sultanin erblickt, ſein
ben verwirkt, ſieh die Fürſtin, welche vor Empörung
er die unerhörte Beleidigung keine Worte findet,
:ch zu verurtheilen“, und ſich zu Maria wendend
hr er fort: „Ueberlaſſe mir ſeine Strafe, Herrin,
d ſei überzeugt, Du wirſt mit mir zufrieden ſein.“

„Erſinne Martern, wie ſie noch nicht da waren“,
rach der junge Pole mit dem Fanatismus echter
ebe, „zerfleiſche mich, laß mich unter den grauſam-
n Qualen ſterben; was mein iſt, kannſt Du mir
ht rauben, ein Glück, das Du nie gekannt haſt,
n deſſen Daſein Dir nur eine ſchmerzliche Ahnung
ırd.“

„Willſt Du mich verſpotten, mich Deinen Herrn,
!lave!“ rief Kerim Girèi, während in ſeinem Auge
ı majeſtätiſcher Zorn aufflammte, und er begann

den von den Verſchnittenen Gefeſſelten, vor ihm au der Erde Liegenden mit Füßen zu treten.

Maria wendete ſich ab.

Am folgenden Morgen begab ſich der Chan mi ſeinen Frauen zu ungewohnter Stunde in den Kios des Haremsgartens. Während ſich die kindlichen Schö nen in der Erwartung eines ſeltenen Schauſpiel feſtlich geſchmückt hatten und in ihren rothen, grüne blauen und gelben, mit Hermelin oder Zobelpelz be ſetzten, kurzen Seidenkaftans auf den weichen Polſtern lagen, Kaffee tranken, rauchten und lachten, ſaß Kerim Girèi wie leblos unter ihnen, den finſteren, drohenden Blick apathiſch auf die Ruhematte, mit der der Mar morboden bedeckt war, geheftet.

„Wo bleibt Maria“, ſagte er endlich zu Kiamil der gleichfalls regungslos gleich einer Säule an de Thür ſtand, „führe ſie hierher, bei Gefahr Deine Kopfes.“

Der Schwarze verſchand. Nach einer Weil trat die Gräfin in den Kiosk, ſie war todtenblaß und hüllte ſich fröſtelnd in ihren großen Hermelinpelz. Der Chan erhob ſich, nahm ſie bei der Hand und führte ſie an das Gitter, wo ſie ſich niederließ.

„Hier wirſt Du Alles vortrefflich ſehen können“,

ſagte er mit matter dumpfer Stimme, dann klatſchte er in die Hände.

In den großen Hofe, den man durch das Gitterwerk des Kiosk vollkommen überſehen konnte, ſtanden zwei Pfähle, der eine niedrig, der andere hoch erhoben, mit ſcharfer Spitze. Die Leibwache des Chans umgab dieſelben in einem Viereck, welches gegen den Kiosk zu offen war, während die Hofleute und die Sklaven des Chans hinter den Bewaffneten einen weiten Halbkreis bildeten.

Auf das Zeichen, welches der Chan gab, führten die Verſchnittenen den unglücklichen jungen Polen, welcher Ketten an den Füßen trug und dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, in das Viereck, entkleideten ihn bis zu den Hüften und feſſelten ihn an den niederen Pfahl. Kiamil prüfte bedächtig die Feſſeln des Polen, warf dann ſeinen ſchweren Pelz ab, ergriff eine große Knotenpeitſche, trat hinter den Verurtheilten und blickte auf den Kiosk.

Der Chan klatſchte in die Hände und der ſchwarze Satan begann den Jüngling zu peitſchen, Hieb auf Hieb zerſchnitt mit furchtbarer Gewalt ſeinen Rücken; die Fürſtin ſaß, auf ihre Hand geſtützt, die Wange an das Gitter gepreßt und verwandte kein Auge von dem Unglücklichen, deſſen Blut in rothen Strömen zur

Erde herabfloß. Er gab lange keinen Laut von sich, dann begann er zu beten und endlich leise zu stöhnen.

Als er etwa hundert Hiebe empfangen hatte, sank er ohnmächtig zu Boden, die Verschnittenen hoben ihn auf und stießen ihn mit glühenden Eisen in die Seiten; mit einem dumpfen Röcheln kam er zu sich. Wieder blickte Kiamil auf den Kiosk. Auf ein neues Zeichen des Chans ergriffen die Verschnittenen den nur noch Halblebendigen und in einem Augenblick war er nach orientalischer Sitte gepfählt.

„Nun bist Du gerächt", sagte der Chan mit kalter Hoheit, „bist Du zufrieden?"

„Ja", erwiderte Maria.

„Es ist vorbei, gehen wir", fuhr Kerim Girèi fort.

„Nicht doch, er lebt noch", gab Maria zur Antwort.

„O, er kann noch bis zum nächsten Morgen leben", rief Anaïd mit einem grausamen Gelächter, „man stirbt am Pfahle nicht so schnell."

„Und wenn es bis in die Nacht währt?" entgegnete der Chan gleichgiltig.

„Dann werde ich die Nacht hier zubringen", gab sie mit jener Energie des Entschlusses zur Antwort, welche ihr den Despoten der Krim immer von Neuem unterwarf.

Anaïd verließ mit einem triumphirenden Blick auf Maria den Kiosk, die anderen reizenden Haremskinder folgten lachend, als wenn sie eben einer heiteren Komödie in einem Theater beigewohnt hätten. Der Hof leerte sich allmählig.

Es war langweilig, den Unglücklichen am Pfahle der am Ende doch nur ein Sklave war, sterben zu sehen. Nur zwei Verschnittene blieben bei ihm, welche mit gezückten Yatagans neben dem Pfahle Wache hielten.

Stunde auf Stunde verrann, Maria saß noch immer an dem Gitter des Kiosk und blickte auf den Sterbenden, der nicht sterben konnte, nur von Zeit zu Zeit aufseufzte in entsetzlichen Qualen; sie blickte auf ihn, unverwandt und mit thränenlosem Auge, nur manchmal zog sie ihren Pelz fester zusammen, es schauerte sie.

Als die Sonne sich hinter den Bergen von Baktschisarai dem Untergange zuneigte, trat der Chan an Maria heran und sprach mit zitternder Stimme: „Geh hinab uud reiche ihm einen Trunk Wasser.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Thue, wie ich Dir sage, seine Qual wird dann enden.“

„Wie?“

„Sobald das Waſſer ſeine Lippen genetzt hat, ſtirbt er.“

Maria erhob ſich und ſchritt, von dem Chan geführt, langſam durch den Garten, den Harem, den Palaſt, in den großen Hof hinaus. Ein Negerknabe trug ihr einen Becher nach. Sie nahm ihn jetzt aus ſeinen Händen, ſchöpfte Waſſer an dem Springquell und näherte ſich dann raſch dem Pfahle.

„Du ſtirbſt für mich“, flüſterte ſie in polniſcher Sprache dem Geliebten zu, „und ich werde für Dich ſterben. Hier — trinke — ich kredenze Dir den Tod.“ Sie berührte den Becher mit ihren Lippen und reichte ihn dann dem Jüngling.

Er trank.

Der Todeskampf begann.

Sie ſtand neben dem Pfahle mit einer Würde, welche ſogar dem wilden Despoten Ehrfurcht einflößte, bis der Geliebte den letzten Athemzug that.

„Er iſt todt“, ſagte einer der Neger, welche Wache hielten.

„Gott ſei Dank! er iſt todt“, wiederholte Maria, that noch zwei Schritte und fiel dann bewußtlos zur Erde nieder. Ihre Stirne ſchlug gegen den Marmor und färbte ihn mit ihrem Blute.

Noch in derſelben Nacht erkrankte Maria an einem hitzigen Fieber; all ſein Hermelin, den er über ſie warf, half dem Chan, der ſie jetzt nur noch wahnſinniger liebte, ebenſowenig, als die Kunſt der Aerzte, welche er aus weiter Ferne an ihr Krankenlager berief.

Sie lag da in dem ſchwellenden weißen Pelzwerk vom Froſt geſchüttelt, die Wangen glühend, ſo wie er ſie ſelbſt einſt ahnungslos genannt, eine gebrochene Roſe, und gleich einer Roſe welkte ſie dahin.

Sie ſtarb, ehe der Mond wieder voll wurde, den Blick auf den Gekreuzigten geheftet, den Namen des Geliebten auf den Lippen, den in ſeinem Schmerze verſteinerten Despoten zu ihren Füßen.

Wenige Augenblicke, ehe ſie ihren Geiſt aufgab, flog eine Schwalbe durch das offene Fenſter in ihr Zimmer.

Der Chan deutete auf den Vogel, der einen Augenblick über ihrem Lager flatterte, und ſprach, dem orientaliſchen Aberglauben vertrauend, „das bringt Dir Glück.“

„Ja, es bringt mir das einzige Glück, das es für mich noch in der Welt gibt“, erwiderte ſie, „den Tod.“

Die erſte Regung des Chans an ihrer Leiche war Wuth gegen Jene, die durch ihren Verrath das Unheil herbeigeführt. Er ließ Anaïd an Händen und

Füßen gefesselt, in einen Sack nähen und in das Wasser werfen. Dann brach er zusammen — Es währte lange, ehe sich sein dumpfer Schmerz in Thränen löste.

Zur Linken der obersten Gartenterrasse seines Palastes ließ er die geliebte Todte auf einem kleinen Hügel beerdigen; über ihrem Grabe erhob sich ein schönes Mausoleum mit runder Kuppel, welche über einem Halbmond das Kreuz der Christen zeigte. Aus der Wand desselben steigt ein Springquell empor und wirft seine klare Fluth in ein weites Marmorbecken.

Hierher kam der Chan täglich und saß in tiefen Gedanken und weinte, und deshalb nannte das Volk den Ort den Thränenquell.

Der Nachfolger Kerims, Chan Sahin Girèi, wurde durch die große nordische Semiramis, Katharina II., seines Reiches beraubt. Taurien wurde eine russische Provinz, sein letzter tartarischer Herrscher auf der Insel Rhodus auf Befehl des Sultans hingerichtet.

Die taurische Alhambra liegt seitdem längst in Trümmern, die meisten der herrlichen Springbrunnen schweigen. In dem zerstörten Kerker der Schönheit schreit unter dem eingestürzten Plafond die Eule und

Schlangen schlüpfen rasch über den zerbröckelten Fußböden; nur über dem geheimnißvollen Grabe der wunderbaren Fremden murmelt der Thränenquell eintönig fort, eine ewig-traurige, unverstandene Klage und unter Rosen und Myrthen schluchzt die Nachtigall ihr unsterbliches Liebeslied.

Das weiße Blatt.

1750.

I.

Ein alterthümliches Haus mit ariſtokratiſchem leußern in einer engen winkeligen Straße des alten 3aris, und in dem erſten Stockwerk dieſes vornehmen)auſes die mit allem Luxus, aller Steifheit und 5chwerfälligkeit der Zopfzeit eingerichtete Wohnung ıner Modedame, einer Frau, welche die Mode macht nd zugleich ſelbſt in der Mode iſt. Sie iſt eben auf= eſtanden und in die Fenſterniſche getreten, um die rachtvollen holländiſchen Tulpen und Hyazinthen zu etrachten und ihren Papagei zu necken, denn necken ıuß ſie immer irgend Jemand. Sie verfolgt ihn mit er Quaſte ihres Schlafrockes und der Vogel ſteigt ravitätiſch auf ſeiner vergoldeten Kletterſtange auf nd ab und ruft von Zeit zu Zeit: „Guten Morgen ıeine Kleine!“ Und klein iſt ſeine ausgelaſſene Herrin

in der That, eine Figur zu den reizenden Nippesſachen, den Schäferinnen und Blumenmädchen aus Porcelaine de Sevres, auf den Kamin zu ſtellen. Ihr Kopf iſt nicht ſchön, aber reizend in der liebenswürdigen Güte und dem geiſtreichen Muthwillen, welche insbeſondere aus den großen grauen Augen ſprechen, die unter den pikanten ſchwarzen Brauen ſo ſeltſam hell hervorblicken. Sie trägt ein Morgenkleid von Roſaatlas mit einer großen Quetſchfalte auf dem Rücken, vorn offen und reich mit weißen Spitzen beſetzt; das braune Haar, auf dem der Puder vom vorigen Tage nur noch wie ein leichter Reif liegt, in einem kleinen weißen Häubchen mit Roſabändern, und hat Roſaatlaspantöffelchen an den wunderkleinen Füßen. Ein Mohr in weißer Atlashoſe und Weſte und rothem Frack bringt ihr auf ſilberner Taſſe die Chokolade und bedient ſie mit feinem Gebäck, Alles mit einer feierlichen Unterthänigkeit, als hätte er eine Monarchin vor ſich. Und es iſt auch ſo! In Frankreich regiert Ludwig XV. mit Hilfe der Marquiſe von Pompadour — und auf dem franzöſiſchen Theater herrſcht Mademoiſelle Gauſſin, jedoch allein und unumſchränkt. Denn was ſo pikant an ihr iſt: ſie iſt zugleich ein Genie und eine Tugend. Die große Uhr auf dem Kamine, welche ein Schloß im Geſchmack von Verſailles vorſtellt, ſchlägt

zehn Uhr und spielt dann einige Sarabande. Die kleine Gaussin zählt die Schläge, stützt das Köpfchen in die Hand und wird nachdenklich, wobei sich ihre rothen Lippen ein wenig öffnen und die herrlichsten Zähne sehen lassen.

„Sonst kam er stets eine Stunde früher, als wir verabredet hatten", sagte sie zu sich, „und wartete gern, bis ich Toilette gemacht hatte; dann wurde es eine halbe, eine Viertelstunde, dann trat er pünktlich ein, Schlag zehn Uhr, grollte aber, wenn ich nicht ganz fertig war, und jetzt — jetzt fängt er an, sich zu verspäten! So ist der beste Mann, im Laufe der Zeit wird ihm die Frau, welche er liebt, langweilig, wenn nicht lästig; er ist ihr vielleicht noch herzlich gut, aber sie darf ihm ja in keiner Weise beschwerlich fallen! St. Renauld liebt mich, ich weiß es, er sendet mir täglich die seltensten Blumen, aber wenn ich ihn heute auf eine ernste Probe stellte, würde er sie bestehen? Was sind für den reichen Finanzpächter, den Steuerkrösus — Blumen? Wie aber, wenn ich ein Opfer von ihm verlangen würde, ein wirkliches Opfer, etwas, wodurch er mir beweisen könnte, daß er mir sein unbegrenztes Vertrauen schenkt? — Denn ohne Vertrauen, ohne Dichtung gibt es keine echte und wahre Liebe. Nun, wir werden sehen!"

Die gefeierte Schauſpielerin ſetzte ſich an das kleine Klavier und ließ ihre Finger über die perlmutternen Taſten gleiten; was ſie ſpielte? — ſie ſelbſt wußte es nicht, aber es endete mit einer Diſſonanz, denn plötzlich ſchlug eine Hand im weißen Handſchuh ſie auf die Finger.

II.

Mademoiſelle Gauſſin ſah in dem großen Spiegel, welcher dem Klavier gegenüber hing, daß St. Renauld hinter ihr ſtand, und eben deshalb, weil ſie ihn ſah, wendete ſie nicht einmal den Kopf zu ihm, ſondern verſuchte weiter zu ſpielen.

„Ich bin es, meine Kleine", begann er hierauf.

„Du?" erwiderte ſie gleichgiltig; „ich dachte in der That, es ſei jemand Anderes?"

„Jemand Anderes?" wiederholte der Finanzpächter eiferſüchtig; „wer könnte denn das ſein, wer beſucht Dich denn ſo zeitig?"

„Nun, es iſt nicht mehr ſo früh —"

„Zehn Uhr —"

„Halb elf."

„Zehn."

„Halb elf", ſage ich.

„Wirklich halb elf", ſagte St. Renauld kleinlaut, „aber wer könnte Dich auch um halb elf beſuchen?"

„Wer immer es sei", erwiderte Mademoiselle Gaussin, „Du beginnst so auffallend mit Deiner Zeit zu geizen, daß ich mindestens sehr klug handeln würde, wenn ich Jemand suchen würde, der mir in den vielen Stunden, wo Du nicht bei mir bist, ein wenig die Zeit vertreiben würde."

„Du liebst mich also nicht mehr?" rief St. Renauld erregt.

„Du bist es, der mich nicht mehr liebt", antwortete die Schauspielerin sich plötzlich zu ihm kehrend; „Du Treuloser, Du Türke, nein — Chinese, ein Chinese bist Du, denn die Chinesen haben auch mehrere Frauen wie die Türken, sind aber dabei noch langweilig und — dick. Du wirst auch täglich dicker, mein Theurer."

„Ich — dick? —" stammelte der Finanzpächter, sich erschreckt im Spiegel betrachtend.

„Dick wie die Pagode da auf dem Kamin", sagte Mademoiselle Gaussin, indem sie zugleich aufstand, „und da soll ich noch an Deine Liebe glauben? Die Leidenschaft läßt einen Menschen nicht dick werden, Du bist dick, folglich bin ich Dir sehr gleichgiltig geworden."

„Wie kommst Du auf diesen unglücklichen Einfall?" begann St. Renauld; es wäre erst zu beweisen, daß

unſere Gefühle im umgekehrten Verhältniſſe zu unſerem Gewichte ſtehen. Wärſt Du im Recht, ſo könnte man ja die Liebe nach Pfunden taxiren wie das Fleiſch."

„Gewiß."

„Man hat Dir Verleumdungen gegen mich zugetragen", entgegnete der Finanzpächter.

„Als wenn dies überhaupt noch nöthig wäre", ſpottete die Gauſſin; „Du thuſt ja ſelbſt Alles, um Dich in Schatten zu ſtellen."

„Du zweifelſt alſo an der Redlichkeit meiner Abſichten?" fragte St. Renauld.

„Nein."

„Woran denn?"

„An Deiner Liebe!" ſchrie die Gauſſin mit einer Heftigkeit, welche an ihr eigentlich ſehr ſpaßhaft war. „Hörſt Du nicht? — an Deiner Liebe, Du Chineſe!"

„Komm", ſagte Renauld nach einer Weile, „ſetze Dich zu mir, wir wollen darüber reden." Er ließ ſich zugleich bequem auf dem mit geblümten Damaſt überzogenen Sopha nieder.

„Ja, wir wollen darüber reden", erwiderte die Gauſſin, „aber in einer anderen Weiſe als Du meinſt." Sie ſetzte ſich in ein Fauteuil und ſchob mit dem Fuße einen Schemel vor ſich hin. „Hier wirſt Du niederknieen, Du Verbrecher, augenblicklich!" befahl ſie.

„Muß ich?“ fragte der Finanzpächter, welcher sehr bequem saß.

„Ja, Du mußt.“

Er erhob sich hierauf seufzend und knieete zu den Füßen der Schauspielerin nieder.

„So, jetzt beginnt das Verhör“, sagte sie.

„Ein Verhör?“

„Ja wohl, und von der Art und Weise, wie Du Deine Sünden offen bekennen und vor Allem von der Reue, welche Du zeigen wirst, hängt Deine Begnadigung oder Verurtheilung und die Art Deiner Strafe ab“, sprach die Gaussin.

„Also?“

„Liebst Du mich noch?“ begann die Kleine.

„Von ganzem Herzen.“

„Weshalb kommst Du dann so spät?“

„Weil ich keine Zeit habe“, erwiderte St. Renauld.

„Wie kommt es, daß Du früher Zeit gehabt hast?“

„Weil ich nicht so viel zu thun hatte.“

„Nein, weil Du mich liebtest“, schmollte Mademoiselle Gaussin.

„Ich liebe Dich mehr als je“, betheuerte St. Renauld, „aber die Geschäfte haben so zugenommen.“

Mademoiselle Gaussin zuckte die Achseln.

„Bin ich nicht gestraft genug, wenn ich nicht bei

Dir bin?“ fuhr der Finanzpächter fort, „iſt es nicht ungerecht oder doch mindeſtens hart, wenn Du mir noch dafür zürnſt? Ja, herzlos iſt es von Dir und grauſam, denn beweiſe ich Dir nicht täglich, ja ſtündlich, wie ſehr ich Dich liebe? Gibt es etwas in der Welt, was ich Dir verweigern könnte?“

„Iſt dies Dein Ernſt?“ ſagte die Schauſpielerin raſch mit einem ſeltſamen Blick, der ihren Anbeter nicht wenig befremdete.

„Mein voller Ernſt“, erwiderte er nach einer Pauſe.

„Nun, ſo gib mir ein weißes Blatt mit Deiner Unterſchrift“, ſprach Mademoiſelle Gauſſin.

„Nichts weiter?“ ſtaunte St Renauld lächelnd.

„Bedenke wohl, was Du thuſt“, ſagte die Schauſpielerin hierauf, „ſonſt hat es keinen Werth für mich. Stelle Dir vor, was man Alles auf ein weißes Blatt ſchreiben kann! Dieſes kleine Blatt kann Dich in die Baſtille bringen, ja auf das Schaffot, es kann Dich zum Bettler oder zu meinem Sklaven machen, es kann Deine Ehre brandmarken für immer; kurz es gibt Dich ganz in meine Hand!“

„Weshalb verlangſt Du es alſo?“ fragte St. Renauld.

„Weil ich einen Beweis haben will, daß Du mich

lebst", entgegnete Mademoiselle Gaussin mit Feuer, „denn nur wahre Liebe kann so unbegrenzt, so namenlos vertrauen."

„Glaubst Du?"

Mademoiselle Gaussin nickte zustimmend.

St. Renauld stand auf, eilte zu dem kleinen Mahagonisekretär der Schauspielerin, nahm ein großes weißes Blatt Papier, unterschrieb rasch seinen vollen Namen und gab es dann der Geliebten.

Mademoiselle Gaussin schoß zuerst das Blut in die Wangen und dann das Wasser in die Augen, die sonst so beredte große Künstlerin war keines Wortes fähig, sie warf sich an St. Renauld's Brust und schluchzte.

III.

Ein Jahr war vergangen, während dessen die kleine Gaussin von dem Beweise von Vertrauen und Liebe, den ihr St. Renauld gegeben hatte, vollkommen beruhigt, ihrem Anbeter die Stunden, welche er in ihrem Boudoir zubrachte, zu einem irdischen Paradiese zu machen suchte. Sie hatte alle Empfindlichkeit abgelegt, sie war gegen seine Schwächen und Nachlässigkeiten nachsichtig bis zur Blindheit, sie zeigte sich liebenswürdig, unterhaltend wie noch nie, seitdem sie sich kannten. Ganz anders der Finanzkrösus. Dieser be-

fand ſich, ſeitdem er das verhängnißvolle weiße Blatt unterzeichnet hatte, in einer immerwährenden Unruhe, er hatte ſtets die Worte der kleinen Gauffin vor Augen. Was kann nicht Alles auf ein leeres Blatt geſchrieben werden! wiederholte er ſich jedesmal, wenn er aufwachte, und mit dieſem Gedanken begab er ſich zu Bett und wälzte ſich oft genug unruhig auf ſeinem Lager in entſetzlichen Träumen von der Baſtille und anderen angenehmen Anſtalten, welche ihm den Angſtſchweiß auf die Stirne trieben.

Die geiſtreiche Schauſpielerin entdeckte bald ſeinen Seelenzuſtand, ohne denſelben jedoch enträthſeln zu können, denn das unſelige weiße Blatt hatte ſie längſt vergeſſen. Sie forſchte vergebens nach der Urſache ſeiner fortdauernden Verſtimmung; auf alle ihre liebevollen Fragen, ihre beſorgten Zweifel hatte er nur ausweichende Antworten oder ein ſtummes trauriges Achſelzucken.

Wie oft vergoß die muntere, ſpaßhafte Kleine Thränen, wenn ſie allein war, und trocknete ſie raſch, ſobald ſie ſeine Schritte hörte, um ſeine Schwermuth nicht zu ſteigern, jetzt kam es ihr zu Statten, daß ſie die erſte Schauſpielerin Frankreichs war; ſo weh es ihr auch oft in ſeiner Gegenwart war, wenn er ſich ſo zerſtreut und einſilbig zeigte und ſeinen trüben

Blick an dem Boden haften ließ, so sah er doch bei ihr stets das heiterste unbefangenste Gesicht und ihr Lachen klang melodisch durch das Gemach wie in den glücklichsten Zeiten.

Endlich eines Abends — die Gaussin hatte eben eine ihrer besten Rollen im Theatre francais gespielt und den höchsten Triumph gefeiert — in einer ungewöhnlichen Stimmung fand sie den Muth, den Schleier des Geheimnisses, das sie so lange und so grausam quälte, zu zerreißen. Sie hatte ihre glänzende Robe abgelegt und es sich bequem gemacht, und wie sie, noch glühend von der Erregung des Bühnenspieles, in ihrem fließenden Gewand von weißem Mousseline und ihrer blauseidenen mit weißen Spitzen besetzten Jacke herauskam, saß St. Renauld an dem Kamine in tiefe traurige Gedanken versunken, die Beine apathisch von sich gestreckt, die Hände in den Taschen seines Rockes, und schien die Geliebte nicht zu bemerken.

„Was hast Du seit einiger Zeit?“ begann sie; „hast Du Dich durch eine unglückliche Spekulation ruinirt? Ich will es wissen; arm sein ist keine Schande und vielleicht nicht einmal ein Unglück, und wenn Du dann den Kopf hängen läßt, wird Dich Deine kleine Gaussin schon wieder lachen machen.“

„Was fällt Dir ein?“ erwiderte der Finanzpächter kühl, „die Geschäfte gehen besser als je.“

„Was hast Du also? Ich lese einen Kummer in Deinen Zügen, der sich mir vergebens verbergen will, Du fängst sogar an mager zu werden?“

„Du irrst Dich —“

„Ich irre mich nicht.“

„Aber wenn ich Dir sage —“

„Sage mir, was Du auf dem Herzen hast“, rief die kleine Schauspielerin resolut, „sonst beginne ich von Neuem an Deinem Vertrauen und somit an Deiner Liebe zu zweifeln.“

„Du hast ja doch das weiße Blatt“, erwiderte St. Renauld. Der Ton, in dem er dies sagte, war aber so seltsam gepreßt, daß die Gaussin aufmerksam wurde; zum Ueberflusse seufzte er noch tief auf, nachdem er dies gesagt. Jetzt wußte sie, was sie zu wissen brauchte, er war also in Angst, daß sie einen für ihn verderblichen Gebrauch davon machen konnte; das, das allein war es, was ihm die Ruhe, die Liebenswürdigkeit, die Eßlust, den Schlaf raubte.

Ein diabolisches Lächeln überflog ihr pikantes Gesichtchen und ihre großen hellen Augen trafen den Geliebten zugleich verächtlich und drohend. Die Arme auf der Brust gekreuzt ging sie einige Male im Ge-

mache auf und ab, die rothen Absätze ihrer Stöckelschuhe klapperten zornig auf dem Parquet; endlich setzte sie sich nachlässig in einen Lehnstuhl, dem Finanzpächter gegenüber Sie war mit einem Male ganz verändert und zwar so sehr, als spiele sie einen bestimmten Charakter auf der Bühne.

„Ich bin seit fünf Minuten vollkommen im Klaren mit Dir und auch mit mir", begann sie in einem nachlässigen gespreizten Tone, wie ihn St. Renauld an ihr nicht gewöhnt war, und zugleich geberdete sie sich wie eine der gelangweilten, trägen und dabei doch koketten Damen der Pariser vornehmen Gesellschaft; sie rümpfte die Nase gleich der verwöhntesten Marquise und betrachtete ihren Anbeter mit spöttischer Geringschätzung durch eine kleine Lorgnette.

„Wie meinst Du?" sagte der Finanzpächter, nachdem er sie einige Zeit mit namenlosem Staunen angesehen hatte.

„Ich meine, daß es sehr unvorsichtig war von Dir, mein Lieber, mich gerade jetzt, wo ich von Dir selbst erfahren habe, daß Du nicht in Deinem Vermögen ruinirt bist, sondern mich einfach nicht mehr liebst, an das weiße Blatt zu erinnern, das ich noch unbeschrieben in der Hand habe. Die kleine Gaussin war doch klüger als der kluge Finanzmann, sie hat

den großen Mann des Geldmarktes jetzt in der Hand; was braucht sie weiter nach seiner Liebe zu fragen? sie hat jetzt, wo diese verflogen ist, alle Ursache, nur an ihre Zukunft zu denken und kann zum Glücke selbst die Bedingungen dictiren."

„Du — scherzest — wohl", stotterte St. Renauld.

„Ich scherze nicht. Höre mich nur weiter. Ein verliebter Ehemann war mir stets eine lächerliche Figur, Du bist jetzt genug gleichgiltig geworden gegen mich, um an meiner Seite einen herrlichen Gatten abzugeben —"

„Wie?" schrie St. Renauld auf.

„Ich habe Deine Unterschrift wie Du weißt", fuhr Mademoiselle Gaussin fort, „ich werde die meine daneben setzen und über unsere Namen einen Heirats-Kontrakt!"

„Du wärst im Stande?" rief der Finanzpächter.

„Deine Frau zu werden", entgegnete sie, sich an seinem Entsetzen weidend, „warum nicht? Ich habe das Theater, diese ewigen Aufregungen, diese zugleich glänzende und verfehmte Stellung satt, ich will versuchen die anständige, die reiche, die angesehene Frau zu spielen. „Madame St. Renauld, Pächterin der Finanzen Sr. Majestät" — klingt das nicht besser als Mademoiselle Gaussin die Schauspielerin. O ich

denke, ich werde diese Rolle um nichts schlechter spielen als meine früheren; man findet sich ja so leicht in die Damastpolster einer Staatskarosse, in den Sammetfauteuil einer ersten Rangloge hinein, man spielt mit dem Fächer, man kokettirt mit dem König —"

„Mit dem König?" unterbrach St. Renauld eifersüchtig.

„Ja wohl", erwiderte die Gaussin, „aber nicht mit ihm allein."

„Nicht — mit ihm allein", wiederholte der Finanzpächter; er begann sich vor der Gaussin zu fürchten. „Bin ich von Sinnen", rief er, „oder bist Du es? ich kenne Dich nicht mehr."

„Du lernst mich eben erst kennen", spottete die Gaussin; „bis jetzt habe ich immer eine Maske getragen, jetzt siehst Du mein wahres Gesicht."

„Aber dieses Gesicht gefällt mir nicht", sagte St. Renauld bitter.

„Um so besser", lachte die Schauspielerin, „dann wirst Du mich nicht geniren, wenn mich die Herren von Hofe besuchen, Du wirst nicht eifersüchtig sein, wenn irgend ein schöner Offizier —"

„Und wenn ich eifersüchtig bin?" schrie St Renauld, empört aufspringend, „wenn ich Dir verbiete, irgend Jemand zu empfangen."

„Dann werde ich gezwungen ſein, meinen ſchönen Offizier zu bitten, daß er mich von Dir befreit", ſagte die Gauſſin mit unnachahmlicher Gleichgiltigkeit.

„Wie etwa?" fragte St. Renauld ironiſch.

„Indem er Dir eine Herausforderung ſchickt", ſagte Mademoiſelle Gauſſin, mit den Spitzen ihres Aermels ſpielend, „und Dich im Duell erſticht."

„Deſſen wärſt Du fähig?" ſtammelte St. Renauld, ſtarr vor Abſcheu.

„Ja, deſſen wäre ich fähig", erwiderte die Schauſpielerin ſich erhebend, „aber rege Dich nicht unnöthig auf", fuhr ſie fort, indem ſie ihn auf die Schulter klopfte, „ich werde Dich zu keiner Heirath zwingen; wozu wäre das gut? mir iſt meine Freiheit lieber, ich weiß ein viel beſſeres Mittel, mir meine Zukunft zu ſichern."

„Ein beſſeres Mittel", wiederholte ihr Anbeter, der viel zu früh aufgeathmet hatte, „und das wäre?"

„Wie Du auf einmal naiv biſt." Die kleine Gauſſin begann laut zu lachen und hüpfte ausgelaſſen im Zimmer umher. „Ich müßte ja verzweifeln, wenn ich überall, in der Loge, im Wagen, auf der Promenade Ihr langweiliges, grämliches Geſicht an meiner Seite ſehen müßte, mein Herr Finanzblutegel! Sie haben ſich genügend an den beſten Säften Frankreichs

vollgesaugt, nun wollen wir einmal Ihnen Blut lassen! Nein, ich schreibe keinen Heirathskontrakt, Monsieur de. St. Renauld, aber einen Wechsel auf fünf Millionen Franken."

„Sie sind von Sinnen, Mademoiselle!" rief St. Renauld, dem es kalt über den Rücken lief.

„Sie waren von Sinnen", höhnte sie ihn, „als Sie mir das weiße Blatt mit ihrer Unterschrift gaben. Morgen wird Ihnen der Wechsel präsentirt."

„Mein Gott!" stöhnte St. Renauld, indem er in einen Stuhl sank, „wie soll ich ihn denn bezahlen?"

„O, seien Sie ruhig, ich werde Ihrem Scharfsinn schon zu Hilfe kommen", entgegnete die Schauspielerin boshaft; „ich lasse Sie in den Schuldthurm sperren, dort werden Sie Muße haben, Mittel und Wege zu finden, um Ihre Schuld an mich zu bezahlen."

„Fünf Millionen!" jammerte der reiche Finanzpächter; „dieser Wechsel verschlingt, ja mein ganzes Vermögen. Haben Sie doch Mitleid mit mir, Mademoiselle Gaussin!"

„Mitleid! ich?" rief die Schauspielerin, indem sie ein rohes Gelächter aufschlug. „Verkaufen Sie Ihr Haus in Paris, Ihr Landhaus in Versailles, Ihre

Güter, Ihre Juwelen, Ihre Equipagen, es wird endlich doch reichen."

„Ja, es wird reichen", ſeufzte St. Renauld, „aber ich, was beginne ich? ich bin ein Bettler."

„Sie? Sie können dann die Straße kehren", entgegnete die Gauſſin mit herzloſer Kälte, „es ſoll eine der Geſundheit ſehr zuträgliche Beſchäftigung ſein, oder wenn Ihnen das nicht behagt, kaufen Sie ſich einen Affen und ziehen wie unſere Savoyarden ſingend durch die Dörfer:

La marmotte, la marmotte!

und wenn Ihnen von Ihren Millionen nicht ſo viel übrig bleibt, um einen Affen zu kaufen, ſo richten ſie einen Pudel ab und laſſen Sie den Gaſſenjungen ſeine Künſte ſehen."

Dem reichen Manne war das Weinen nahe, er fand keine Worte mehr, er ſaß und ſtarrte vor ſich hin wie ein Erfrorener.

„Aber da fällt mir ein", begann die Gauſſin von Neuem, indem ſie ſich mit dem teufliſchen Behagen einer herzloſen Courtiſane auf dem Divan ausſtreckte, „daß ich doch etwas für Sie thun kann: Sie können mein Bedienter ſein, wenn Sie wollen, Sie werden in der Livree recht ſtattlich ausſehen."

„Ihr Be — dien — ter?" ſtammelte St. Renauld.

„Ja — ich gebe Ihnen zehn Franken monatlich, und wenn Sie sich gut aufführen", sprach die Schauspielerin mit einem leichten Gähnen, „ich meine recht gehorsam und dienstfertig sind, dann soll es mir auf fünf Franken mehr im Monate nicht ankommen, Sie werden immer in meiner Nähe sein; wenn der schöne Offizier kommt, o! er ist wunderschön! werden Sie ihn empfangen und auf der Hintertreppe zu mir führen und wenn er fortgeht, ihm die Treppe hinableuchten —"

„Ich soll das?" schrie St. Renauld auf; „ich, Gaussin, der Sie so sehr liebt? lieber will ich in die Seine gehen —"

„Sie lieben mich?" spottete die Schauspielerin.

„Ich? O! ich Narr, ich Dummkopf, ich bete Sie an, Sie Herzlose, Grausame!" rief St. Renauld; „vollenden Sie Ihr Werk und lassen Sie mich zu Ihren Füßen sterben." Mit diesen Worten war er zu ihr geeilt und hatte sich vor ihr niedergeworfen.

Die Gaussin antwortete mit einem triumphirenden Lachen, während er sein Gesicht in den Händen barg, um die Thränen nicht sehen zu lassen, welche ihm die Wangen hinabliefen.

Jetzt erhob sie sich leise, holte aus dem Nebenzimmer eine kleine Cassete und klopfte mit dem

Schlüſſel derſelben ihrem in Schmerz und Verzweiflung aufgelösten Anbeter leicht auf die Schulter.

Er bewegte ſich nicht.

„Hören Sie, St. Renauld“, ſprach ſie mit jenem edlen Stolz, welcher ihr ſo gut ſtand, „Sie halten mich alſo wirklich eines ſo herzloſen Egoismus, einer ſo gemeinen Undankbarkeit und Gewinnſucht, wie ich Ihnen dieſelben vorgeſpielt habe, fähig? Und ein ſolches Scheuſal könnten Sie noch auf den Knieen anbeten, während Sie Ihre gute kleine Gauſſin ſeit einem Jahre mit Ihrem Mißtrauen und Ihrer Gleichgiltigkeit ſo abſcheulich gequält haben? ſchämen Sie ſich.“

St. Renauld richtete ſich auf und ſah ſie überraſcht an.

„Oeffnen Sie“, fuhr die Gauſſin fort, ihm Käſtchen und Schlüſſel reichend, „und leſen Sie.“

Der Finanzpächter ſprang auf und that, wie ſie ihn geheißen. In dem Käſtchen fand er das weiße Blatt, das er ihr mit ſeiner Unterſchrift vor einem Jahre gegeben hatte.

„Leſen Sie“, wiederholte Gauſſin.

Er las: „Ich verſpreche, daß ich meine kleine Gauſſin ewig lieben werde.“

Während er noch las, zitterte das Blatt in ſeinen

Händen und ſeine Thränen fielen auf daſſelbe herab, dann lag er plötzlich vor der guten Seele auf den Knieen. „Kannſt Du mir vergeben, Du mein Engel, meine Göttin? —“

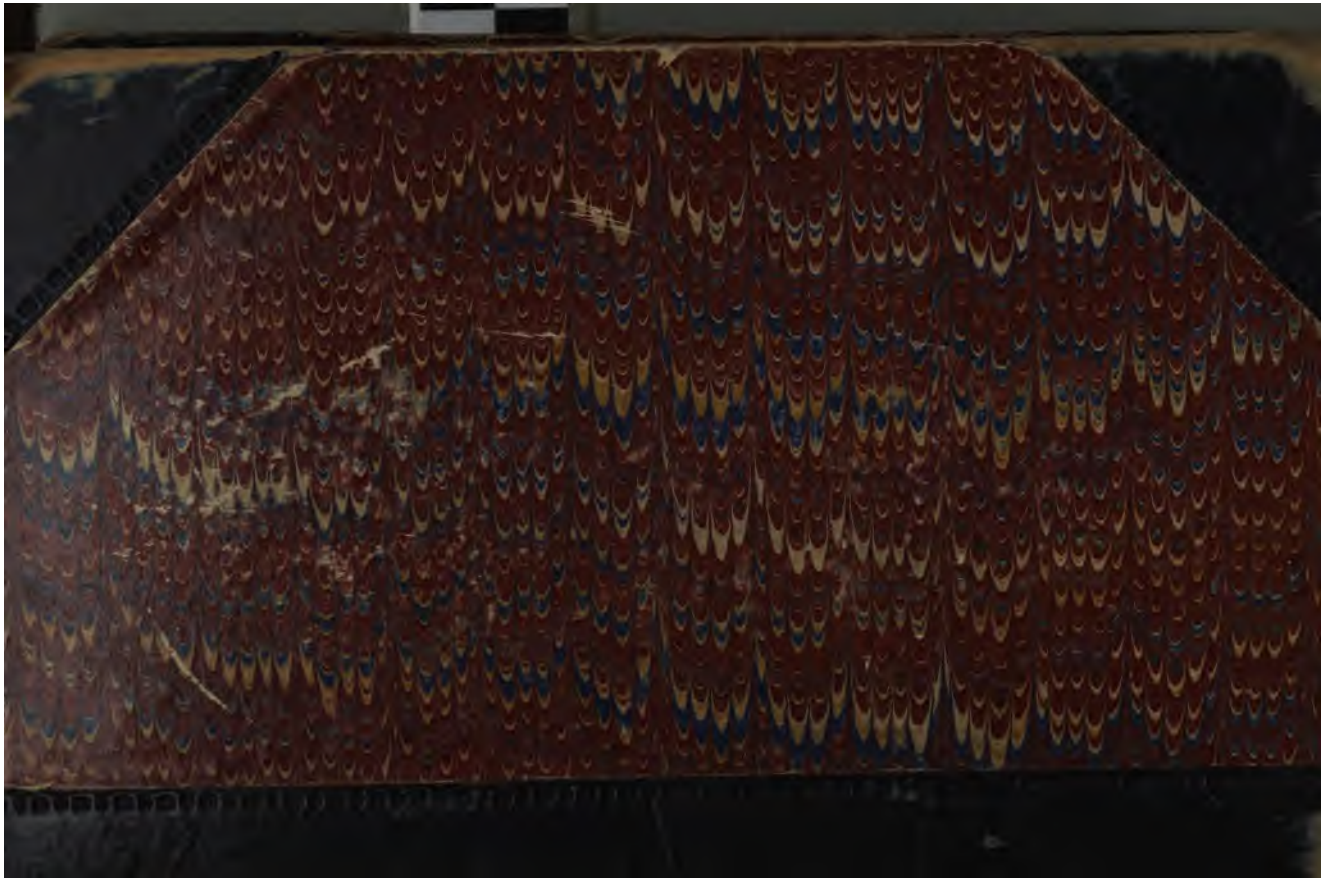
„Nur keine Phraſen“, ſcherzte ſie, „ich will nicht Dein Engel ſein, ſondern Deine kleine luſtige Gauſſin.“

„Meine Frau —!“ rief St. Renauld.

„Was fällt Dir ein?“ lachte die Gauſſin.

„O! ich weiß heute erſt, welches Kleinod ich an Dir beſitze“, ſagte der glückſelige Finanzpächter, „und ich ruhe nicht, bis Du in mein Haus einziehſt als meine Gemahlin!“

Und wirklich zwei Monate ſpäter zog Mademoiſelle Gauſſin als Frau von St. Renauld in ſein Hotel ein, und ſie ſpielte ihre Rolle als vornehme Frau um nichts ſchlechter als die Rollen, welche ſie als Schauſpielerin geſpielt hatte.

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig